

Zur Geschichte der bürgerlichen Ideologie

Akademie-Verlag Berlin 1985

Reihe: Zur Kritik der bürgerlichen Ideologie. Hrsg. v. Manfred Buhr, Nr. 106

Vorwort

Wenn man von der Interpretation einer Wissenschaft als „disziplinärer Matrix“¹ ausgeht, die nach spezifischen Standards der Erkenntnismethode, der Gegenstandsbestimmung, der empirischen Forschung, der technischen Umsetzung sowie der praktisch-politischen Begründung und Nutzenanwendung organisiert ist, dann wird in dieser Interpretation den sogenannten „klassischen“ Leistungen der jeweiligen Disziplin ein wichtiger Ehrenplatz eingeräumt. Unter solchen klassischen Leistungen werden hierbei die Werke verstanden, in denen sich profiliert und bezogen auf den *aktuellen* Stand einer Wissenschaft deren Erkenntnis- und Tätigkeitsprogramm, Gegenstandsbereich und empirisch-praktische Handlungsfähigkeit als historische „*Entwicklung*“ dokumentieren.² Postuliert wird weiter, daß eine „*Archäologie*“³ des in den klassischen Leistungen akkumulierten Wissens die Stufen, Sprünge und Sackgassen enthüllt, die eine Disziplin hinter sich bringen mußte, um ihre gegenwärtige Gestalt herauszubilden.

Auch in der bürgerlichen Soziologie ist eine derartige Traditionslinie klassischer Leistungen *institutionalisiert*. Sie soll die Konstitution der kognitiven, sozialen und historischen Identität der Disziplin präsentieren⁴: *kognitive Identität* im Hinblick auf Orientierungen, Paradigmen, Problemstellungen und Forschungsinstrumente; *soziale Identität* im Hinblick auf Prozesse organisatorischer Stabilisierung; *historische Identität* im Hinblick auf die Rekonstruktion der disziplinären Vergangenheit als Logik der Soziologie-Entfaltung. Auf den Marksteinen dieser Traditionslinie stehen die Namen jener Wissenschaftstheorien, die laut Akklamation der *bürgerlichen Soziologengemeinde* in eben klassischer Weise zur Etablierung und Expansion der Disziplin beigetragen haben.

In den folgenden Abschnitten soll der solchermaßen abgesegneten Soziologie-Geschichte nachgespürt werden. Hierbei steht allerdings nur der Entwicklungsstrang zur Debatte, der in vielfältigen und ver-[8]bindlichen Lehr-, Forschungs- und Handwerksbüchern der Disziplin als deren *allgemein-theoretischer, theorie-programmatischer Gang* durch das 19. und 20. Jahrhundert *kanonisiert* ist. Daß mit dieser Konzentration auf die *allgemeinsoziologische Theorienbildung* die Reichweite der anschließenden Abhandlung eingeschränkt ist und wesentliche, vor allem *wissenschaftssoziologische* Fragestellungen ausgeklammert sind, liegt auf der Hand. Die *Hauptaufgabe* der intendierten Untersuchung wird sein, jene klassisch-allgemeintheoretischen Leistungen, die die bürgerliche Soziologie selbst als die wichtigsten Etappenpunkte ihrer Geschichte ausgibt, in zweierlei Hinsicht zu befragen: *Erstens* – wie sie der „Natur ihres Gegenstandes“⁵ habhaft werden; *zweitens* – wie sie den methoden- und theorienbegründenden „Diskurs über die Möglichkeit und Grenzen wissenschaftlicher Erkenntnis im Objektbereich (der Soziologie – H. H.)“⁶ gewährleisten und vorantreiben.

Es geht also um die – auf die *Langfristentwicklung* der Soziologie gezielten – Fragen, – wie die Disziplin in den verschiedenen Phasen ihrer Geschichte zu ihrem *Hauptgegenstand* kommt, in dessen Rahmen unter anderem die Problembereiche der sogenannten speziellen Soziologien abgesteckt werden;

Die folgenden Anmerkungen beziehen sich einerseits auf die zitierten *Originaltexte der vorgestellten Soziologen*, andererseits auf Texte, die *neue und die behandelten Themen besonders akzentuierende Argumente* enthalten. Die in die vorliegende Darstellung an zahlreichen Stellen eingegangenen *Ergebnisse* der – ebenfalls zahlreich vorhandenen – (bürgerlichen) „*Geschichten der Soziologie*“ werden nur in *Ausnahmefällen* zitiert (siehe dazu den *Anhang: Literatur zur Geschichte der bürgerlichen Soziologie* [S. 137]).

¹ Th. S. Kuhn, Postskript zur Analyse der Struktur wissenschaftlicher Revolutionen, in: P. Weingart (Hrsg.), *Wissenschaftssoziologie 1*, Frankfurt am Main 1972, S. 294 ff.

² Vgl. dazu P. Weingart, *Wissenschaftsproduktion und soziale Struktur*, Frankfurt am Main 1976, S. 47 ff.

³ M. Foucault, *Die Ordnung der Dinge. Eine Archäologie der Humanwissenschaften*, Frankfurt am Main 1971, S. 3.

⁴ Vgl. dazu W. Lepenies, Einleitung – Studien zur kognitiven, sozialen und historischen Identität der Soziologie, in: W. Lepenies (Hrsg.), *Geschichte der Soziologie 1*, Frankfurt am Main 1981, S. 1 und VIII ff.

⁵ F. Jonas, *Geschichte der Soziologie I*, Reinbek bei Hamburg 1976, S. 11.

⁶ D. Käsler, Einleitung, in: D. Käsler (Hrsg.), *Klassiker des soziologischen Denkens I*, München 1976, S. 13.

- wie sie im Laufe ihrer eigenen Entfaltung den Gegenstandszugriff ändert;
- in welcher Weise sie dabei die realen Verhältnisse und Bewegungen der bürgerlichen Gesellschaft deutet und (v)erklärt.⁷

Bei dem Versuch, solche Fragen zu beantworten, sind als *richtungweisend* vor allem zwei Tatbestände zu beachten. Einerseits „(entsteht) die bürgerliche Soziologie ... mit dem Bemühen der jungen Bourgeoisie in ihrer aufsteigenden Periode, sich ihrer Stellung in der Gesellschaft und des gesellschaftlichen Gesamtzusammenhangs bewußt zu werden“.⁸ Andererseits wird die bürgerliche Soziologie von der Bourgeoisie nicht nur „als Waffe gegen den Feudalismus und das kirchliche Dogma“⁹ benutzt, sondern – mit (und nicht zuletzt zur) Durchsetzung der Bürgerherrschaft – auch als Knüppel gegen die Arbeiterklasse.

Die folgende Abhandlung konzentriert sich – um das umfassende Thema „Theoriengeschichte“ handhabbar zu machen – auf drei *Diskussionsbereiche*:

- Sie unternimmt den Versuch, die Geschichte der Soziologie als die Linie deutlich werden zu lassen, entlang der sich die *Gegenstandsbestimmung* der Disziplin entfaltet; entlang der sich die Kon-[9]zeption und Klärung gesellschaftlicher Verhältnisse, geschichtlicher Prozesse und sozialen Handelns entwickeln. (Dieser Weg ist von Talcott Parsons als der „convenient way“¹⁰ zur soziologischen Begrifflichkeit und zu den soziologischen Theorien etikettiert worden.)
- Sie bezieht sich schwergewichtig auf die Entwicklung der Disziplin in *Westeuropa* (Großbritannien, Frankreich, Deutschland/BRD) und in den *USA*, da sich die wesentlichen Attribute der bürgerlichen Soziologie vor allem in diesen Regionen herauskristallisiert und in Szene gesetzt haben.
- Sie stellt ihr Thema insofern *beispielhaft* vor, als ihre Argumentation an ausgewählten, durch die vorliegenden (bürgerlichen) „Geschichten der Soziologie“ *legitimierten* Werken orientiert ist, an Werken, die sowohl Klassikern der *gesamten* bürgerlichen Soziologenwelt wie den wichtigsten Protagonisten der hier präsentierten *nationalen* scientific communities zuzurechnen sind.

[10]

⁷ Vgl. dazu die argumentative Konzeption in: I. S. Kon, *Der Positivismus in der Soziologie*, Berlin 1968.

⁸ R. Schulz, *Geschichte der Soziologie*, in: W. Eichhorn I u. a. (Hrsg.), *Wörterbuch der marxistisch-leninistischen Soziologie*, Berlin 1969, Opladen 1969, S. 141.

⁹ Ebenda.

¹⁰ T. Parsons, *The Structure of Social Action*, Glencoe 1937, Preface. Ausgespart bleibt bei diesem „convenient way“ (und damit auch in der vorliegenden Erörterung) die Entwicklung der – in der bürgerlichen Soziologie so bezeichneten – „empirischen Sozialforschung“. Vgl. dazu J. Madge, *The Origins of Scientific Sociology*, Glencoe ²1964; P. F. Lazarsfeld, *The Sociology of Empirical Social Research*, in: *American Sociological Review*, 27, 1962, S. 757 ff.; und den Abschnitt „Kontinuität und Diskontinuität in der empirischen Sozialforschung“, in: W. Lepenies (Hrsg.), *Geschichte der Soziologie III*, Frankfurt am Main 1981, S. 12 ff.

Ahnengalerie: Einige Klassiker und ihre folgenreichen Programme

Die Auswahl der Klassiker, deren Beitrag zur Konstituierung und Entwicklung der bürgerlichen Soziologie anschließend skizziert wird, läßt sich dadurch legitimieren, daß in ihr jene zusammengefaßt sind, die – nach dem Selbstverständnis der Disziplin – als *unverzichtbare Träger* ihrer Geschichte und damit ihrer wissenschaftlichen Qualität zu gelten haben. Diese Klassiker können daher dem Kreis von Gründern und „Entwicklungshelfern“ zugerechnet werden, ohne die die bürgerliche Soziologie „nicht auskommen kann“¹¹, weil sie sowohl die wichtigsten Etappen der (von der Disziplin selbst „anerkannten“) Soziologie-Geschichte repräsentieren wie auch für den gegenwärtigen Stand des Faches zumindest als traditionsträchtige Galionsfiguren von Bedeutung sind.

1. Claude-Henri de Saint-Simon und Auguste Comte

„Terminer la révolution!“¹² Mit diesem Kampfesruf macht sich Anfang des 19. Jahrhunderts Saint-Simon (1760-1825) daran, die Französische Revolution als „crise“ zu deuten, die – um den Aufstieg der Bourgeoisie und den von ihr erwarteten gesellschaftlichen Fortschritt zu sichern – beendet werden muß. Geschehen soll das durch zweierlei. Einmal soll akzeptiert werden, daß „la crise“ der *notwendige* „changement total du système social“¹³ zur *Herrschaft der Bourgeoisie* ist; andererseits soll alles abgewehrt werden, was diese Herrschaft attackiert – vor allem die befürchteten Angriffe durch das *Proletariat*, durch die *Arbeiterklasse*, die sich mit der Industrialisierung langsam entwickelt und in den Revolutionskämpfen wichtige politische Erfahrungen sammelt¹⁴. Saint-Simon, gräflicher Herkunft und mit großbürgerlicher Perspektive, geht davon aus, die Grundlage für „seine“ Beendigung der Revolution mit Hilfe einer neu zu konzipierenden „*Wissenschaft vom Menschen*“¹⁵ zu schaffen. Im Unterschied zur bisherigen spekulativen Geschichtsphilosophie muß – [11] so die Forderung von Saint-Simon – die „neue“ Wissenschaft in doppelter Hinsicht „*positiv*“¹⁶ sein. Sie hat sich einmal – sozusagen als bürgerlicher Schlag gegen die klerikal-feudalistische Inbesitznahme – Gesellschaft und Geschichte wie „*einem Stück Natur*“ zu nähern und diese, ohne Bezug auf göttliches Walten und abstrakte Wesenheiten, „*naturwissenschaftlich*“ aus ihrer *internen Gesetzmäßigkeit und Ordnung* zu erklären. Und sie hat zum anderen den Kriterien praktisch-politischer Nutzenanwendung zu entsprechen, die aus dem *utilitaristisch* vorgegebenen *Zielzustand* des geschichtlichen Prozesses abgeleitet werden, dem Zustand des „größtmöglichen Glücks für die größtmögliche Zahl“ (Jeremy Bentham).

Das Fortschreiten zur und das baldige Erreichen der Benthamschen Glückseligkeit – die selbstverständlich die der Bürger ist, aber doch dem Wohle aller dient – meint Saint-Simon nun gerade mit seiner positiven Wissenschaft aufgedeckt zu haben (die für Saint-Simon dadurch wiederum eine Bestätigung ihrer „positiven“ Qualität erhält). Denn er glaubt, durch seine „auf Beobachtung basierende“¹⁷ und „feste Gesetze“¹⁸ ermittelnde Wissenschaft den *Weg der Menschheit*, deren „*naturgesetzlichen*“ Entwicklungsprozeß herausgefunden zu haben, aus dessen Ordnung und Gesetzmäßigkeit die vorfindbaren „*Fakten*“ der Gesellschaftsgeschichte erklärt werden können. Für Saint-Simon besteht der Entwicklungsprozeß im „*notwendigen*“ *Fortschreiten des menschlichen Geistes*, der vom theologischen über das metaphysische bis zum positiv-wissenschaftlichen Stadium vorwärtsgeht und dabei die den ideellen Systemen adäquaten Gesellschaftsformen (von der Sklaverei bis zum wissenschaftlich geleiteten industriellen Staat) hervorbringt. Mit einer solchen Begründung des positiv-(sozial)wissenschaftlichen Denkmusters und der (von *diesem* bestimmten) industriellen Gesellschaft als notwendigen, gleichsam „*naturgesetzlich*“ festgelegten Endpunkten der Menschheitsgeschichte kann

¹¹ C. W. Mills, Die Klassiker, in: C. W. Mills (Hrsg.), Klassik der Soziologie, Frankfurt am Main 1960, S. 8.

¹² Zit. in N. Sombart, Henri de Saint-Simon und Auguste Comte, in: A. Weber (Hrsg.), Einführung in die Soziologie, München 1955, S. 87. – „Beendet die Revolution!“

¹³ Œuvres de Saint-Simon et d'Enfantin, Paris 1865 ff., S. 3. – „totale Veränderung des Gesellschaftssystems“

¹⁴ Vgl. dazu W. Abendroth, Sozialgeschichte der europäischen Arbeiterbewegung, Frankfurt am Main 1968, S. 15 ff.

¹⁵ C.-H. de Saint-Simon, Mémoire sur la science de l'homme, in: P. Enfantin/C.-H. de Saint-Simon, Science de l'homme, Physiologie religieuse, Paris 1858, S. 336.

¹⁶ Ebenda, S. 379.

¹⁷ Ebenda, S. 336.

¹⁸ J. St. Mill, Logik (deutsch von J. Schiel), Bd. 2, 1863, S. 488.

Saint-Simon über einen *idealistischen* Standpunkt nicht hinauskommen. Es ist allerdings ein bürgerlich-idealistischer Standpunkt, der durchaus jenseits der klerikal-feudalistischen Welt-, Gesellschafts- und Geschichtsanschauung liegt¹⁹ und statt einer theologischen oder ständisch-vertragstheoretischen eine konsequent auf die bürgerliche Klasse bezogene *evolutionistische* Perspektive anbietet.

Saint-Simons Idealismus rechtfertigt Aufstieg und Durchsetzung der Bourgeoisie, indem nicht nur die bürgerlich-industrielle Gesellschaft als *Ziel* und *Endzustand* der Menschheitsgeschichte postuliert, sondern dieser Endzustand auch als *Produkt* des – zu seiner positiv-[12]wissenschaftlichen Vervollkommnung gelangten – menschlichen Geistes ausgegeben wird. Hierbei spielt das positiv-wissenschaftliche Denken die *Hauptrolle* in einem dreifachen Sinn: Es stellt das höchste Niveau des menschlichen Geistes dar; es kann sich selbst als Endpunkt eines „naturgesetzlichen“ Prozesses erkennen (weil es sich ex definitione als einen solchen Endpunkt begreift); es ist das Mittel, mit dem die ihm zugehörige, von ihm „generierte“ Gesellschaftsform – der bürgerliche Industrialismus – zum enthistorisierten, quasinaturngleichen Schluß- und Gipfelpunkt der Geschichte perfektioniert, das heißt: als befriedete, in sich harmonische, das Glück aller bewirkende Gesellschaft vollendet wird.“²⁰

Festzuhalten ist, daß der Fortschritt zu einer solchen Gesellschaft von Saint-Simon nicht als ein *utopisches Ereignis*, sondern als eine vom menschlichen Geist getragene, aus der Entwicklung des „wissenschaftlichen“ Industrialismus folgende Konsequenz aufgefaßt wird.²¹ Den Industrialismus, dessen materielles und organisatorisches Fundament der Anwendung positiv- (natur- und sozial)wissenschaftlichen Denkens zugeschrieben wird, beschreibt Saint-Simon als eine eigentümliche, gegen die Physiokraten gewandte „*Klassenstruktur*“. Die Struktur erhält ihre besondere Qualität daraus, daß sie bei richtiger Nutzung des positiv-wissenschaftlichen Denkens den ihr zugewiesenen Klassenwiderstreit – nämlich den Gegensatz zwischen der *produktiven* (bürgerlich-industriellen) und der *müßiggehenden* Klasse (Großgrundbesitzer, Klerus, Beamten) – zum Wohle aller und zum Gelingen der perfekten, also der wissenschaftlich geleiteten, produktionseffektiven, sozialkooperativen und damit der wahrhaft „bürgerlichen“ Gesellschaft aufheben kann.²² Mit der „richtigen“, der positiv-wissenschaftlichen Methode und ihren Erkenntnissen folgenden Beendigung der Französischen Revolution und der nachrevolutionären Konsequenzen sieht Saint-Simon die Möglichkeit einer solchen Gesellschaft heraufkommen, die „die Welt nicht länger auf den Kopf stellt“.²³ Wie die Klassen im Hinblick auf ihren Beitrag, die vollendet positiv-wissenschaftliche Industriegesellschaft herauszubilden, einzuschätzen sind, skizziert Saint-Simon in einer Parabel:

„Setzen wir den Fall, Frankreich verlöre plötzlich seine fünfzig ersten Physiker, Chemiker, Physiologen, Mathematiker, Dichter, Maler, Bildhauer, Musiker und Schriftsteller;

seine fünfzig ersten Mechaniker, Zivil- und Militäringenieure, Architekten, Ärzte, Chirurgen, Apotheker, Seeleute, Uhrmacher;

seine fünfzig ersten Bankleute, seine zweihundert ersten Kaufleute, [13] seine sechshundert ersten Landwirte, seine fünfzig ersten Schmiedemeister, Waffenfabrikanten, Färber, Bergleute, Tuchfabrikanten, Kattunfabrikanten, Seidenfabrikanten, Leinwandfabrikanten, Kurzwarenfabrikanten, Steingut- und Porzellanfabrikanten, Kristall- und Glaswarenfabrikanten, Reeder, Spediture, Drucker, Kupferstecher, Gold- und Metallarbeiter;

seine fünfzig ersten Maurer, Köhler, Tischler, Hufschmiede, Gießer und hundert andere Personen aus den anderen bisher nicht genannten Berufen, die fähigsten Männer der Wissenschaft, der Kunst und des Handwerks – im Ganzen die dreitausend Gelehrten, Künstler und Arbeiter Frankreichs. Diese Männer sind die wesentlichen Männer Frankreichs, die die wichtigsten Erzeugnisse herstellen ... Verlöre die Nation diese Männer, so würde sie zu einem Körper ohne Seele, sie würde sofort minderen

¹⁹ Vgl. dazu I. S. Kon, Der Positivismus in der Soziologie, a. a. O., S. 4.

²⁰ Vgl. dazu G. Salomon-Delattre, Die Lehre Saint-Simons, Neuwied 1962, S. 15 ff.

²¹ Vgl. dazu G. Kiss, Einführung in die soziologischen Theorien I, Opladen³ 1977, S. 229.

²² Vgl. dazu R. Herrnstadt, Die Entdeckung der Klassen, Berlin 1965, S. 264 ff.

²³ Œuvres de Claude-Henri de Saint-Simon, Bd. 2, Paris 1966, S. 17 (L'Organisateur), und C.-H. de Saint-Simon, Parabel, in: T. Ramm (Hrsg.), Der Frühsozialismus, Stuttgart 1956, S. 25.

Wert haben als die Nationen, deren Rivalin sie heute ist, und sie würde ihnen auch so lange unterlegen bleiben, bis der Verlust ausgeglichen und ihr ein neuer Kopf nachgewachsen wäre ...

Unterstellen wir jetzt einen anderen Fall. Angenommen, Frankreich behielte all seine genialen Männer in der Wissenschaft und in den Künsten, dem Handwerk und dem Gewerbe, aber es hätte das Unglück, an einem Tag Seine Königliche Hoheit, den Bruder des Königs, Seine Hoheit, den Herzog von Angoulême (usw.) ... zu verlieren ... – Nehmen wir weiter an, es verlöre zur gleichen Zeit alle Großwürdenträger, Staatsminister (mit oder ohne Portefeuille), Staatsräte, die Sachbearbeiter für Petitionen im Staatsrat, Marschälle, Kardinäle, Erzbischöfe, Bischöfe, Großvikare und Domherren, alle Präfekten und Unterpräfekten, Ministerialbeamten, Richter und dazu noch die zehntausend reichsten Eigentümer von denen, die vornehm leben. Dieses Ereignis würde sicherlich die Franzosen betrüben, weil sie gute Menschen sind und nicht gleichgültig eine so große Zahl ihrer Mitbürger plötzlich verschwinden sehen könnten. Doch würde der Verlust von dreißigtausend Personen, die als die wichtigsten im Staat angesehen werden, nur ihrem Gefühl Schmerz bereiten, denn es entstünde hieraus kein politisches Unglück für den Staat ... Sie schaden nur dem Gedeihen der Nation, denn sie nehmen den Gelehrten, Arbeitern und Künstlern in der allgemeinen Anerkennung den ersten Platz weg ...²⁴

Um der produktiven Klasse den ihr gebührenden Platz einzuräumen, ist – so Saint-Simon – die Französische Revolution notwendig gewesen. Sie und ihre Nachwirkungen müssen aber jetzt – Saint-Simon [14] verfaßt seine Hauptwerke zwischen 1813 und 1825 – zu einem solchen Ende gebracht werden, daß diese Klasse tatsächlich zur gesellschaftsbestimmenden Herrschaft gelangt, das positiv-wissenschaftliche Denken durchsetzt und den dadurch fundierten Industrialismus zum Wohle und zur Freiheit aller verwirklicht. Denn „la base de la liberté c’est l’industrie“²⁵: Werde die Französische Revolution in diesem Sinne „abgeschlossen“, sei der Weg für die positive Endepoche der Geschichte frei. Nun könnten unter *Führung durch Wissenschaftler und Industrielle* die öffentlichen Angelegenheiten geplant und organisiert werden, wobei die Wissenschaftler die „spirituellen“ und die Industriellen die faktischen Träger des Gesellschaftsprozesses sind.²⁶ „Ein Industrieller ist derjenige, der arbeitet, um Güter herzustellen oder um den verschiedenen Gliedern der Gesellschaft ein oder mehrere materielle Mittel zur Verfügung zu stellen, die zur Befriedigung ihrer Bedürfnisse oder ihrer leiblichen Genüsse dienen sollen. Ein Landwirt, der Getreide sät ..., ist ein Industrieller; Wagner, Schmiede, Schlosser, Maurer sind Industrielle; Fabrikanten von Schuhen, Leinen, Tuchen ... sind ebenfalls Industrielle ... Alle Industriellen arbeiten, um für alle Glieder der Gesellschaft alle materiellen Mittel zu produzieren und sie ihnen zur Verfügung zu stellen zur Befriedigung ihrer Bedürfnisse und ihrer leiblichen Genüsse. Sie bilden drei große Klassen: Bauern, Handwerker und Kaufleute.“²⁷

Daß Saint-Simon bei der Konstruktion der „*classe productive*“, zu der neben Wissenschaftlern und Industriellen auch die Künstler gehören, den sich real entwickelnden Industrialismus nicht als kapitalistischen und klassenantagonistischen, sondern als *abstrakten* und *widerspruchsfreien* Produktions- und Verteilungsprozeß thematisiert, ist offensichtlich. Der Grund für diese Art der Argumentation liegt vor allem darin, daß Saint-Simon seine Konzeption des Industrialismus auf einen ebenso abstrakten *Arbeits- und Leistungsbegriff* bezieht. Über „Arbeit“ und „Leistung“ sieht Saint-Simon einerseits die *Interessenidentität* innerhalb der produktiven Klasse und die „*klassenlose*“ *Rangfolge* von den Unternehmern bis zu den Land- und Manufakturarbeitern gewährleistet. Aus der (unterstellten) Arbeits- und Leistungsorientiertheit des Industrialismus ergibt sich für Saint-Simon andererseits der Schluß, das Problem „*Eigentum*“ als mindere Frage auszuklammern und den Müßiggang der „*classe oisive*“ [müßige Klasse] (der immerhin die „Restbestände“ des Feudalsystems, das Beamten-tum, die Kirchen angehören) als einen Fleck auf der Weste des Industrialismus zu deuten, der sich mit der Durchsetzung der wissenschaft-[15]lich-industriellen, damit der leistungsgesellschaftlichen Konditionen „sachlogischerweise“ von selbst auflöst. Insgesamt ist Saint-Simon daher äußerst optimistisch: „Unter den industriellen Bedingungen wird eine ... klassenlose Gesellschaft entstehen, in

²⁴ Œuvres de Claude-Henri de Saint Simon und Parabel, ebenda, S. 17 ff. und 25 ff.

²⁵ Zit. in: G. Salomon-Delatour, Die Lehre Saint-Simons, a. a. O., S. 82. – „die Grundlage der Freiheit ist die Industrie“

²⁶ Vgl. dazu J. L. Talmond, Politischer Messianismus, Köln und Opladen 1963, S. 44.

²⁷ Zit. in: G. Salomon-Delatour, Die Lehre Saint-Simons, a. a. O., S. 72.

der die persönliche Herrschaft aufhören wird: Die Regierung wird sich von einer Herrschaft über Personen zu einer Verwaltung von Sachen verändern und die Nation in eine große Produktionsgenossenschaft umgestalten. Produktionsplanung und Güterverteilung werden von den ‚Fähigsten‘ bzw. den besten Technokraten und Wissenschaftlern zur Zufriedenheit aller organisiert: Herrschaft geht in Verwaltung von Sachen über, wobei sich der Kampf gegen Menschen in einen Kampf gegen die Natur verwandelt wird. Industrialismus produziert folglich den sozialen Frieden²⁸ – und zwar nicht nur in nationalen Gesellschaften, sondern, da der Fortschritt zum wissenschaftlich-industriellen Stadium und damit zu Freiheit, Gleichheit und Glück weltweit erfolgt, auch im internationalen Maßstab („Weltgemeinschaft“ als „Menschheits-Gesellschaft“). Im „Kapital“ zeigt Marx in karikaturistischer Weise, daß Saint-Simon mit seinem Optimismus der Zirkulationssphäre des „Industrialismus“ aufgesessen ist: „Die Sphäre der Zirkulation oder des Warenaustausches, innerhalb deren Schranken Kauf und Verkauf der Arbeitskraft sich bewegt, war in der Tat ein wahres Eden der angeborenen Menschenrechte. Was allein hier herrscht, ist Freiheit, Gleichheit, Eigentum und Bentham. Freiheit! Denn Käufer und Verkäufer einer Ware, z. B. der Arbeitskraft, sind nur durch ihren freien Willen bestimmt. Sie kontrahieren als freie, rechtlich ebenbürtige Personen ... Gleichheit! Denn sie beziehen sich nur als Warenbesitzer aufeinander und tauschen Äquivalent für Äquivalent. Eigentum! Denn jeder verfügt nur über das Seine. Bentham! Denn jedem von den beiden ist es nur um sich zu tun. Die einzige Macht, die sie zusammen und in ein Verhältnis bringt, ist die ihres Eigennutzes, ihres Sondervorteils, ihrer Privatinteressen. Und eben weil so jeder nur für sich und keiner für den andren kehrt, vollbringen alle, infolge einer prästabilierten Harmonie der Dinge oder unter den Auspizien einer allpffiffigen Vorsehung, nur das Werk ihres wechselseitigen Vorteils, des Gemeinnutzens ...“ Und in den „Grundrissen“ fügt Marx hinzu: „Die Pointe liegt ... darin, daß das Privatinteresse selbst schon ein gesellschaftlich bestimmtes Interesse ist und nur innerhalb der von der Gesellschaft gesetzten Bedingungen und mit den von ihr gegebenen Mitteln erreicht werden kann.“²⁹ Gerade auf diese *konkret-gesellschaftliche (Form-)Bestimmung* und deren Ausarbeitung kommt es aber – kritisch gegen Saint-Simons [16] Vorgehen gerichtet – an, wenn der „Industrialismus“ begriffen werden soll.

Saint-Simons „Idealsozialismus“ oder „Sozialidealismus“ stellt zweifellos eine eindeutige *Apologie* von Aufstieg und Herrschaft der Bourgeoisie dar. Diese Apologie thematisiert zwar – und das ist ihre historisch-fortschrittliche Seite – „Arbeit“ und „Leistung“ als gesellschaftliche Organisationsprinzipien. Indem sie das jedoch in *abstrakter* Weise macht, *ideologisiert* sie aber gleichzeitig die bürgerliche Gesellschaft und die bürgerliche Klasse zu *allgemeingültigen*, zu *sozusagen endgültigen* Größen. Das wiederum geschieht im Kern dadurch, daß Saint-Simon – so der Einwand von Marx – nicht die (*privat*)*eigentumsrechtlich formbestimmte*, sondern die (auch noch als Anhängsel des „Geistesfortschritts“ ausgegebene) „*Industriearbeit*“ als solche für das Wesen erklärt und ... die alleinige Herrschaft der Industriellen ... *begehrt*“.³⁰

Von 1817 bis 1824 arbeitet Comte (1798-1857) als Sekretär bei Saint-Simon. Der ehemalige Muster-schüler der Ecole Polytechnique, permanent stellunglos wegen seiner republikanischen Gesinnung einerseits, seiner äußerst instabilen Psyche andererseits, verläßt seinen „Brotgeber“ zwar im Streit, entlehnt „seine kühnsten Ideen“³¹ aber dennoch von diesem. „Comte ist der große Systematiker der Ideen von Saint-Simon. Im Gegensatz zur Aufklärung als dem unruhig unbefriedigten („metaphysischen“ – H. H.) Zeitalter will er durch die neue Wissenschaft der Soziologie die Solidarität und Kontinuität des gesellschaftlichen Lebens wiederherstellen, die im theologischen Zeitalter geherrscht haben. Nur natürlich durch den Positivismus, nicht mehr durch Theologie oder Metaphysik.“³² Auch Comte will also die Französische Revolution beenden.³³ Er leidet aber viel mehr als Saint-Simon darunter, daß der „Abschluß“ der revolutionären Ereignisse von 1789 bis 1848 durch die stabile

²⁸ G. Kiss, Einführung in die soziologischen Theorien 1, a. a. O., S. 237.

²⁹ K. Marx, Das Kapital. Erster Band, in: K. Marx/F. Engels, Werke (im folgenden MEW), Bd. 23, Berlin 1970, S. 189 f., und K. Marx, Grundrisse der Kritik der Politischen Ökonomie, Berlin 1974, S. 74. [MEW Bd. 42, S. 90]

³⁰ K. Marx, Ökonomisch-philosophische Manuskripte (1844), in: MEW, Erg. Bd. 1, Berlin 1968, S. 534.

³¹ I. S. Kon, Der Positivismus in der Soziologie, a. a. O., S. 9.

³² K. Schilling, Geschichte der sozialen Ideen – Individuum, Gemeinschaft, Gesellschaft, Stuttgart 1958, S. 408.

³³ Vgl. dazu A. W. Gouldner, Die westliche Soziologie in der Krise 1, Reinbek bei Hamburg 1974, S. 135 ff.

Einrichtung einer konservativ-bürgerlichen Herrschaft höchst mühsam vonstatten geht und diese Herrschaft auch ab 1852 nur von einer in sich gespaltenen, unter dem zweifelhaften Schutz des „Bonapartismus“ stehenden Bourgeoisie getragen wird.³⁴ Die Möglichkeit, einen günstigeren Abschluß zu erreichen, sieht Comte nun – genau wie Saint-Simon – in der Inthronisation einer „neuen“ Wissenschaft vom Menschen, der er den Namen „Soziologie“ und den Auftrag gibt, die Frage *positiv* zu beantworten: „Können die moralischen und sozialen Tatsachen ebenso Gegenstand wissenschaftlicher Forschung sein wie die anderen Naturerscheinungen?“³⁵ Die Antwort fällt bei Comte insofern positiv aus, als er unter Soziologie „*wissenschaftliche Poli-[17]tik*“ versteht: also das Verfahren, die gesellschaftlichen Erscheinungen nach dem Muster der „*positiven*“ *Naturwissenschaften* zu analysieren und allgemein-ehernen „*Natur*“-Gesetzen über die Ordnung der beobachteten Tatbestände zu subsumieren. Hat man diese Gesetze, sind die gesellschaftlichen „Tatsachen“ und ihre Entwicklung nicht nur zu analysieren, sondern auch zu *organisieren* „wie ein Stück Natur“, ein Stück Natur, dessen (in den Gesetzen festgehaltene) Ordnungsprinzipien Comte in widersprüchlicher Weise einerseits *naturalistisch* aus der biologischen Struktur des Menschen, andererseits *idealistisch* aus der „eigengesetzlichen“ Entfaltung des menschlichen Geistes holt.³⁶ Der hier obwaltende „Geist des Positivismus“ soll sich sowohl gegen „unnachprüfbar abstrakte und absolute Begriffe“ wie gegen die Suche nach „letzten Ursachen“ richten.³⁷ Comte hindert das allerdings nicht daran, mit seiner biologisch-naturalistischen und geschichtsidealistischen Konstruktion genau das Gegenteil zu machen und auf dem nämlichen *spekulativen Niveau* zu argumentieren, das er insbesondere an der „metaphysischen“, „ordnungslosen“, auf „Revolution“ ausgerichteten Sozialphilosophie des späten 18. Jahrhunderts kritisiert.

Die Grundlinie seiner „wissenschaftlichen Politik“ legt Comte bereits 1822 in dem Aufsatz „Prospectus des travaux scientifiques nécessaires pour réorganiser la société“ fest. (Die Arbeit erscheint in dem von Saint-Simon edierten Buch „Du Contrat Social“³⁸.) „Die wichtigsten Gedanken Comtes sind schon in seiner Reorganisations-Schrift angedeutet, die für eine positiv-wissenschaftliche Grundlegung einer politischen Stabilisierung der zeitgenössischen Gesellschaft Frankreichs plädiert. Comtes ‚positive Philosophie‘ bezieht sich sodann einmal auf die anorganische und organische Welt, zum anderen auf menschliche Gesellschaften als Naturgegenstände weitestgehender Komplexität.“³⁹ Im Prospectus, den Comte später in den vierten Band des „Système de politique positive“ aufnimmt, hält er bereits fest, was er dann in seinen Hauptwerken „Cours de philosophie positive“ (6 Bände, 1830-1842) und eben „Système de politique positive“ (4 Bände, 1851-1854) zu einem quantitativ immensen – manche meinen „pedantischen“ und „langweiligen“⁴⁰ – Mosaik ausbaut: „... daß die Politik soziale Physik, ein Teil der Physiologie werden müsse, daß jeder Wissenszweig drei Stadien durchlaufe: das theologische, das metaphysische und das positive und daß das Ziel der sozialen Physik die Entdeckung von unwandelbaren Naturgesetzen des Fortschritts sei, von Gesetzen, die ebenso zwingend wären wie das Gravitationsgesetz“.⁴¹ Von dieser Position aus wendet sich [18] Comte nun gegen die „spekulative“ Sozial- und Geschichtsphilosophie, damit vor allem gegen die „metaphysischen Ideen“ der Aufklärung. Er bewerkstelligt das – wie zuvor angedeutet – dadurch, daß er seine „Wissenschaft vom Menschen“ an das rückbindet, was er die *allgemein-menschliche*, auf *unveränderlichen* organischen Bedürfnissen, Leidenschaften und Affekten basierende *Natur* nennt.⁴² Die menschliche Natur, die für Comte den großen Untersuchungsbereich der *gesellschaftlichen* „*Statik*“⁴³ abgibt, begreift er als eine

³⁴ Vgl. dazu K. Marx, Die Klassenkämpfe in Frankreich 1848-1850 (1850), in: MEW, Bd. 7, Berlin 1964, insbes. S. 33 ff., und K. Marx, Der achtzehnte Brumaire des Louis Bonaparte (1852), in: MEW, Bd. 8, Berlin 1969, insbes. S. 115 ff.

³⁵ L. Lévy-Bruhl, La philosophie d'Auguste Comte, Paris 1900, S. 258 (Übersetzung: H. H.).

³⁶ Vgl. dazu K. H. Tjaden, Soziales System und sozialer Wandel, Stuttgart 1972, S. 7 ff.

³⁷ Vgl. dazu G. Kiss, Einführung in die soziologischen Theorien I, a. a. O., S. 247.

³⁸ Deutsche Übersetzung in: W. Ostwald (Hrsg.), Auguste Comte, Leipzig 1914.

³⁹ K. H. Tjaden, Soziales System und sozialer Wandel, S. 9.

⁴⁰ C. W. Mills, Die Klassiker, in: ders. (Hrsg.), Klassik der Soziologie, a. a. O., S. 24.

⁴¹ I. S. Kon, Der Positivismus in der Soziologie, a. a. O., S. 9.

⁴² Vgl. dazu G. Canguilhem, Auguste Comtes Philosophie der Biologie und ihr Einfluß im Frankreich des 19. Jahrhunderts, in: W. Lepenies (Hrsg.), Geschichte der Soziologie III, a. a. O., S. 209 ff.

⁴³ Vgl. dazu R. Aron, Hauptströmungen des soziologischen Denkens I, Köln 1971, S. 95 ff., und A. Comte, Die Positive Philosophie II, Heidelberg 1884. (übersetzt von J. H. von Kirchmann und hrsg. von J. Rig), S. 4 ff.

Größe, die – vermittelt über arbeitsteilige Organisation, die Institution der Familie, die „sachlich“ bedingte Hierarchie und die „sympathischen Instinkte der Individuen“ – *sozialen* Charakter hat. Dieser Charakter, dessen Ausbildung in der Geschichte und der sich in beiden ausdrückende menschliche „Geist“ „modifizieren“ das Naturhaft-Statistische, Triebkraft-Egoistische der Spezies „Mensch“.

„Die allgemeine Analyse unseres sozialen Fortschritts beweist in der Tat mit unumstößlicher Gewißheit, daß, trotz der notwendigen Unveränderlichkeit der verschiedenen Grundanlagen unserer Natur, die erhabensten unter ihnen sich in einem fortgesetzten Zustande relativer Entwicklung befinden, die die Tendenz zeigt, sie ihrerseits immer mehr zu entscheidenden Mächten der menschlichen Existenz zu erheben, obgleich eine solche Umkehrung des ursprünglichen Systems weder jemals vollkommen erzielt werden kann noch darf.“⁴⁴

Die „erhabensten Grundlagen“ sind dabei die „geistigen“ Fähigkeiten des Menschen. Comte schreibt diesen die Qualität zu, sich in der Geschichte entfalten und somit den Fortschritt der Menschheit als Emanation des menschlichen Geistes garantieren zu können. Diese Emanation, die Comte auf der Ebene sowohl der *Individual-* wie der *Gattungsentwicklung* ansiedelt, erfolgt *naturgesetzmäßig*, nach dem *Dreistadiengesetz*, das Comte dem „Discours sur les progrès successifs de l’esprit humain“ (1750) von Turgot und dem „Esquisse d’un tableau historique des progrès de l’esprit humain“ (1794) von Condorcet entlehnt.⁴⁵

„Gemäß ... des Gesetzes der Geistesentwicklung der Menschheit oder des Dreistadiengesetzes ... müssen alle unsere Theorien (Geistesäußerungen – H. H.), welcher Art sie auch sein mögen, beim Individuum wie bei der Gattung notwendig nacheinander drei verschiedene ... Stadien durchlaufen, die durch die üblichen Benennungen als theologisches, metaphysisches und positives Stadium hier, wenigstens für diejenigen, die deren wahren allgemeinen Sinn gut erfaßt haben, hinlänglich genau bezeichnet sein können. Obgleich zunächst in jeder Hinsicht unentbehrlich, muß das erste Stadium hin-[19]fort stets als bloß provisorisch und vorbereitend aufgefaßt werden; dem zweiten, das tatsächlich nur eine auflösende Abart des ersten darstellt, kommt stets nur eine vorübergehende Bestimmung zu, um schrittweise zum dritten hinzuführen; in dem, als dem allein vollständig normalen (normgemäßen) in jeder Beziehung die endgültige Herrschaft der menschlichen Vernunft besteht.“⁴⁶

Die Darstellung des Dreistadiengesetzes macht den wesentlichen Inhalt des zweiten großen Untersuchungsbereiches der Comteschen Soziologie aus: des Bereichs der gesellschaftlichen „*Dynamik*“.⁴⁷ Mit dem Dreistadiengesetz begründet Comte die menschliche Entwicklung als jenen *Gang* des Menschheitsgeistes der – basierend auf den *statischen* Ordnungsprinzipien der menschlichen Natur – vom theologischen (fetischistisch-polytheistisch-monotheistischen) über das metaphysisch-„ordnungslose“ zum positiv-wissenschaftlichen, industriellen Zeitalter führt. Da das „erhabenste“ Moment des menschlichen Geistes seine Fähigkeit zu *wissenschaftlichem* Bewußtsein ist, enthält der gesetzmäßige Menschheitsfortschritt gleichzeitig die *Genesis der Wissenschaften*, die – nach ihrem Weg über Mathematik, Astronomie, Physik, Chemie und Physiologie/Biologie – mit der Herausbildung der „positiven“, der „naturwissenschaftlichen“ Soziologie endet. Hierbei stellt die Soziologie keineswegs – auch wenn sie durch Rückgriff auf die Naturwissenschaften ihre „positive“ Einstellung gewinnt – das *Schlußlicht* der Kette dar, sondern eher das Gegenteil. „Die Wissenschaften werden von Comte nach ihrer zunehmenden Schwierigkeit und Allgemeinheit eingeteilt ... Jede dieser Wissenschaften beruht auf den Ergebnissen der Vorhergehenden. Aber sie existieren alle sinnvoll nur insofern, als sie, zur Begründung der Wissenschaft von der Gesellschaft, der eigentlich ‚positiven‘ Wissenschaft beitragen.“⁴⁸ Da die Soziologie – sozusagen die *Spitzenleistung* nicht nur der positiven Epoche, sondern damit der gesamten Menschheitsgeschichte – das grundlegende Wissen sowohl über die „Statik“ wie über die „Dynamik“ des gesellschaftlichen und individuellen Lebens hat, ist sie

⁴⁴ A. Comte, Soziologie I, Jena 21923 (hrsg. von V. Dorn), S. 454.

⁴⁵ Vgl. dazu F. Jonas, Geschichte der Soziologie I, a. a. O., S. 266, und A. Comte, Soziologie II, S. 1 ff.

⁴⁶ A. Comte, Rede über den Geist des Positivismus, Hamburg 1956 (übersetzt von I. Fetscher), S. 7.

⁴⁷ Vgl. dazu R. Aron, Hauptströmungen des soziologischen Denkens I, a. a. O., S. 86 ff., und A. Comte, Die Positive Philosophie II, a. a. O., S. 4 ff.

⁴⁸ N. Sombart, Henri de Saint-Simon und Auguste Comte, a. a. O., S. 97.

einerseits „la moins abstraite et la moins analytique de toutes les sciences fondamentales“ und bietet sie andererseits den „vrai point de vue d'ensemble“.⁴⁹ Insofern kommt nach Comte die menschliche Entwicklung in dem Moment an ihr *Ziel*, in dem sie in ihrer letzten Etappe die positive Soziologie hervorbringt, die aufgrund ihrer „naturwissenschaftlichen“ Verfassung die Menschheitsgeschichte in ihrer gesetzmäßigen Gänze *und* in ihrem notwendigen, die Geistes- und Wissenschaftsentfaltung krönenden Abschluß erkennt. In diesem Sinn hat die Soziologie nicht [20] nur das entscheidende Wissen; sie „weiß“ damit zugleich, daß das positive Stadium und das, was es „erzeugt“ – nämlich vor allem den „friedlichen Industrialismus“ – als *naturgesetzmäßige Endpunkte* der Menschheitsgeschichte *gesichert* und „wissenschaftlich“ *organisiert* werden müssen.⁵⁰ Einem solchen Organisationsversuch steht allerdings die „Krise“ der französischen Gesellschaft entgegen, das heißt: der Tatbestand, daß weder unter Karl X. (1824-1830) noch unter dem „Bürgerkönig“ Louis-Philippe (1830-1848) eine unumstößliche Herrschaft des Bürgertums etabliert wird. Erst mit dem Amtsantritt von Louis-Napoleon (1848-1852), der ab 1852 (bis 1870) als Napoleon III. sein bonapartistisches Regime praktiziert,⁵¹ sieht Comte hier die Möglichkeit einer gesellschaftlichen „Beruhigung“, die der *faktischen* Verankerung der Bourgeoisie und des Positivismus den Boden bereitet. Comte merkt jedoch sehr schnell, daß weder der Franzosenkaiser noch die „Positivistische Gesellschaft“ – von Comte 1848 gegründet – in der Lage sind, *allein* bürgerlich-positive Ruhe und Ordnung herzustellen. Deshalb unternimmt Comte einen weiteren Schritt nach vorn, besser: ins Transzendente. Zu der angemahnten „energischen Diktatur“⁵² der Majestät und der geradezu kultisch organisierten Positivismus-Propaganda fügt Comte noch die Transsubstantiation der positiven Soziologie in die „Religion der Menschheit“ hinzu: eine Religion, die um die „positive Rationalität“ als göttlichem „*grand-être*“ zentriert ist und den positiv-wissenschaftlichen Industrialismus als die perfekte, von jeder Ordnungslosigkeit und niederem Interessengezänk befreite gesellschaftliche Totalität offenbart.⁵³ Was in anderen Worten heißt: „Indem Comte in seiner Gesellschaftslehre sich zum Fürsprecher einer nahezu vollständigen ‚Verselbständigung‘ der gesellschaftlichen Totalität gegenüber den sie in Wahrheit erst konstituierenden Interessen der Menschen macht, treibt er in seiner Theorie die in der zeitgenössischen gesellschaftlichen Wirklichkeit angelegten repressiven Tendenzen zu einem extrem-autoritären gesellschaftlichen und politischen Herrschaftssystem gleichsam auf die Spitze: alle individuellen Interessen der Gesellschaftsmitglieder werden dem Interesse einiger weniger ..., welche das Ganze, in dem alle Interessen aufgehoben seien, vertreten wollen, untergeordnet.“⁵⁴

Saint-Simon schwimmt mit seiner Sozialphilosophie auf der zwar unruhigen, aber doch dynamischen Welle der 89er Revolution. Er kann sich vorbehaltlos auf die „Entfesselung und Herstellung der modernen *bürgerlichen* Gesellschaft“⁵⁵ und auf die dazu notwendigen Geburtshilfen durch die Französische Revolution und Napoleon [21] beziehen. Er sieht hierin den entscheidenden Schritt zum Sieg des Industrialismus und betrachtet diesen Vorgang ungebrochen evolutionistisch und mit guter politischer Hoffnung. Marx schreibt zu der Situation – durchaus im Sinne Saint-Simons: „Die einen (die Revolutionäre – H. H.) schlugen den feudalen Boden in Stücke und mähten die feudalen Köpfe ab, die darauf gewachsen waren. Der andere (Napoleon – H. H.) schuf im Innern von Frankreich die Bedingungen, worunter erst die freie Konkurrenz entwickelt, das parzellierte Grundeigentum ausgebeutet, die entfesselte industrielle Produktivkraft der Nation verwandt werden konnte, und jenseits der französischen Grenzen fegte er überall die feudalen Gestaltungen weg, soweit es nötig war, um der bürgerlichen Gesellschaft in Frankreich eine entsprechende, zeitgemäße Umgebung auf dem europäischen Kontinent zu verschaffen.“⁵⁶ Comte hat es da viel schwerer. Er erlebt, wie die Revolution

⁴⁹ A. Comte, *Système de philosophie positive*, Paris 1942, S. 278. – „die am wenigsten abstrakte und am wenigsten analytische aller Grundlagenwissenschaften“; „echter Überblick“

⁵⁰ Vgl. dazu L. Lévy-Bruhl, *La philosophie d'Auguste Comte*, a. a. O., S. 199, und A. Comte, *Soziologie III*, S. 253.

⁵¹ Vgl. dazu W. Abendroth, *Sozialgeschichte der europäischen Arbeiterbewegung*, a. a. O., S. 26 ff.

⁵² O. Massing, *Auguste Comte*, in: D. Käsler (Hrsg.), *Klassiker des soziologischen Denkens I*, a. a. O., S. 61.

⁵³ Vgl. dazu A. Comte, *Système de politique positive*, Paris 1929, Bd. II, S. 30 ff., und Bd. IV, S. 62 ff.

⁵⁴ M. Steinhauer, *Die politische Soziologie Auguste Comtes*, Meisenheim am Glan 1966, S. 67.

⁵⁵ K. Marx, *Der achtzehnte Brumaire des Louis Bonaparte*, in: MEW, Bd. 8, a. a. O., S. 116.

⁵⁶ Ebenda.

von 1789 in die internen Fraktionskämpfe der Bourgeoisie einmündet. Er erlebt, wie sich diese dann – in der Abwehr des proletarischen Drucks – *politisch* dem Verbund von „Armee, Bürokratie und Polizei Napoleons III.“⁵⁷ unterwirft, um dadurch *ökonomisch* ihre Schafe ins Trockene zu bringen (und „absichtlich-unabsichtlich“, aber der Logik der Kapitalismusedwicklung entsprechend die Grundlagen einer umfassenden bürgerlichen Staatsmaschinerie zu schaffen). Angesichts ihrer Bewegung und Widersprüchlichkeit, ihrer „Handlungsqualitäten“ und Klassenkämpfe die Verhältnisse Frankreichs zu einem „Stück Natur“ zu erklären, die „naturgesetzmäßige“ Ordnung der sozialen „Tatsachen“ zu propagieren und das Ganze als Gipfelpunkt der zum Dreistadien-Schema degradierten Geschichte auszugeben – das läßt die Formulierung einer so fundierten positiven Soziologie für Comte in der Tat zu einer „harten Fron“⁵⁸ werden und macht dessen Zuflucht zu cäsaristischen und moralisch-religiösen Gewalten durchaus verständlich. Auch wenn man Marx' Urteil, Comte solle als philisterhafter Jünger Saint-Simons übersehen werden,⁵⁹ im Prinzip akzeptiert, muß aber doch eingeräumt werden, daß Comte in der *Mitte* des 19. Jahrhunderts die *Klassenaufgabe* der französischen Bourgeoisie „auf soziologisch“ erfüllt: Er hebt deren Anstrengungen auf ein positiv-wissenschaftliches Niveau, indem er die bürgerliche Ordnung zum ewigen, nicht mehr zu überbietenden „Naturzustand“ stilisiert und die Kollaboration der Bourgeoisie mit „noch mächtigen alten Eliten“⁶⁰ als letztes Gefecht gegen anarchisch-proletarische Ordnungstörer glorifiziert (siehe das Massaker, das der von der Bourgeoisie umjubelte General Cavaignac im Sommer 1848 an den Pariser und Lyoner Arbeitern verübt). [22]

2. Herbert Spencer

Spencer (1820-1903): im gleichen Jahr geboren wie Engels; enzyklopädisch beschlagener Autodidakt in Sachen Naturwissenschaften und Philosophie; Privatschullehrer, Eisenbahningenieur und (nach einer Erbschaft) wissenschaftlicher Schriftsteller; Freund von „George Eliot“ (= Mary Ann Evans) und John Stuart Mill.⁶¹ – Spencer sieht sich in England der „klassischen“⁶² Entwicklung von Kapitalismus und bürgerlich-industrieller Klasse gegenüber. Die Entwicklung beginnt im 15. Jahrhundert mit der (insbesondere der Wollkonjunktur zu verdankenden und Schafweiden schaffenden) „Expropriation des ländlichen Produzenten, des Bauern, von Grund und Boden“.⁶³ Dieser Landraub wird in den folgenden Jahrhunderten vom Landadel, dem sozusagen unfreiwilligen Stoßtrupp der aufkommenden bürgerlichen Klasse, brutal durchgeknüppelt; er treibt ein massenhaftes Heer von „vogelfreien Proletariern“⁶⁴ in die ländlichen und vor allem städtischen Lohnarbeitskasernen. Nachdem die Glorious Revolution (1688) „die grundherrlichen und kapitalistischen Plusmacher“⁶⁵ auf den Schild hebt, wird jene „Freisetzung“ von künftigen Lohnarbeitern dadurch weiter intensiviert, daß aufgrund der Ausbeutung des Kirchen-, Kolonial-, Kredit- und Steuersystems immense „kapitalisierbare“ Geldmittel auf ihre „Anlage“ warten. Mit Hilfe dieser Fonds vollzieht sich dann die enorme Expansion von Manufaktur und großer Industrie. Die Expansion erreicht Mitte des 19. Jahrhunderts ihren entscheidenden Punkt, als sich die ökonomische *und* die politische Herrschaft des *industriellen* Kapitals, also der „Freihändler“, der „Manchestermänner“, der „Fabrikanten“⁶⁶, endgültig durchsetzt und – vor allem mit der Abschaffung der Korngesetze (1846) – zum Fundament der englischen „Bourgeoisierepublik“⁶⁷ wird.

Für Marx und Engels ist diese „Bourgeoisierepublik“ genau mit dem gesellschaftlichen Verhältnis identisch, das die „Bewegung des von allen politischen, nationalen und religiösen Fesseln befreiten

⁵⁷ W. Abendroth, Sozialgeschichte der europäischen Arbeiterbewegung, a. a. O., S. 34.

⁵⁸ N. Sombart, Henri de Saint-Simon und Auguste Comte, a. a. O., S. 82.

⁵⁹ Vgl. dazu Marx an Engels, 7. Juli 1866, in: MEW, Bd. 31, Berlin 1965, S. 234.

⁶⁰ A. W. Gouldner, Die westliche Soziologie in der Krise 1, a. a. O., S. 137.

⁶¹ Vgl. dazu P. Kellermann, Herbert Spencer, in: D. Käsler (Hrsg.), Klassiker des soziologischen Denkens 1, a. a. O., S. 159 ff.

⁶² K. Marx, Das Kapital. Erster Band, in: MEW, Bd. 23, a. a. O., S. 744.

⁶³ Ebenda.

⁶⁴ Ebenda.

⁶⁵ Ebenda, S. 751.

⁶⁶ K. Marx, Die Chartisten, in: MEW, Bd. 8, a. a. O., S. 342.

⁶⁷ Ebenda, S. 343; vgl. dazu K. Marx, Die Wahlen in England – Tories und Whigs, in: MEW, Bd. 8, S. 336 ff.

Kapitals“⁶⁸ sichert, eines Kapitals, das seit Beginn der ursprünglichen Akkumulation „von Kopf bis Zeh, aus allen Poren, blut- und schmutztriefend“⁶⁹ um sich greift. Marx und Engels sehen in jener „Republik“ daher auch „das Terrain ... für den großen Entscheidungskampf zwischen dem industriellen Kapitalisten und dem industriellen Arbeiter“,⁷⁰ der sich im Triumph des Kapitals als dessen „heranwachsender Feind“⁷¹ in der Chartistenkampagne, den Gewerkschaften und der Ersten Internationalen Arbeiter-Assoziation organisiert und sei-[23]nen politischen Kampf vor allem auf das allgemeine Wahlrecht und den Zehn- bzw. Achtstundentag konzentriert.⁷²

Spencer faßt das alles ganz anders auf. „Die ‚bürgerliche Gesellschaft‘ (ist für ihn) die beste aller Gesellschaften. Es gehört zu den Paradoxien der Geschichte der Soziologie, daß der armselige Emigrant vom Kontinent (gemeint ist Marx – H. H.) in dem gleichen British Museum – ausgerechnet am Beispiel englischer Verhältnisse – seine Revolutionserfahrung in den Dienst ihrer vernichtenden Kritik stellt, in dem Spencer zur selben Zeit, ein paar Pulte weiter, mit unerhörtem wissenschaftlichem Pomp, ihre Ideologie entwickelt.“⁷³ Für ihn ist es eine „leicht zu erkennende Wahrheit, daß der vorhandene Typus der industriellen Organisation gleich dem vorhandenen Typus der politischen Organisation ... so gut ist, als die vorhandene menschliche Natur gestattet.“⁷⁴ Das ist das Axiom, von dem Spencer – beeinflusst vor allem durch Jeremy Bentham, John Stuart Mill und die englischen Freihandelstheoretiker⁷⁵ – ausgeht und das er mit seinen soziologischen Schriften zu untermauern versucht: insbesondere mit „Social Statics: Or, the Conditions Essential to Human Happiness Specified, and the First of them Developed“ (1851), „The Study of Sociology“ (1873), „Descriptive Sociology: Or Groups of Sociological Facts“ (1873-1881; zusammen mit James Collier, David Duncan, Richard Scheppling u. a.) und „The Principles of Sociology“ (1876-1896; 3 Bände im Rahmen des „System of Synthetic Philosophy“, das zwischen 1862 und 1896 erscheint).⁷⁶

Um zu der These zu kommen, daß die bürgerliche Gesellschaft der menschlichen Natur adäquat entspricht, sich daher mit Naturnotwendigkeit herausgebildet habe und als Endstadium dieses naturnotwendigen Prozesses keine Veränderung, vor allem keine Revolutionierung, sondern allenfalls Perfektionierung verlange – um zu einer solchen These zu kommen, setzt Spencer zunächst tief in den Gefilden der Kepler-Newtonschen Physik und Astronomie an. „Wenn es möglich war, die Keplerschen Gesetze als notwendige Folge des Gesetzes der Schwerkraft zu interpretieren, so ist es vielleicht auch möglich, die Bewegungsprinzipien der Gesellschaft ... in (ihren) mannigfachen Erscheinungen als notwendige Folge eines in ähnlicher Weise universellen Prinzips zu interpretieren.“⁷⁷

Das ist sozusagen das Motto, das über Spencers „Prinzipien der Soziologie“ steht. Es ist der Leitgedanke, entlang dessen Spencer die „mannigfachen Erscheinungen“ des sozialen Lebens – mit Hilfe einer Fülle ethnographischen, allerdings sehr unsystematisch zusammengestellten Materials und unter besonderer Berücksichtigung der [24] „Prinzipien der Biologie“ – auf eine allgemeine, „naturwissenschaftlich“ akzeptable *Grund- und Entwicklungsstruktur des Sozialen* zurückzuführen versucht.

Spencer glaubt, eine solche Grundstruktur aus einem sozusagen „materialistischen“ Prinzip ableiten zu können, indem er das Soziale, die „Gesellschaft“ im Hinblick auf die „*Gesetze (ihrer)*

⁶⁸ K. Marx, Die Chartisten, in: MEW, Bd. 8, S. 342.

⁶⁹ K. Marx, Das Kapital. Erster Band, in: MEW, Bd. 23, S. 788.

⁷⁰ F. Engels, England, in: MEW, Bd. 8, S. 209; vgl. dazu F. Engels, Die Lage Englands, in: MEW, Bd. 1, Berlin 1969, insbes. S. 570 ff.

⁷¹ K. Marx, Die Chartisten, in: MEW, Bd. 8, S. 344.

⁷² Vgl. dazu K. Marx, Das Kapital. Erster Band, in: MEW, Bd. 23, S. 315 ff.; K. Marx, Die Chartisten, in: MEW, Bd. 8, S. 344 ff., und W. Abendroth, Sozialgeschichte der europäischen Arbeiterbewegung, a. a. O., S. 34 ff. und 51 ff.

⁷³ N. Sombart, Herbert Spencer, in: A. Weber (Hrsg.), Einführung in die Soziologie, a. a. O., S. 115.

⁷⁴ H. Spencer, Das Klassenvorurteil, in: C. W. Mills (Hrsg.), Klassik der Soziologie, a. a. O., S. 43.

⁷⁵ Vgl. dazu I. S. Kon, Der Positivismus in der Soziologie, a. a. O., S. 26.

⁷⁶ Da sich Spencer intensiv nicht nur um die Entwicklung der Soziologie, sondern ebenso auch um die der Biologie, der Psychologie, der Politologie gekümmert hat (vgl. dazu seine Schriften: Die Prinzipien der Biologie I/II, Stuttgart 1876/77; Die Prinzipien der Ethik I/II, Stuttgart 1879-1895; Die Prinzipien der Psychologie I/II, Stuttgart 1882-1886), kann er durchaus auch als „Klassiker“ dieser Disziplinen betrachtet werden.

⁷⁷ H. Spencer, Progreß, in: H. P. Dreitzel (Hrsg.), Sozialer Wandel, Neuwied 1967, S. 128.

*Organisation*⁷⁸ als Teil des *organischen* Lebens qualifiziert. Daher ist es für ihn zwingend, die wissenschaftliche Fassung dieses Prinzips in der Biologie zu suchen. In der *Deszendenztheorie* von Jean Baptiste Lamarck und in den damals vorgestellten – vor allem von Karl E. von Baer ermittelten – *embryologischen Erkenntnissen* findet er die Ansatzpunkte, von denen aus er das *Grund- und Evolutionsgesetz des organischen Lebens* formulieren zu können meint.⁷⁹ Die Deszendenztheorie enthält die These von der *Wandelbarkeit der Arten*, die durch das – den Organismen unterstellte – *Streben nach Vervollkommnung* und die *Vererbung erworbener Eigenschaften* erklärt wird. Die Embryologie bietet die Beobachtung an, daß sich der Embryo vom *Einfachen zum Komplexen*, vom Unbestimmten zum Bestimmten entwickelt und in seiner Ontogenese offensichtlich die *Phylogenese* der ihm vorausgehenden Arten reproduziert. Spencer faßt beide Linien zusammen und kommt so zu jenem von ihm gesuchten Grund- und Evolutionsgesetz des organischen Lebens. Mit diesem Gesetz beschreibt er das organische Leben als eine Struktur, die von einem *universalen Entwicklungsprinzip* gesteuert wird und deren Evolution durch fortlaufend *differenzierende Differenzierungen weitergebende und auf jeweils höherer Stufenleiter integrierende Prozesse* von den einfachen zu den hochkomplexen Organismen führt. „Die Entwicklung ist eine Integration der Materie (bei Spencer: matter), die von einem Aufwand an Bewegung begleitet wird; während ihres Verlaufs geht die Materie aus unbestimmter, zusammenhangsloser Homogenität in bestimmte, zusammenhängende Heterogenität über, und die aufgewendete Bewegung erfährt eine gleichlaufende Umformung.“⁸⁰

Die Evolution selber vollzieht sich, indem Stufe für Stufe *strukturelle Veränderungen* im „inneren Bau“ der Organismen durchgesetzt werden. Diese Veränderungsprozesse bedingen die Entwicklung von den einfachen zu den komplexen und den Super-Organismen (wie Spencer die menschlichen Gesellschaften nennt) und damit „von der unspezifizierten Masse gleichförmiger und unzusammenhängender ‚Aggregate‘ zu funktionsspezifischen Einheiten ungleichförmiger, aber zusammenhängender ‚Systeme‘“.⁸¹ Die Herausbildung und Se-[25]lektion jener strukturellen Veränderungen, die sich als zunehmende organische *Differenzierung, Spezialisierung, Funktionalisierung* und *Individualisierung* entfalten und auf jeweils höheren Integrationsniveaus vereinheitlicht werden, macht Spencer abhängig vom Zusammenwirken (organismus-) „endogener“ und „exogener“ Faktoren. Die exogenen Faktoren resultieren aus der physikalischen Umwelt, an die sich die Organismen auf der Basis ihrer Aktivitäten anzupassen haben. Die endogenen Faktoren, die diese Aktivitäten steuern, ergeben sich aus der „prinzipiellen“ Ausstattung der Organismen mit einem universalgesetzlich funktionierenden Streben nach Entwicklung und Integration, Gleichgewicht und Vervollkommnung. Die besten Anpassungs- und Überlebenschancen werden hierbei jenen Organismen zugewiesen, bei denen sich dieses Streben besonders nachdrücklich durchsetzt und die deshalb mit den exogenen Faktoren optimal zu Rande kommen – getreu der Spencerschen These vom „survival of the fittest“ [Überleben des Passendsten, des Stärkeren], die er später dann in seine Soziologie übernimmt.⁸²

⁷⁸ H. Spencer, Auszug aus „Die Principien der Sociologie I“ (Stuttgart 1877), in: F. Jonas, Geschichte der Soziologie I, a. a. O., S. 441.

⁷⁹ Vgl. dazu A. Portmann. Die Zoologie und das neue Bild vom Menschen, Reinbek bei Hamburg ²1962, S. 129 ff. – Es ist hier daran zu erinnern, daß in vielen bürgerlichen „Geschichten der Soziologie“ auf die angeblich enge Verbindung von Spencer und Charles Darwin hingewiesen wird. Mit Darwin hat Spencer aber erwiesenermaßen nichts gemein – auch nicht im Hinblick auf seine (Spencers) Auslassungen zum Thema „Survival of the Fittest“. Spencer ist Lamarckist und der Erfinder des Schlagworts vom „Survival of the Fittest“ (siehe dazu im Text weiter unten und Anm. 82). Vgl. dazu H. Spencer, Social Statics, London 1851, S. 339 f.

⁸⁰ H. Spencer, First Principles, Chicago – New York ⁴1880, S. 347. (Übersetzung: H. H.)

⁸¹ G. Kiss, Einführung in die soziologischen Theorien I, a. a. O., S. 253.

⁸² Hier wird noch einmal der Unterschied zwischen der Spencerschen und der Darwinschen Argumentation deutlich. Im Unterschied zu Darwin geht Spencer „lamarckistisch“ davon aus, daß die Evolution durch die *Aktivität des Organismus* (auf der Basis der Vererbung erworbener Eigenschaften) und nicht durch die natürliche Selektion gesteuert wird. Spencer erklärt Evolution mit dem Hinweis auf die steigende Differenzierung und Spezialisierung der organismischen Funktionen, die in der organischen Entwicklung zu immer „höheren“ Integrations- und Gleichgewichtsniveaus führen. „Darwin dagegen beschreibt Evolution als eine Ebene sui generis, als eine Ebene, auf der die Selektoren (Organismen – H. H.) selber noch als Teile eines umfassenden Systems gesehen werden: nämlich als Subsysteme der organischen Natur (als dem umfassenden biologischen System.), (K. Eder, Die Entstehung staatlich organisierter Gesellschaften, Frankfurt am Main 1976, S. 121 f.).

Auf diese Weise realisiert sich für Spencer die Linie von den einzelligen Lebewesen zu den komplexen, damit zu den *menschlichen Organismen*. Die menschlichen Organismen wiederum, die Spencer als (organisch) höchstdifferenziertes und -individualisiertes „Endproblem der Biologie und ... Anfang der Soziologie“⁸³ beschreibt, bringen aufgrund ihres „naturnotwendigen“ Strebens nach Integration und Gleichgewicht eine Form der Vereinheitlichung, die „*Gesellschaft*“, hervor, die, da sie das Produkt und die Zusammenfassung von Organismen ist, selbst ebenfalls organismischen Charakter hat und von Spencer als *Superorganismus* bezeichnet wird.⁸⁴ In diesem Sinn hält Spencer lapidar fest: „Society is an organism.“⁸⁵ Was heißt: Das Soziale wird zur kontinuierlichen „Verlängerung“ der organischen Evolution auf „menschliches Niveau“ erklärt, wobei für Spencer sowohl das *dialektische Verhältnis von Natur- und Gesellschaftsgeschichte* wie die Entwicklung und die Qualität der *gesellschaftlichen Formbestimmtheit* jenes „menschlichen Niveaus“ außer Betracht bleiben.⁸⁶ Die von Spencer vorgenommene Übertragung biologisch-organologischer Bestimmungen auf „Gesellschaft“ bedeutet folgendes:

a) Indem Gesellschaft als (Super-)Organismus interpretiert wird, ist sie – und zwar vermittelt über die in ihr kombinierten „individuellen Organismen“ (siehe oben) – den nämlichen „naturnotwendigen“, von menschlicher *Arbeit* und menschlichem *Bewußtsein* prinzipiell unabhängigen Struktur- und Evolutionskriterien unterworfen, wie sie für die anderen organischen Systeme gelten.⁸⁷ [26]

b) Die Struktur von Gesellschaft wird als *funktionales Ineinanderklinken* von „Organen“ (= Institutionen und Gruppierungen „individueller menschlicher Organismen“) und „Körpersystemen“ (nahrungsbeschaffende, verteilende, regulierend-kontrollierende Systeme) ausgegeben, das die Erhaltung der erreichten Integrationsstufe und der dadurch möglichen Entwicklungsfähigkeit der Gesellschaft in widerspruchsfreier und konfliktloser Weise garantiert.⁸⁸

c) Die Entwicklung der Gesellschaft wird dem Selbstlauf der Naturevolution gleichgesetzt und unter die gleichen Entfaltungsprinzipien gestellt⁸⁹: Sie vollzieht sich – gekoppelt an die Vergrößerung und dadurch bedingte Komplexitätszunahme der sozialen Beziehungen – durch wachsende *Strukturdifferenzierung*, *Spezialisierung* und *Funktionalisierung* und führt über stufenförmige Integration dieser Vorgänge von einfachen zu komplexen Gesellschaftsformen. (Für Spencer spielt hier die Organisation von – in ihrer gesellschaftlichen Formbestimmtheit allerdings unreflektiert bleibenden – Arbeitsteilungsprozessen eine wichtige Rolle.)⁹⁰

d) Die Gesellschaft wird einer „natürlichen“ Umwelt konfrontiert, die zwar als exogener Faktor im Hinblick auf die gesellschaftlichen Strukturentwicklungen wirksam werden soll, die aber nicht als *vermitteltes Moment* im Stoffwechselzusammenhang von Gesellschaft und Natur, sondern – entsprechend dem Organismuskonzept – nur als „außen vor“ existierendes Anpassungs- und Ausbeutungsfeld begriffen wird.⁹¹

e) Schließlich wird die Beziehung zwischen dem Superorganismus „Gesellschaft“ und den ihn tragenden „individuellen Organismen“ als insgesamt *prästabilisierte Harmonie* gesetzt, und zwar insofern, als der Superorganismus – rückgebunden an das Kombinat der individuellen Organismen – in seiner Entwicklung dem gleichen Ziel-Zustand zustrebt wie dieses: Während die individuellen Organismen auf höchste Differenziertheit und Individualisierung ausgerichtet sind, produziert der Superorganismus die strukturellen Kapazitäten, die jene Differenziertheit und Individualisierung gesellschaftlich organisieren.⁹² Wie sich die organizistische Modellierung von Gesellschaft im Spencerschen Originalton

⁸³ P. Kellermann, Herbert Spencer, a. a. O., S. 172.

⁸⁴ Vgl. dazu J. Ritsert, Organismusanalogie und politische Ökonomie. Zum Gesellschaftsbegriff bei Herbert Spencer, in: Soziale Welt, 1, 1966, S. 55 f.

⁸⁵ So eine Kapitelüberschrift in „The Principles of Sociology“. – „Die Gesellschaft ist ein Organismus.“

⁸⁶ Vgl. dazu I. S. Kon, Der Positivismus in der Soziologie, S. 35.

⁸⁷ Vgl. dazu H. Spencer, Die Principien der Sociologie II, Stuttgart 1887, S. 19 ff.

⁸⁸ Vgl. dazu H. Spencer, Einleitung in das Studium der Sociologie I, Leipzig 1896. S. 88 f.

⁸⁹ Vgl. dazu H. Spencer, Social Statics, a. a. O., S. 29 ff.

⁹⁰ Vgl. dazu H. Spencer, First Principles, a. a. O., S. 304.

⁹¹ Vgl. dazu K. H. Tjaden, Soziales System und sozialer Wandel, a. a. O., S. 16.

⁹² Vgl. dazu vor allem die Argumentation von J. Rumney, Herbert Spencer's Sociology, New York 1966.

ausnimmt, sollen die folgenden, den „Principien der Sociologie“ entnommenen Paragraphen demonstrieren.⁹³

§ 223

„... wollen wir nun zurückkehren, um die Gründe zusammenzufassen, welche für die Beurteilung der Gesellschaft als Organismus sprechen.

[27] Die Gesellschaft ist einem fortwährenden Wachstum unterworfen. Indem sie wächst, werden ihre Theile ungleich; sie zeigt also auch eine Zunahme der Verschiedenheiten des inneren Baues. Die ungleichen Theile übernehmen zugleich Thätigkeiten verschiedener Art. Diese Thätigkeiten weichen nicht einfach von einander ab, sondern ihre Verschiedenheiten stehen in der Beziehung zu einander, dass die eine erst die andere möglich macht. Die wechselseitige Unterstützung, welche sie sich auf diese Weise gewähren, verursacht dann wieder eine wechselseitige Abhängigkeit der Theile, und indem die wechselseitig abhängigen Theile so durch und für einander leben, bilden sie ein Aggregat, das nach demselben allgemeinen Grundsatz aufgebaut ist wie ein einzelner Organismus. Die Analogie einer Gesellschaft mit dem Organismus erschien noch klarer, als wir erwogen, daß jeder Organismus von wahrnehmbarer Grösse auch eine Gesellschaft ist, und als wir ferner berücksichtigten, dass in beiden das Leben der Einheiten noch eine zeitlang fort dauert, wenn auch das Leben des Aggregats plötzlich aufhört, während dagegen, wenn das Aggregat nicht gewaltsam vernichtet wird, sein Leben in Bezug auf die Dauer weit über das Leben seiner Einheiten erhaben ist. Obgleich die beiderlei Dinge den wichtigen Gegensatz zeigen, dass das eine discret, das andere concret ist, und obgleich daraus auch ein Unterschied in den durch die Organisation erzielten Zwecken entspringt, so führt dies doch nicht zu einer Verschiedenheit hinsichtlich der Gesetze der Organisation: die erforderlichen gegenseitigen Einflüsse der Theile auf einander werden in der Gesellschaft, wo sie nicht auf directem Wege übertragbar sind, auf indirectem Wege übertragen.“

§ 240

„... Eine Gesellschaft lebt, indem sie allerhand Stoffe aus der Erde sich aneignet: die mineralischen Stoffe, welche sie für Gebäude, als Brennmaterial etc. braucht, die pflanzlichen Stoffe, die auf der Erdoberfläche für Nahrung und Kleidung gewonnen werden, die thierischen Stoffe, die sich aus den vorigen mit oder ohne menschliche Oberleitung entwickeln; und so ist denn die niedrigste sociale Schicht diejenige, durch die solche Stoffe aufgenommen und an bestimmte Factoren abgegeben werden, welche dieselben dann in den allgemeinen Strom der Lebensbedürfnisse überleiten. Als höheren Theil dieser niedrigsten Schicht können wir demnach jene Individuen unterscheiden, welche in Werkstätten und Fabriken einen Theil dieser Stoffe bereits bearbeiten, bevor sie an die Consumenten übergehen. [28] Offenbar also spielen die mit Handarbeit beschäftigten Classen dieselbe Rolle in der Function der Gesellschaftsernährung, wie sie die verschiedenen Theile der Ernährungsorgane bei der Erhaltung eines lebenden Körpers spielen.

Nicht minder gewiß ist es, dass die gesamte Classe von Menschen, welche dem Ankauf und Verkauf von Lebensbedürfnissen aller Art in kleinerem und grösserem Masstabe sich widmet und dieselben längs allmählich sich ausbildender Canäle nach allen möglichen Gegenden, Städten und Individuen versendet, um sie in den Stand zu setzen, auf diese Weise den durch ihre Thätigkeiten verursachten Verbrauch wieder zu ersetzen – dass diese ganze Classe zugleich mit den erwähnten Canälen eine im wesentlichen ähnliche Aufgabe erfüllt, wie sie im lebenden Körper dem Gefässsystem anheimfällt, welches jedem einzelnen Gebilde und jeder kleinsten Einheit desselben einen Strom von Nährstoffen zuführt, der stets seiner Thätigkeit entsprechend bemessen ist.

Und ebenso leuchtet es ohne weiteres ein, dass gleichwie im lebenden Körper das Gehirn, die Sinnesorgane und die von ihnen geleiteten Gliedmaassen, welche alle in gewissen Entfernungen von den die Nahrung aufnehmenden Flächen liegen, nur mittelbar durch die vielgewundenen Canäle des Gefässsystems ernährt werden, so auch die mit der Controlle betrauten Theile einer Gesellschaft, die

⁹³ Die folgenden Paragraphen stammen aus H. Spencer, Die Principien der Sociologie I, Leipzig 1877.

ebenfalls von den arbeitenden Theilen am weitesten entfernt liegen, darauf angewiesen sind, dass ihnen durch oft ausserordentlich indirecte Vertheilungswege die nöthigen Vorräthe an Verbrauchsgegenständen zugeleitet werden.

Dass die Reihenfolge der Entwicklung in beiden Fällen nothwendigerweise die gleiche sein muss, ist ebenso ganz selbstverständlich. Bei einem Geschöpf, welches klein und zugleich sehr wenig lebhaft thätig ist, wie bei einer Hydra z. B., genügt es, wenn die Nahrung von der inneren Schicht unmittelbar durch Absorption in die äussere Schicht hinausgelangt. Allein in dem Maasse, wie die äusseren Gebilde dadurch, daß sie eine lebhaftere Thätigkeit übernommen haben, auch größere Ausgaben bestreiten müssen, vermag die einfache Absorption aus den benachbarten Geweben nicht mehr den hieraus entspringenden Verbrauch zu decken, und je grösser nun die ganze Masse wird und je weiter die Theile, welche die Nährstoffe zubereiten, infolge dessen von den sie verbrauchenden Theilen entfernt liegen, desto geringer wird das Bedürfnis nach einem Mittel der Übertragung. So lange die beiden ursprünglichen Systeme noch nicht von einander abgegrenzt sind, hat ein solches drittes System [29] überhaupt noch nichts zu thun, während anderseits, sobald die beiden ursprünglichen Systeme entstanden sind, sie sich nicht irgendwie erheblich weiter entwickeln können ohne entsprechende Ausbildung dieses dritten Systems.

Genau dasselbe erkennen wir in der Entwicklung des socialen Organismus. Wo nur erst eine Classe von Herren und eine Classe von Sklaven existirt, die in unmittelbarer Berührung mit einander stehen, ist kein Raum für eine Einrichtung zur Übertragung der Erzeugnisse. Eine grössere Gesellschaft dagegen mit verschiedenen Classen, welche die mannigfaltigsten regulirenden Functionen ausüben und wo in verschiedenen Örtlichkeiten verschiedene Industrien sich festgesetzt haben, gewährt nicht allein einem vertheilenden System vollen Spielraum, sondern sie kann überhaupt nur unter der Bedingung heranwachsen und einen verwickelteren Zustand erreichen, dass dieses Vertheilungssystem entsprechende Fortschritte mache ...“

§ 271

Die mancherlei ins Auge gefassten Thatsachen vereinigen sich alle zu dem Beweise, daß die sociale Entwicklung nur einen Theil der Entwicklung im allgemeinen bildet. Gleich sich entwickelnden Aggregaten überhaupt zeigen auch Gesellschaften die Erscheinung der Integration, sowohl vermöge einfacher Massenzunahme als vermöge einfacher und mehrfacher Verschmelzung ursprünglich getrennter Massen. Für den Übergang vom Zustand der Gleichartigkeit zu dem der Ungleichartigkeit gibt es zahllose Beispiele, von dem einfachen Stamme angefangen, der in allen seinen Theilen gleichförmig ist, bis hinauf zu der civilisirten Nation voller Ungleichheiten ihrer Organe und Functionen. Mit der fortschreitenden Integration und Ungleichartigkeit verbindet sich ein Fortschritt im Zusammenhange. Wir lernten die wandernde Gruppe kennen, die sich zerstreut, bald in einzelne Theile zerfällt und durch keinerlei Bande zusammengehalten wird; den Stamm mit verschiedenen Unterabtheilungen, deren Zusammenhang schon mehr befestigt ist durch Unterordnung unter einen die Vorherrschaft besitzenden Mann; ferner die Gruppe von Stämmen, welche unter einem Häuptling mit seinen Unterhäuptlingen bereits zu einem verwickelten staatlichen Gebilde vereinigt sind, u. s. w. bis hinauf zu der civilisirten Nation, die sich innerlich genügend gefestigt hat, um tausend und mehr Jahre zusammenzuhalten. Gleichzeitig damit erfolgt eine Zunahme in der Bestimmtheit. Ursprünglich ist die sociale Organisation sehr schwankend, aber jeder Fortschritt führt zu neuen feststehenden Anordnungen, welche allmählich immer schärfer sich ausbilden; die Sitten und Gebräuche gehen in Gesetze über, welche, an Sicherheit gewinnend, zugleich hinsichtlich ihrer Anwendung auf die verschiedensten Vorgänge immer genauer gefaßt werden; und so pflegen alle Einrichtungen, anfänglich verworren durcheinander gemischt, sich nach und nach deutlicher zu sondern, während zu gleicher Zeit jede innerhalb ihres eigenen Bereiches die ihr angehörigen Bestandtheile immer schärfer abgrenzt. So wird denn also in allen Hinsichten die Formel der Entwicklung erfüllt. Wir erkennen auch hier einen Fortschritt zu grösserem Umfange, grösserem Zusammenhang, grösserer Vielgestaltigkeit und Bestimmtheit.

Ausser diesen allgemeinen Gesetzen hat unser Überblick noch eine Anzahl besonderer Wahrheiten zu Tage gefördert. Der Vergleich verschiedener Gesellschaften in aufsteigender Reihe hat gewisse

wesentliche Thatsachen in Bezug auf ihr Wachstum, ihren inneren Bau und ihre Functionen enthüllt – Thatsachen hinsichtlich der grösseren Organsysteme für Ernährung, für Vertheilung und Regulirung, aus denen sie sich zusammensetzen, hinsichtlich der Beziehungen dieser Organe zu den Verhältnissen der Umgebung und hinsichtlich der wesentlichsten Formen der dadurch bedingten socialen Thätigkeiten, und endlich hinsichtlich der Metamorphosen des Typus, welche durch Veränderungen in den Thätigkeiten verursacht werden. Die dabei gewonnenen Inductionen, welche somit gewissermassen eine empirische Sociologie in rohen Umrissen darstellen, zeigen uns zugleich, dass auch in den socialen Erscheinungen die allgemeine Ordnung der Gleichzeitigkeit und der Folge besteht und dass also auch die socialen Erscheinungen den Gegenstand einer Wissenschaft bilden können, die wenigstens in gewissem Maasse bereits in die deductive Form sich überführen lässt ...“

Die Konstruktion, auf der die Spencersche Soziologie basiert, geht von dem Punkt aus, daß – *bevor* die gesellschaftliche Evolution beginnt – die Menschen als „individuelle Organismen“ fertig ausgebildet sind und aus deren „eingeborenem“ Streben nach Entwicklung, Gleichgewicht, Integration und Vervollkommnung jene soziale Evolution „als Bestandteil der organischen Natur“⁹⁴ resultiert. Da Spencer zudem postuliert, daß sich diese Prinzipien der individuellen menschlichen Organismen in den Superorganismus „Gesellschaft“ „umsetzen“, kann seine *zentrale soziologische Fragestellung* daher nur sein: Wie *entspricht* die gesellschaftliche Entwicklung dem – auf der Basis der genannten Prinzipien erreichten – Differenzie-[31]rungs- und Individualisierungsniveau der menschlichen Organismen, und welche weiterführenden Spezialisierungs- und Funktionalisierungsmöglichkeiten eröffnet sie?

Wie schon angedeutet – das Problem der Spencerschen Fragestellung liegt in folgendem: Das hier angesetzte Differenzierungs- und Individualisierungsniveau, das die menschlichen Organismen sozusagen als „Spitzenprodukt“ der Naturevolution erklommen haben, wird der gesellschaftlichen Entwicklung immer schon *vorausgesetzt* und, wenn man so will, als erworbene Eigenschaft tradiert. Dieser können zwar über die Evolution von Gesellschaftsformen neue *Chancen* zur Realisation von Differenzierungs- und Individualisierungs-, damit von Spezialisierungs- und Funktionalisierungsbestrebungen geboten werden – jene Eigenschaft ist aber in ihrer „organischen“ *Substanz* stets die *Bedingung der Möglichkeit* von gesellschaftlicher Entwicklung. Die Kritik an Spencers Argumentation kann sich selbstverständlich nicht gegen den Versuch richten, die Verklammerung der menschlichen Natur mit der Naturevolution zu berücksichtigen. Die Kritik muß sich vielmehr dagegen wenden, daß die menschliche Natur und ihre Eigenschaften nicht als Momente der *Dialektik* von Natur- und Gesellschaftsgeschichte, also als Momente des – sich als *Vergesellschaftungsprozeß* entwickelnden – Stoffwechsels zwischen menschlicher und außermenschlicher Natur begriffen werden. Da Spencer den Prozeß, in und mit dem sich die gesellschaftliche Formbestimmung der menschlichen Natur herausbildet, unthematisiert läßt, kann er menschliche Möglichkeiten nur als organische Notwendigkeiten, als *Naturtatsachen* behandeln, für die auf „gesellschaftlichem“ (sprich: superorganismischem) Niveau dann entsprechende „Naturtatsachen“ gesucht werden.

Im Verlauf der gesellschaftlichen Entwicklung findet Spencer drei Epochen, in denen sich – rückgebunden an die Konfrontation mit exogenen Faktoren, an den zunehmenden Umfang und die wachsende Komplexität der sozialen Beziehungen – für die menschlichen Organismen Differenzierungs-, Spezialisierungs-, Funktionalisierungs- und Individualisierungschancen auf jeweils „höherer“ Stufenleiter ausgebildet haben. Es sind dies das *primitive*, das *militärische* und das *industrielle* Stadium.⁹⁵ Nach Spencer zeigt die Abfolge der drei Epochen, die er als den „Fortschritt der Gesamtkultur“ bezeichnet, den „Wandel vom Homogenen zum Heterogenen“⁹⁶: von der Urhorde als Embryo bis zum britischen Empire als hochqualifiziertem Superorganismus. Das *primitive* Stadium – geprägt durch geringe Arbeitsteilung, Vorherrschaft von Sitte und Brauchtum und [32] „selbstverständliche“ Konformität – umschreibt Spencer so: „Wie wir an den heute noch lebenden barbarischen Stämmen

⁹⁴ G. Kiss, Einführung in die soziologischen Theorien I, a. a. O., S. 265.

⁹⁵ Vgl. dazu H. Spencer, Die Principien der Sociologie III, Stuttgart 1889, S. 668 ff.

⁹⁶ H. Spencer, Progreß, a. a. O., S. 123.

sehen können, ist die Gesellschaft in ihrer ersten und niedersten Form eine homogene Zusammenballung von einzelnen, die die gleichen Kräfte und Funktionen besitzen: der einzige markante Funktionsunterschied ist derjenige, der sich aus dem Geschlechtsunterschied ergibt. Jeder Mann ist Krieger, Jäger, Fischer, Werkzeugmacher, Baumeister; jede Frau erledigt dieselben Arbeiten. Schon in einem sehr frühen Stadium der sozialen Entwicklung entsteht jedoch die erste Differenzierung zwischen den Herrschern und den Beherrschten ... Zunächst ist sie jedoch noch unbestimmt und wenig ausgeprägt ... sie ist nicht mit einem Unterschied im Beruf und Lebensstil verbunden ...“⁹⁷

Das *militärische* Stadium – mit höherer Arbeitsteilung, zwangsweisem Zusammenhalt, zwangsweiser Kooperation und herrschaftsmäßiger Kontrolle – zeigt eine neue Qualität, die Qualität einer „heterogenen Gesellschaft“: Es ist ein Typus, der „in seiner ausgebildeten Form nach dem Prinzip des zwangsweisen Zusammenwirkens ... organisiert ist. Jener kennzeichnet sich nicht bloß durch eine despotische Zentralgewalt, sondern auch durch unbegrenzte Befugnis des Staates über das Handeln des Einzelnen“;⁹⁸ was für Spencer den Fortschritt bringt, arbeitsteilig differenzierte Tätigkeiten durch Zwang zentral zu koordinieren und die Kooperation gesetzlich zu sichern.

Eine darüber hinausgehende Verbesserung bringt dann das *industrielle* Stadium, dem ein hoher Komplexitätsgrad, ein großes Ausmaß an Differenzierungen und funktionalen Abhängigkeiten, ein vertragsrechtlich fundierter Konsensus, eine Kooperation auf freiwilliger Basis und eine Reduzierung staatlicher Kontrolle zugeschrieben wird. Die industrielle Gesellschaft hat einen „heterogenen“ Charakter, der „in ausgebildeter Form nach dem Prinzip des freiwilligen Zusammenwirkens organisiert ist ... (Dieser) kennzeichnet sich nicht nur durch eine demokratische oder repräsentative Zentralgewalt, sondern auch durch weitgehende Beschränkung der staatlichen Kontrolle über das persönliche Verhalten.“⁹⁹

Oder mit noch schöneren Worten: „Unter den Bedingungen des Industrialismus ist ein Zustand der Komplexität von sozialen Handlungszusammenhängen erreicht, der aus organisationstechnischen Gründen nicht mehr mit Gewalt oder staatlicher Oberaufsicht zusammengehalten werden kann. Unter diesen allgemeinen Bedingungen tritt an die Stelle des Erbschafts- und Beförderungsprinzips das Leistungsprinzip, wird an Stelle der Zentralisation die Dezentralisation und die Delegation ehemals zentraler Funktionen des Staates auf die Ebene der sozialen Institutionen in den Vordergrund gerückt. Komplexe Sozialstrukturen und deren rapides Fortschreiten zu noch größerer Heterogenität (Beispiel: Welthandel, Weltgemeinschaft) erfordert Selbstbestimmung, freie Dispositionsmöglichkeit, freiwillige – weil nicht mehr kontrollierbare – Kooperation und ein durch Recht geschütztes, faires Ausbalancieren von Interessen. Die Evolution, die zu einem industriellen Gesellschaftssystem führt, setzt also die zunehmende Individualisierung voraus, die sich vor allem in der persönlichen Rechtssicherheit, aufgrund verfassungsmäßig garantierter individueller Freiheitsrechte, im allmählichen Abbau der staatlichen Bevormundung und der Staatsgewalt sowie im erweiterten Spielraum für freie Tätigkeiten der Individuen ... im Sinne von Freizügigkeit zeigt.“¹⁰⁰

Da für Spencer der gewöhnliche Kapitalismus im England des 19. Jahrhunderts genau dieser industrielle Garten Eden ist, hat er nun einen klaren Beleg für seine – an früherer Stelle zitierte – These, daß der im britischen Empire „vorhandene Typus der industriellen Organisation gleich dem vorhandenen Typus der politischen Organisation ... so gut ist, als die vorhandene menschliche Natur gestattet“.¹⁰¹ Denn so wie sich aus dem Einzeller der ausgereifte, hochdifferenzierte und individualisierte menschliche Organismus entwickelt hat, ist mit der gleichen Naturnotwendigkeit in der gesellschaftlichen Evolution aus der embryonalen Form der Urhorde das segensreiche britisch-industrielle Freihandelsreich entstanden, dessen Differenziertheit und Individualitätsfreudigkeit genau den genannten Eigenschaften des menschlichen Organismus entsprechen. Zusammen bilden diese Ergebnisse der

⁹⁷ Ebenda, S. 123 f.

⁹⁸ H. Spencer, in: F. Oppenheimer/G. Salomon-Delattre (Hrsg.), Soziologische Lesestücke I, Karlsruhe 1926, S. 40.

⁹⁹ Ebenda.

¹⁰⁰ G. Kiss, Einführung in die soziologischen Theorien I, a. a. O., S. 274 f.

¹⁰¹ Vgl. Anm. 74.

organischen und der superorganischen Entwicklung den *Endpunkt* der Menschheitsgeschichte, in dem durch Perfektionierung von Industrie, Handel und Demokratie den menschlichen Organismen ein ewiges, allerdings den funktionalen Regeln der industriellen Gesellschaft verpflichtetes „*free play of activities*“¹⁰² gesichert wird. Für Spencer ist „die bürgerliche Gesellschaft die höchstdifferenzierte und individualisierte Gesellschaft, als deren ferne, embryonale Urform die Horde erscheint. Eine Horde ist ein Organismus von der Primitivität einer Zelle. Die Horde wächst. Während des Wachstums wird sie verwickelter; mit Zunahme der Komplexität wird die wechselseitige Abhängigkeit der Teile erhöht; die Länge des Gesamtlebens wird ungeheuer im Vergleich zur Lebensdauer der konstituierenden Teilchen, wachsende Integration ist verbunden mit wachsender Heterogenität ... und so, über [34] Staat und Bund, von der kleinen Hausindustrie bis zu Trust und Kartellen, über Dorf und Stadt zur Großstadt, deutlich ablesbar an wachsender Arbeitsteilung, zunehmender Zahl der Berufe, steigender Abhängigkeit von Stadt und Land und schließlich der Völker untereinander geht die Entwicklung der Beziehungen und Differenzierungen gradlinig fort, bis hin zum weltumspannenden britischen Empire.“¹⁰³

Daß Spencer den Kampf gegen die „industrielle Gesellschaft“ – also gegen Kapitalismus und für Sozialismus – als Katastrophe brandmarkt, bedarf keiner großen Erläuterung: Ein solcher Kampf veründigt sich gegen das naturnotwendige Evolutionsgesetz und sein gesellschaftliches „Spitzenprodukt“. Und im gleichen Sinn lehnt Spencer auch jede soziale Reform ab: erstens, weil sich die beste aller Welten im Prinzip bereits durchgesetzt hat und der Weg zu ihrer endgültigen Vollendung „nicht künstlich verbessert werden (kann)“¹⁰⁴ und zweitens, weil sich – entsprechend dem „survival of the fittest“ – nur die menschlichen und selbstverständlich auch wirtschaftlichen Organismen halten können (und sollen), die „lebenstauglich“¹⁰⁵ und damit eine echte Bereicherung der industriellen Gesellschaft sind. Denn es ist zu bedenken, „daß die Qualität einer Gesellschaft physisch durch die künstliche Bewahrung ihrer schwächeren Glieder herabgesetzt wird, ... daß die Qualität einer Gesellschaft moralisch und intellektuell durch die künstliche Bewahrung derjenigen herabgesetzt wird, welche am wenigsten fähig sind, sich selbst in acht zu nehmen“.¹⁰⁶ Im Hinblick auf „Witwen, Waisen, Kranke und Arme“ finden wir bei Spencer daher folgendes, das auch bei ihm die Nähe von „industrieller“ (sprich: profit- und ausbeutungswirtschaftlicher) Gesellschaft und Faschismus deutlich werden läßt: „Sind sie lebensfähig genug, dann leben sie eben, und es ist gut, daß sie leben können. Wenn sie lebensuntauglich sind, so sterben sie, und es ist sehr gut, daß sie sterben müssen.“¹⁰⁷

Fürwahr, Spencer ist ein knallharter, manchmal allerdings auch ein sehr platter Apologet der britischen „Bourgeoisrepublik“. Mit seiner evolutionär-organizistischen Geschichts- und Gesellschaftskonstruktion versucht er einerseits, die Machtergreifung durch das Kapital, dessen Konzentrations- und Zentralisationssog, dessen Zugriff auf Politik und Staat und dessen aggressiven Kolonialismus als naturnotwendige Qualitäten industrieller Glückseligkeit und die unübersehbaren kriegerischen „Ausbrüche“ als „soziophage“ Betriebsunfälle, Restbestände des „militärischen Stadiums“ auszugeben. Und er versucht andererseits, eine Plattform zu schaffen, von der aus gegen [35] jene vorgegangen werden kann, die nicht – wie Martin Eden in Jack Londons gleichnamigem Roman – dem Spencer-Slogan „All (is) law“¹⁰⁸ zustimmen können, sondern die nach der kapitalen nun die soziale Revolution wollen. Daß Spencer mit seinen propagandistischen und agitatorischen Aktivitäten *Erfolg* hat, kann nicht verwundern. Das gilt nicht nur für den Bereich der *gegenwärtigen* bürgerlichen Soziologie, in der – trotz Talcott Parsons' Verkündung „Spencer is dead“¹⁰⁹ – vor allem die Spencer'schen Theoriestücke zu „Differenzierung“, „Funktionalisierung“ und „Evolution“ als Vorläufer der strukturell-funktionalistischen, der System- und der Evolutionstheorie kanonisiert sind. Hier stoßen

¹⁰² H. Spencer, *The Principles of Sociology I*, London 1885, S. 489. „freies Spiel der Aktivitäten (Kräfte)“

¹⁰³ N. Sombart, *Herbert Spencer*, a. a. O., S. 116.

¹⁰⁴ H. Spencer, *Einleitung in das Studium der Soziologie II*, Leipzig 1896, S. 255.

¹⁰⁵ Ebenda, S. 263.

¹⁰⁶ Ebenda, S. 180.

¹⁰⁷ H. Spencer, *Social Statics*, a. a. O., S. 339 f.

¹⁰⁸ J. London, *Martin Eden*, München 1980, S. 92. – „Alles (ist) Gesetz.“

¹⁰⁹ T. Parsons, *The Structure of Social Action*, Glencoe 1937, S. 3.

Spencers Argumente auch heute noch auf das – die Theorienbildung beherrschende – Interesse, mit (gesellschaftsform-) abstrakten und oft sehr erfinderisch konstruierten Kategorien „Gesellschaft“ als ideologisch handliches Natur- oder Technikmodell abzubilden. Spencers Erfolg ist jedoch bereits zu seinen *Lebzeiten* sehr ausgeprägt: Zwischen 1860 und 1903 werden fast 400.000 Exemplare seiner Bücher in Großbritannien und den USA verkauft;¹¹⁰ sein Auftreten in den USA (1882) trägt „fast triumphalen Charakter“¹¹¹. Spencer trifft mit seinen „Prinzipien“ und Rezepten offensichtlich mitten ins unruhiger werdende Herz der britischen und amerikanischen Bourgeoisie. Für diese wird die ideologische Zementierung ihrer Machtposition und die entschiedene Abwehr des proletarischen Angriffs auf Arbeitszeit, Arbeitsbedingungen und Arbeitslohn in der Tat überlebenswichtig.

3. Émile Durkheim

Welche Bedeutung gerade letzterem zukommt, zeigt die Entwicklung in Frankreich, die zur Proklamation und brutalen Vernichtung der *Pariser Kommune* führt. Mit der Niederlage der französischen Bourgeoisie gegen das frisch vereinte, preußenstaatlich geschützte (klein-) deutsche Bürgertum endet 1870 Louis-Napoleons bonapartistische Herrschaft. Es enden damit die 2. Republik und ein Stück „unverhohlenen Klassenterrorismus“,¹¹² das Marx mit den bitteren Worten beschreibt: „Unter (Napoleons) Herrschaft erreichte die Bourgeoisgesellschaft, aller politischen Sorgen enthoben, eine von ihr selbst nie geahnte Entwicklung. Ihre Industrie, ihr Handel dehnten sich zu unermeßlichen Verhältnissen aus; der Finanzschwindel feierte kosmopolitische Orgien; das Elend der Massen hob sich grell ab gegenüber dem schamlosen Prunk eines gleißenden, überladnen und schuf-[36]tig-riechenden Luxus. Die Staatsmacht, scheinbar hoch über der Gesellschaft schwebend, war dennoch selbst der skandalöseste Skandal dieser Gesellschaft und gleichzeitig die Brutstätte aller ihrer Fäulnis. Ihre eigne Verrottung und die Verrottung der von ihr geretteten Gesellschaft (Marx weist hier darauf hin, daß sich Louis-Napoleon als ‚Retter der bürgerlichen Gesellschaft‘ feiern läßt – H. H.) wurde bloßgelegt durch die Bajonette Preußens, das selbst vor Begierde brannte, den Schwerpunkt dieses Regimes von Paris nach Berlin zu verlegen. Der (im Bonapartismus und auch im Wilhelminischen Reich sich manifestierende – H. H.) Imperialismus ist die prostituierteste und zugleich die schließliche Form jener Staatsmacht, die von der entstehenden bürgerlichen Gesellschaft ins Leben gerufen war als das Werkzeug ihrer eignen Befreiung vom Feudalismus und die die vollentwickelte Bourgeoisgesellschaft verwandelt hatte in ein Werkzeug zur Knechtung der Arbeit durch das Kapital.“¹¹³

Die bonapartistische Staatsmacht und die sie begründende Konstellation der bürgerlichen Fraktionen zerbrechen 1870/71 an der Belagerung von Paris. Da die französische Bourgeoisie (und auch die französischen Bauern) einen Frieden um jeden Preis wollen, unterwirft sich die konservative Regierung Thiers, die die kurzfristig amtierende Interimsregierung Gambetta ablöst und zusammen mit der Nationalversammlung in Bordeaux logiert, dem Diktat Preußen-Deutschlands: Abtretung von Elsaß-Lothringen, Zahlung einer Kriegsentschädigung von 5 Mrd. Francs und Entwaffnung von Paris, das von der Nationalgarde, einer Miliz aus Arbeitern und kleinbürgerlichen Gruppen, verteidigt wird.¹¹⁴ Die Forderungen der Bismarck-Regierung werden im Frieden von Frankfurt besiegelt. Der Versuch der französischen Regierung, die Nationalgarde zu entwaffnen, scheitert jedoch, da dieser die Pariser Arbeiterschaft, geführt von Louis-Eugène Varlin, zu Hilfe kommt. Der Verwaltungsapparat der französischen Regierung muß Paris ebenfalls in Richtung Bordeaux verlassen und der *Kommune*, der neu gewählten Gemeindevertretung der Pariser Bevölkerung, Platz machen. Die Kommune vereinigt in sich legislative und exekutive Gewalt; sie bildet sich aus den Stadträten, die durch allgemeines Stimmrecht in den einzelnen Pariser Bezirken gewählt werden und jederzeit absetzbar sind. Dieser revolutionäre, wesentlich von der Pariser Arbeiterklasse getragene und vor allem von der Internationalen Arbeiter-Association tatkräftig unterstützte Akt bringt „die politische Form der sozialen Emanzipation“ hervor, die „Befreiung der Arbeit von der Usurpation ... der Monopolisten der Arbeitsmittel,

¹¹⁰ Vgl. dazu R. Dahrendorf, *Die angewandte Aufklärung*, Frankfurt am Main – Hamburg 1968, S. 189.

¹¹¹ I. S. Kon, *Der Positivismus in der Soziologie*, S. 139.

¹¹² K. Marx, *Der Bürgerkrieg in Frankreich*, in: MEW, Bd. 17, Berlin 1968, S. 337.

¹¹³ Ebenda, S. 338.

¹¹⁴ Vgl. dazu W. Abendroth, *Sozialgeschichte der europäischen Arbeiterbewegung*, a. a. O., S. 47.

die von den Arbeitern [37] selbst geschaffen oder Gaben der Natur sind“.¹¹⁵ Der Haß der französischen Bourgeoisie, des kapitalistischen Bürgertums insgesamt auf die Kommune ist dementsprechend. Es kann dieser Klasse nicht entgehen, was das „wahre Geheimnis“¹¹⁶ der Kommune ist: „Sie war wesentlich eine *Regierung der Arbeiterklasse*, das Resultat des Kampfs der hervorbringenden gegen die aneignende Klasse, die endlich entdeckte politische Form, unter der die ökonomische Befreiung der Arbeit sich vollziehen konnte. Ohne diese letzte Bedingung war die Kommunalverfassung eine Unmöglichkeit und eine Täuschung. Die politische Herrschaft des Produzenten kann nicht bestehn neben der Verewigung seiner gesellschaftlichen Knechtschaft. Die Kommune sollte daher als Hebel dienen, um die ökonomischen Grundlagen umzustürzen, auf denen der Bestand der Klassen und damit der Klassenherrschaft ruht. Einmal die Arbeit emanzipiert, so wird jeder Mensch ein Arbeiter, und die produktive Arbeit hört auf, eine Klasseneigenschaft zu sein.“¹¹⁷ Um diese – dem Kommune-Prinzip innewohnende – *Sprengkraft* auszulöschen, läßt die Thiers-Regierung im Mai 1871 die ihr wieder unterstellte französische Armee gegen Paris marschieren. Nach erbitterter Gegenwehr werden die Kommunarden hingemordet, deportiert oder gefangengesetzt. Für den „polizeigefärbten Bourgeoisverstand“¹¹⁸ ist mit der Vernichtung der Kommune ein „schweres Verbrechen“ zu einem Ende gebracht worden: das Verbrechen, daß „Arbeiter, die gegen das Regierungsprivileg der obern Zehntausend verstoßen und ihren Willen kundtun, die ökonomische Basis jenes Klassendespotismus zu zerbrechen, der die organisierte Staatsmacht der Gesellschaft in seinem eigenen Interesse handhabte“.¹¹⁹ Mit der Zerstörung der Kommune, deren klares Ziel – die „Emanzipation der Arbeit“¹²⁰ – dadurch jedoch nicht verdunkelt werden kann, beginnt in Frankreich die 3. Republik. Unter wechselnden bürgerlichen Koalitionen vollzieht sich bis zum Ausbruch des Krieges 1914-1918 einerseits eine zunehmende, wenn auch ständig von der Konkurrenz mit dem Wilhelminischen Reich geprägte Erstarkung des französischen *Imperialismus*, gestützt insbesondere auf eine äußerst aktive *Kolonialpolitik* nach außen und *Anti-Streikpolitik* nach innen. Und es vollzieht sich andererseits, vor allem ab der Wirtschaftskrise von 1879, die *Rekonstituierung der französischen Arbeiterbewegung*, die besonderen Auftrieb durch die 1889/90 erfolgende Gründung der Zweiten Internationalen Arbeiter-Association (die Erste endet 1876) erfährt: 1914 gibt es 1 Mio Gewerkschaftsangehörige (CGT/Confédération Générale du Travail), 900.000 Parteimitglieder (SFIO/Section Française de l’Internationale [38] Ouvrière), 1,4 Mio Wähler und 101 Deputierte.¹²¹ Der sich vertiefende Klassenkampf ist so das entscheidende Signum auch der 3. Republik, eine Situation, die die Bourgeoisie permanent vor die Aufgabe stellt, Ruhe und Ordnung für das Kapital zu schaffen. Ausbeutung der Arbeitskraft, polizeiliche Repression und militärische Gewalt sind dabei auf der einen Seite der Instrumente zu finden, die jene Aufgaben lösen sollen. Auf der anderen Seite werden die Mittel der ideologischen Verhüllung der Klassengesellschaft bereitgehalten, die diese – wie das beispielsweise in der Soziologie von Durkheim (1858-1917) der Fall ist – als *organisch solidarischen Funktionszusammenhang* ausgeben.

In der Tat ist Durkheim ein Meister solcher Umdeutungen der bürgerlichen Gesellschaft. Seine ganze Anstrengung, Soziologie als eigenständige Erfahrungswissenschaft zu etablieren, zeigt, daß der zu Recht als der Philosoph der dritten Republik¹²² bezeichnet wird – als einer der konsequentesten Apologeten des nach innen und außen expandierenden französischen Imperialismus, dem es vor allem um „die Konsolidation der dritten Republik“¹²³ geht. Durkheim – Schüler der École Normale Supérieure; sein Berufsleben lang als Gymnasiallehrer und Universitätsdozent in den Diensten des französischen Staates; teils kritisch, teils affirmativ in den Spuren von Comte, Saint-Simon und Spencer – sieht sich von Beginn seiner philosophisch-wissenschaftlichen Arbeit als erklärter *Gegner des*

¹¹⁵ K. Marx, Erster Entwurf zum „Bürgerkrieg in Frankreich“, in: MEW, Bd. 17, S. 545.

¹¹⁶ K. Marx, Der Bürgerkrieg in Frankreich, in: MEW, Bd. 17, S. 342.

¹¹⁷ Ebenda.

¹¹⁸ Ebenda, S. 362.

¹¹⁹ K. Marx, Erster Entwurf zum „Bürgerkrieg ...“, in: MEW, Bd. 17, S. 556.

¹²⁰ Ebenda.

¹²¹ Vgl. dazu W. Abendroth, Sozialgeschichte der europäischen Arbeiterbewegung, a. a. O., S. 77.

¹²² Vgl. dazu H. Alpert, Emile Durkheim and His Sociology, New York 1939.

¹²³ F. Jonas, Geschichte der Soziologie I, a. a. O., S. 59; vgl. dazu R. König, Emile Durkheim, in: D. Käsler (Hrsg.), Klassiker des soziologischen Denkens I, a. a. O., S. 314 ff.

Sozialismus.¹²⁴ Seine Aversion gilt dabei nicht nur den theoretisch-analytischen Ergebnissen, die die sozialistischen Autoren vorbringen (er soll Marxens Schriften gekannt haben und auch einige Zeit mit Jean Jaurès befreundet gewesen sein). Er wendet sich zudem mit Heftigkeit gegen die politische Praxis des Sozialismus und dessen Angriff auf den antagonistischen Charakter der bürgerlich-kapitalistischen Gesellschaft. Als überzeugter Verteidiger der 3. Republik versucht er, mit dem ihm möglichen Elan, unüberwindliche und selbstverständlich „wissenschaftlich“ fundierte Argumente gegen den Sozialismus zu entwickeln und zu verbreiten: Argumente gegen dessen Klassentheorie und revolutionäre Arbeiterpolitik, gegen dessen zunehmende gesellschaftsbestimmende Stärke und dessen immer noch Schatten werfende „Kommune-Vergangenheit“.¹²⁵

Sein zentrales Axiom holt sich Durkheim bei Saint-Simon: die Auffassung nämlich, daß sich auf der Basis des erreichten wissenschaftlich-industriellen Niveaus die gesellschaftliche Integration, die *soziale Solidarität*, durch die Institutionalisierung der „richtigen“ Moral, des „richtigen“ Werte- und Normensystems herstellen läßt.¹²⁶ [39] „(Die) moralischen Regeln ... (sind) die Grundvoraussetzung der sozialen Solidarität. Recht und Moral verkörpern die Gesamtheit der Bindungen, die uns miteinander und mit der Gesellschaft verknüpfen und aus der Masse von Individuen ein einheitliches und zusammenhängendes Ganzes herstellen. Moral, so kann man sagen, ist alles das, was Solidarität hervorbringt, was den Menschen dazu zwingt, mit seinen Mitmenschen zu rechnen und seine Bewegungen von etwas anderem leiten zu lassen als egoistischen Trieben ...“¹²⁷

In seiner Schrift „De la division du travail social“ (1893) – einer Schrift, die zweifellos im *Zentrum* seiner Arbeiten steht und in ihrem Kern für alle folgenden Werke *wegweisend* ist – versucht Durkheim, das Prinzip „soziale Solidarität“ systematisch zu entfalten und damit den „real cement of a society“¹²⁸ deutlich zu machen. Er unterscheidet zwei Formen von Solidarität: die *mechanische* und die *organische*.¹²⁹ Beide Formen verweisen auf den Prozeß der historischen Entwicklung, die für Durkheim auf der Herausbildung der *Arbeitsteilung* basiert und von Gesellschaften mit mechanischer zu solchen organischer Solidarität führt. In sogenannten *primitiven*, also kaum arbeitsteilig organisierten Gesellschaften gibt es laut Durkheim insofern eine allgemein verbindliche Moralordnung, als alle Mitglieder der betreffenden Gesellschaft in einem einheitlich-homogenen, gemeinsam geteilten „Kollektivbewußtsein“¹³⁰ existieren – in der „Gesamtheit der Anschauungen und Gefühle, die der Durchschnitt der Mitglieder derselben Gesellschaft hegt“¹³¹ und die die Richtlinien für Denken und Handeln sozusagen *mechanisch*, weil für alle Gesellschaftsmitglieder in der *gleichen* Weise vorgeben. Demgegenüber besteht in *arbeitsteilig durchgebildeten*, in *industriellen* Gesellschaften eine solche Form von Solidarität, die der *strukturellen Differenziertheit* derartiger Gesellschaften und damit der Spezialisierung der individuellen Tätigkeiten, der Existenz der Gruppenvielfalt, der abnehmenden Familien-, Orts- und Traditionsgebundenheit sowie der Mobilität und Leistungsorientierung entspricht.¹³² Da die Individuen und Gruppen in differenzierten Gesellschaften – Durkheim zufolge – nicht nur *verschiedenartig*, sondern auch *wechselseitig*, sozusagen wie *Organe* aufeinander bezogen sind, hat jene Form von Solidarität zweierlei zu garantieren. Sie hat einerseits dafür zu sorgen, daß der Praktizierung der individuellen, spezialisierten Tätigkeiten genügend Freiraum gelassen wird; und sie hat andererseits zu gewährleisten, daß für alle verpflichtende Spielregeln aufrechterhalten werden, die – als Bedingung für den Bestand des „Gesamtorganismus Gesellschaft“ – die Wechselseitigkeit der Beziehungen überhaupt [40] erst ermöglichen.¹³³ Durkheim nennt diese Form von

¹²⁴ Vgl. dazu I. S. Kon, *Der Positivismus in der Soziologie*, a. a. O., S. 100.

¹²⁵ Vgl. dazu A. Giddens, *Capitalism and Modern Social Theory*, Cambridge – London 1971, S. 96 ff.

¹²⁶ Vgl. dazu E. Durkheim, *Socialism and Saint Simon* (with introductions by M. Mauss and A. W. Gouldner), London 1959, S. 91 ff.

¹²⁷ E. Durkheim, *De la division du travail social*, Paris 1911, S. 393 f. (Übersetzung: H. H.)

¹²⁸ I. M. Zeitlin, *Ideology and the Development of Sociological Theory*, Englewood Cliffs, N. J. 1968, S. 236. – „echter Zement (Kitt) einer Gesellschaft“

¹²⁹ Vgl. dazu E. Durkheim, *De la division ...*, a. a. O., S. 35 ff. und 79 ff.

¹³⁰ Ebenda, S. 84.

¹³¹ Ebenda (Übersetzung: H. H.); vgl. weiter S. 117.

¹³² Vgl. dazu L. Lichnowsky, *Emile Durkheim*, in: A. Weber (Hrsg.), *Einführung in die Soziologie*, a. a. O., S. 145.

¹³³ Vgl. dazu R. Kreckel, *Soziologisches Denken*, Opladen 1975, S. 146.

Solidarität *organische* Solidarität – vor allem deswegen, weil er arbeitsteilig-industrielle Gesellschaften *organismusanalog* interpretieren zu können glaubt.

„... einerseits hängt jeder einzelne um so stärker von der Gesellschaft ab, je weiter die Arbeitsteilung entwickelt ist, andererseits ist die Tätigkeit jedes einzelnen um so persönlicher, je mehr sie spezialisiert ist ... Die Fähigkeit der Gesellschaft, sich als ganze zu bewegen, nimmt in dem Maße zu, wie jedes ihrer Glieder mehr Eigenbewegungen ausführt. Diese Solidarität ähnelt derjenigen, die man bei den höheren Lebewesen beobachten kann. In der Tat hat jedes ihrer Organe seine eigene Physiognomie und Autonomie, dennoch ist die Einheit des Organismus um so größer, je ausgeprägter die individuellen Eigenschaften der Teile sind. Aufgrund dieser Analogie schlagen wir vor, die Solidarität, die auf der Arbeitsteilung beruht, als organische zu bezeichnen.“¹³⁴

Die Form der organischen Solidarität muß demnach dazu tauglich sein, arbeitsteilig-differenzierte, industrielle Gesellschaften als *hochkomplexe Organismen* zu integrieren, als Systeme mithin, die Durkheim klarerweise nicht als jeweils (klassen-)gesellschaftlich zu bestimmende Verhältnisse begreift, sondern als gesellschaftlich gehaltlose, gerade in ihrer Leere „erkenntnisreiche“ *Zusammenhänge gleichsam organismisch koordinierter Funktionen*.¹³⁵ Durkheim sieht so in der organisch-funktionalen Interdependenz,¹³⁶ die er den arbeitsteilig strukturierten Beziehungen der Individuen und Gruppen als *notwendiges* Moment zuweist, den Boden, in dem die Wurzeln der organischen Solidarität angelegt sind und auf dem diese in Gestalt solcher *Integrationsmechanismen* – in Gestalt von Arbeits- und anderen Zivilrechtskontrakten beispielsweise – gedeihen kann, die gerade jene organisch-funktionale Interdependenz und damit volle Entfaltung der Arbeitsteilung sichert.¹³⁷ Während sich unter dem Banner der mechanischen Solidarität der gesellschaftliche Zusammenhang als eine *moralische Gleichschaltung* von Individuen herstellt, die in ihrem Denken, Fühlen, Handeln sowieso schon gleich und dadurch „kollektiviert“ sind, versieht Durkheim die Form der organischen Solidarität mit einer weitergehenden Perspektive. Diese gewährt nämlich die Möglichkeit, die Vielfalt, Verschiedenheit, Spezialität und Wechselseitigkeit der individuellen Tätigkeiten und sozialen Beziehungen zu einer Art „*organisiertem Pluralismus*“ zusammenzufügen.¹³⁸ In beiden Fällen gilt jedoch, daß die gesellschaftliche Integration über *normative*, Durkheim nennt sie auch: *institutionelle*, [41] Regeln vermittelt wird¹³⁹ – sei es, wie im Fall der mechanischen Solidarität, über die kollektiv vorhandenen, alle orientierenden Natur- und Sozialdeutungen oder, wie im Fall der organischen Solidarität, über die zivilen Rechtsnormen. Und es gilt, daß mittels der integrationsstiftenden Regeln eine *Einheit*, eine widerspruchsfreie *Ordnung* zustande kommt, in der alles Widerstreitende zum *Störfaktor*, zur *Anomie* erklärt wird.¹⁴⁰

Mit der Kategorie der ordnungs- und einheitsstiftenden normativen Regeln glaubt Durkheim aber nicht nur, die entscheidenden gesellschaftlichen Integrationsprinzipien auf den Begriff bringen zu können. Er meint, damit auch „den“ Gegenstand der Soziologie und die Basis für deren (insbesondere gegen die Psychologie abgehobene) Eigenständigkeit gefunden zu haben.¹⁴¹ Denn für Durkheim sind jene Regeln, die dadurch konstituierten (vereinheitlichenden) Werte- und Normensysteme der *Kristallisationspunkt*

¹³⁴ E. Durkheim, *De la division ...*, a. a. O., S. 100 (Übersetzung: H. H.).

¹³⁵ Vgl. dazu I. M. Zeitlin, *Ideology and the Development of Sociological Theory*, a. a. O., S. 244 f.

¹³⁶ Durkheims Hang zum „Funktionalismus“ und zur „Interdependenz“ bildet sich bereits in seiner Auseinandersetzung mit Montesquieu und Rousseau heraus – vgl. dazu E. Durkheim, *Montesquieu and Rousseau*, Ann Arbor, Mich. 1965 (die Schrift wurde 1892 zum ersten Mal veröffentlicht), und E. Durkheim, *Frühe Schriften zur Begründung der Sozialwissenschaft*, Darmstadt – Neuwied 1981, S. 85 ff.

¹³⁷ Vgl. dazu A. Giddens, *Capitalism and Modern Social Theory*, a. a. O., S. 76 ff.

¹³⁸ Vgl. dazu I. M. Zeitlin, *Ideology and the Development of Sociological Theory*, a. a. O., S. 250.

¹³⁹ Vgl. dazu R. Kreckel, *Soziologisches Denken*, a. a. O., S. 142, und S. Lindenberg, *Zur Kritik an Durkheims Programm für die Soziologie*, in: *Zeitschrift für Soziologie*, H. 2, April 1983, S. 141.

¹⁴⁰ „Anomie ist Durkheims Gegenbegriff zur sozialen Solidarität: Soziale Situationen, in denen keine für alle Beteiligten verbindlichen moralischen Regeln vorhanden sind und die infolgedessen nicht durch solidarische Handeln bewältigt werden können, bezeichnet Durkheim als ‚anomisch‘. Durkheim verwendet das Konzept der Anomie zur Klärung von so unterschiedlichen sozialen Phänomenen wie industriellen Konflikten und Selbstmordraten.“ (R. Kreckel, *Soziologisches Denken*, a. a. O., S. 144, Anm. 228) Vgl. dazu E. Durkheim, *Über die Anomie*, in: C. W. Mills (Hrsg.), *Klassik der Soziologie*, a.a.O., S. 394 ff.

¹⁴¹ Vgl. dazu R. König, *Einleitung*, in: E. Durkheim, *Regeln der soziologischen Methode*, Neuwied 1961, S. 35.

von „Gesellschaft“. Es ist ein Punkt, der – und das ist für die Durkheimsche Methodologie von zentraler Bedeutung – eine *soziale*, gegenüber jeder individuellen Handlung verselbständigte (und selbständige), auf Gesellschaft als „Gesellschaft“ zurückgehende *Tatsache* repräsentiert. Durkheim versteht hierbei unter „*faits sociaux*“¹⁴² nicht nur die *normativen Ordnungen* des Handelns („Rechtsnormen, Moralgebote, religiöse Dogmen, Finanzsysteme usw.“¹⁴³), sondern auch die in diesen Ordnungsrahmen sich herausbildenden „*Arten des Kollektivseins*“¹⁴⁴: „die sozialen Tatbestände anatomisch und morphologischer Ordnung“ wie „die Verteilung der Bevölkerung auf der Oberfläche des Landes, die Zahl und Beschaffenheit der Verkehrswege, die Gestaltung der Wohnstätten usw.“¹⁴⁵

„(Wir) wissen, daß das soziale Leben ... die Eigentümlichkeit aufweist, ... sich zu kristallisieren. Die kollektiven Gewohnheiten drücken sich außerhalb der durch sie ausgelösten individuellen Handlungen in umgrenzten Formen aus, in rechtlichen und sittlichen Normen, Sprichwörtern, Tatsachen der sozialen Struktur usw. Da diese Formen in Permanenz existieren und sich nicht mit ihren verschiedenen Anwendungen ändern, so stellen sie einen fixen Gegenstand dar, der dem Beobachter stets zur Verfügung steht ...“¹⁴⁶

Die normativen Regeln und institutionellen Arrangements geben somit für Durkheim die Möglichkeit, Gesellschaft als eine sozusagen entindividualisierte „*synthèse sui generis*“¹⁴⁷ zu fassen.

Die Bestimmung der normativen Regelsysteme und der darin eingerichteten „Arten des Kollektivseins“ als „*fait sociaux*“ wird in den 1895 erschienenen „*Règles de la méthode sociologique*“ dadurch prä-[42]zisiert, daß die Merkmale eines sozialen Tatbestands beschrieben werden. Entsprechend der Durkheimschen Darstellung lassen sich diese Merkmale in drei Punkten zusammenfassen:

1. „Die erste und grundlegende Regel besteht darin, die sozialen Tatbestände wie Dinge zu betrachten.“¹⁴⁸
2. „(Soziale Tatbestände) sind Dinge, die eine Eigenexistenz führen. Der Einzelne findet sie vollständig fertig vor und kann nichts dazu tun, daß sie nicht seien oder daß sie anders seien, als sie sind.“¹⁴⁹
3. „Ein sozialer Tatbestand ist daran zu erkennen, daß er äußerlich zwingende Gewalt über die Individuen ausübt oder auszuüben imstande ist; das Vorhandensein dieser Gewalt ist entweder am Dasein einer bestimmten Sanktion zu erkennen, oder an dem Widerstand, den der soziale Tatbestand jedem Beginnen einzelner entgegensetzt, das ihm zuwiderläuft.“¹⁵⁰

Durch diese methodologischen Bekenntnisse werden die normativen Regelsysteme und die in ihrem Rahmen möglichen institutionellen Vorkehrungen extrem *verdinglicht*, von jedem Bezug zum *individuellen Handeln* abgeleitet und mit einem *Unterwerfung* fordernden Zwangscharakter ausgestattet. Jene Regelsysteme und Vorkehrungen erhalten gegenüber den Mitgliedern der jeweiligen Gesellschaft eine dinghafte, starre, nicht beeinflussbare „*Suprematie*“¹⁵¹, die nur noch *Unterordnung* gelten läßt und kategorisch kommandiert: „Man must submit!“¹⁵² Schafft der einzelne die Einpassung in dieses normative Streckbett nicht, so kann es für ihn – siehe Durkheims 1897 gegebene Warnung in „*Le suicide*“¹⁵³ –

¹⁴² E. Durkheim, *Les Règles de la méthode sociologique*, Paris ¹¹1950, S. 5. Im folgenden wird „fait social“ mit „sozialer Tatbestand“ übersetzt. In Königs Übersetzung (siehe Anm. 141) wird zwar der Terminus „soziologischer Tatbestand“ benutzt; in den der Übersetzung entnommenen Zitaten wird „soziologisch“ stillschweigend durch „sozial“ ersetzt (vgl. dazu I. S. Kon, *Der Positivismus in der Soziologie*, a. a. O., S. 79 f., Anm. 5, und R. Kreckel, *Soziologisches Denken*, a. a. O., S. 141, Anm. 213).

¹⁴³ E. Durkheim, *Regeln der soziologischen Methode*, a. a. O., S. 107.

¹⁴⁴ Ebenda, S. 113.

¹⁴⁵ Ebenda.

¹⁴⁶ Ebenda, S. 139.

¹⁴⁷ E. Durkheim, *De la division ...*, a. a. O., S. 24; vgl. dazu K. H. Tjaden, *Soziales System und sozialer Wandel*, a. a. O., S. 23. – „Synthese der eigenen Art“

¹⁴⁸ E. Durkheim, *Regeln der soziologischen Methode*, a. a. O., S. 115.

¹⁴⁹ Ebenda, S. 99.

¹⁵⁰ Ebenda, S. 11 (von R. Kreckel nach „Règles“ korrigierter Text der Übersetzung).

¹⁵¹ Ebenda, S. 99.

¹⁵² I. M. Zeitlin, *Ideology and the Development of Sociological Theory*, a. a. O., S. 271. – „Der Mensch muß sich unterwerfen!“

¹⁵³ Vgl. dazu E. Durkheim, *Le suicide. Étude de sociologie*, Paris ³1960.

katastrophal enden. Gelingt ihm aber die „Einbettung“, dann hat er die Gewißheit, daß er an den Platz kommt, den er aufgrund seiner „*natürlichen Talente*“¹⁵⁴ verdient, und daß sein Dasein, sozusagen mittels der normativen Läuterung, eine (geradezu „religiöse“) *Weihe* erhält, für die sich *Opfer*¹⁵⁵ schon lohnen. In seinem Werk „*Les formes élémentaires de la vie religieuse*“ – 1912 erschienen – illustriert Durkheim diese These umfänglich und läßt schließlich Gott als symbolische Manifestation der normativen Macht von Gesellschaft erscheinen.¹⁵⁶ 1914 gibt Durkheim zu „*Les formes élémentaires ...*“ ein eigenständiges „Nachwort“ heraus, in dem er sich daher zu dem Schluß berechtigt sieht: „Die Interessen des Ganzen sind nicht notwendigerweise die Interessen des einzelnen Teils; aus diesem Grunde kann sich die Gesellschaft (als das Ingesamt der normativen Regelsysteme und institutionellen Arrangements – H. H.) nicht formieren und sich auch nicht erhalten, ohne von uns beständig Opfer zu verlangen, die uns schmerzhaft sind. Allein dadurch, daß sie über uns steht, zwingt sie uns, uns [43] selbst aufzugeben; und sich selbst aufgeben, das heißt, für ein Wesen in gewisser Weise seine eigene Natur verlassen, was nicht ohne mehr oder weniger schmerzhaftes Spannung geschieht.“¹⁵⁷

Mit seiner (gesamten) soziologischen Konzeption hat Durkheim nun das argumentative Instrument, um seinem „*eigentlichen*“ Anspruch genügen zu können. Diesen – von ihm immer wieder betonten – Anspruch leitet er aus seinem *praktisch-politischen Interesse* ab, den (klassen-)konfliktgeladenen Zeitläuften Frankreichs durch die Institutionalisierung einer verbindlichen gesellschaftlichen „Solidarität“ entgegenzuwirken. Im Gegensatz zu Marx, der die klassengesellschaftliche Bestimmtheit der französischen Gesellschaft und ihres Staates offenlegt und die revolutionäre Aufhebung des sozialen Antagonismus als die Voraussetzung für die humane, nicht-entfremdende, der Selbstbestimmung der tatsächlichen Produzenten dienende Organisation der industriell-arbeitsteiligen Möglichkeiten betrachtet, geht Durkheim den umgekehrten Weg: Er gibt die (kapitalistisch-) industrielle Arbeitsteilung als „*ordered by the nature of things*“¹⁵⁸ aus, die – wie schon gesagt – jedes Gesellschaftsmitglied auf der Basis seiner „natürlichen Talente“ automatisch an die „richtige“ Stelle führt. Und er postuliert, daß man den impliziten Anforderungen dieser Arbeitsteilung – zusammengefaßt in der *normativen Ordnung der organischen Solidarität* – nur entsprechen muß, um zu einer harmonisch organisierten Gesellschaft zu gelangen. Den Garanten der organischen Solidarität sieht Durkheim vor allem in der Normierung der gesellschaftlichen Verhältnisse mittels eines *funktionalistisch-organologischen Weltbildes*, das er – unter Umgehung der realen Klassensituation in Frankreich – unmittelbar aus den „Imperativen“ der abstrakt und „gesellschaftsleer“ bleibenden Arbeitsteilung ableiten zu können meint. Institutionell soll die organische Solidarität dabei durch eine Art *Ständestaat* gesichert werden: Einerseits wird die einheitsstiftende Aktivität der (mit der Herausbildung der Arbeitsteilung entstandenen) „*Berufsgruppen*“¹⁵⁹ hier Platz greifen – insbesondere mittels der „sozialen Partnerschaft“ von „Unternehmern“ und „Arbeitern“, die sich beide funktional an den Erfordernissen des arbeitsteiligen Gesellschaftsorganismus orientieren. Andererseits wird das Wechselspiel jener „*Sekundärgruppen*“¹⁶⁰ durch den „*neutralen*“ *Integrationsstaat* kontrolliert und im Gleichgewicht der Kräfte gehalten.¹⁶¹ Dafür daß das, was nicht in diesen Ständestaat paßt, sorgsam aufbewahrt wird, sorgt Durkheim bekanntlich auch – mit seiner Kategorie der Anomie. Diese setzt den letzten Ak-[44]zent auf eine zweifellos gelungene Propaganda für die als organisch-solidarisches Gemeinwohl maskierte bürgerliche Ordnung.¹⁶²

¹⁵⁴ E. Durkheim, *De la division ...*, a. a. O., S. 375.

¹⁵⁵ Welches konkret-persönliche Leid eine solche Unterwerfung unter „Gesellschaft“ mit sich bringt, muß Durkheim im ersten Weltkrieg erfahren, in dem sein Sohn – zunächst angefeuert von Durkheims nationalistischem Pathos – zu Tode kommt –, wobei dieser Tod durchaus kein Betriebsunfall ist, der bei der Bemühung der „Gesellschaft“ um das organisch-solidarische Wohl ihrer Mitglieder zufällig passiert, sondern die Konsequenz aus der Konkurrenz kapitalistischer Staaten um (Welt-)Märkte.

¹⁵⁶ Vgl. dazu E. Durkheim, *Les formes élémentaires de la vie religieuse. De système totémique en Australie*, Paris 1912.

¹⁵⁷ E. Durkheim, *Le dualisme de la nature humaine et ses conditions sociales*, in: *Scientia*, XV, 1914 – übersetzt und abgedruckt in: F. Jonas, *Geschichte der Soziologie I*, a. a. O., S. 368 ff., hier S. 380.

¹⁵⁸ E. Durkheim, *Socialism and Saint Simon*, a. a. O., S. 153. – „geordnet nach der Natur der Dinge“

¹⁵⁹ E. Durkheim, *Professional Ethics and Civic Morals*, London 1957, S. 12 und ff.

¹⁶⁰ Ebenda, S. 45.

¹⁶¹ Vgl. dazu ebenda, S. 45 ff.

¹⁶² Vgl. dazu E. Durkheim, *L'éducation morale*, Paris 1925 – eine Schrift, die die Anleitung darstellt, um diese Propaganda per Sozialisation „unters Volk“ zu bringen.

Wenn es in einer aktuellen – das Selbstverständnis der bürgerlichen Soziologie nach wie vor dokumentierenden – Schrift heißt: „Durkheim ist das Musterbeispiel eines Soziologen“,¹⁶³ ist das durchaus nachvollziehbar. In der Tat muß Durkheim in einer Disziplin als richtungweisendes Vorbild, als Klassiker gelten, deren (Klassen-)Leistung gerade darin besteht, das wissenschaftliche Begreifen der bürgerlich-kapitalistischen Praxis durch legitimatorische Apologetik (wenn nicht durch Schlimmeres) zu ersetzen.

4. Max Weber

Obwohl Durkheim und Weber (1864-1920) zur gleichen Zeit, wenn auch in unterschiedlicher Art versuchen, Soziologie als Wissenschaft zu etablieren, beziehen sich beide nicht ein einziges Mal aufeinander.¹⁶⁴ Das liegt sicher nicht nur an der (seit 1870/71 offiziell schwelenden) deutsch-französischen Antipathie, die vor allem ab 1900 – hier beginnt Weber mit der Veröffentlichung seiner „klassisch“-soziologischen Werke – eine nicht zu unterschätzende Rolle spielt. Die „gegenseitige Nichtbeachtung“¹⁶⁵ von Durkheim und Weber dürfte wohl auch darin begründet sein, daß die Bezugssysteme, die bürgerlichen Verhältnisse in Frankreich und Deutschland, in denen sich diese Klassiker mit vehementem politischem Engagement bewegen, sehr divergierende Denkanstöße, Erkenntnisinteressen und ideologische Neigungen provozieren. Durkheim sieht sich in einen Bourgeoisstaat gestellt, der den Herrschaftsanspruch der Feudalaristokratie und das Interregnum der bonapartistischen Monarchie hinter sich gelassen hat und der seine kapitalistische, kolonialimperialistische Ordnung mit eigener politischer Macht weiter ausbauen will. Weber dagegen hat es in seiner „eigentlichen“ Soziologie-Periode mit der Endphase des Wilhelminischen Reiches zu tun, mit dem Wechselbad von *kapitalökonomischer Expansion* und *herrschaftspolitischem Bonapartismus*.

Mit der Proklamation des Wilhelminischen Reiches entsteht ein Staat, der zwar einerseits die gerade von der bürgerlichen Klasse lang erhoffte nationale Einheit Deutschlands bringt, andererseits aber deutlich macht, daß die Bourgeoisie diese Einheit nicht selbst erkämpft, sondern als „Geschenk“ von seiten der königlich-preußischen Armee und Bürokratie erhalten hat. Wie bei dem 1818 verabschiedeten Zollgesetz (Vereinheitlichung Preußens zu einem Zoll-[45] und Handelsgebiet) und bei der 1834 statthabenden Gründung des Deutschen Zollvereins (Organisation des Deutschen Bundes – 35 Fürstentümer, 4 freie Städte – in einem Zollterritorium) erkennt die deutsche Bourgeoisie auch 1870 den absolutistischen Staat als tonangebende politische „Führungskraft“ an: In dem von dieser Kraft gesetzten Rahmen, der primär zweifellos den Interessen der Feudalaristokratie dienen soll, aber dennoch der politisch schwächlichen Bourgeoisie geographische und rechtliche Existenzgrundlagen verschafft, gilt es sich einzurichten. Auf solcher Basis kommt bei der Reichsgründung ein Herrschaftsapparat heraus, den Marx als einen „mit parlamentarischen Formen verbrämte(n), mit feudalem Beisatz vermischte(n) und zugleich schon von der Bourgeoisie beeinflusste(n), bürokratisch gezimmerte(n), polizeilich gehütete(n) Militärdespotismus“¹⁶⁶ bezeichnet. Es ist ein deutscher Staat entstanden, dessen preußenbestimmte Herrschaftsform eine *Mischung aus absolutistischer und bonapartistischer Monarchie* darstellt und von dessen „Gnaden“, unter dessen „Schutz“ sich die Expansion der kapitalistischen Ökonomie insbesondere ab den achtziger Jahren massiv durchsetzt. „Die industriellen Fortschritte werden in den Produktionsziffern ... deutlich. Die deutsche Stein- und Braunkohlenproduktion (steigt) von 1886 bis 1911 von 34 auf 218 Mill. t, die Kaliförderung von 1871 bis 1910 von 1,2 auf 10 Mill. t, der Wert der Erzeugung der Eisen-, Blei-, Zink- und Kupfererzgruben (steigt) von 1871 bis 1910 von 58 auf 189 Mill. Mark, die Roheisenproduktion von 1886 bis 1913 von 4 auf 18 Mill. t, die Kokserzeugung von 1888 bis 1913 von 5,8 auf 29,1 Mill. t, die Zementproduktion 1897 bis 1910 von 2,5 auf 6 Mill. t, die Leistungen der Elektrizitätswerke (steigen) im ersten Jahrzehnt des 20. Jahrhunderts von 0,2 auf 1,1 Mill. kW.“¹⁶⁷

¹⁶³ N. Nisbet, Emile Durkheim, Englewood Cliffs, N. J. 1965, S. 1.

¹⁶⁴ Vgl. dazu E. A. Liryakian, Ein Problem für die Wissenssoziologie: Die gegenseitige Nichtbeachtung von Emile Durkheim und Max Weber, in: W. Lepenies (Hrsg.), Geschichte der Soziologie 4, S. 17 ff.

¹⁶⁵ Ebenda, S. 17.

¹⁶⁶ K. Marx, Kritik des Gothaer Programms, in: MEW, Bd. 19, Berlin 1969, S. 29; vgl. zu den folgenden Interpretationen der deutschen Geschichte Ende 19./Anfang 20. Jahrhundert J. Streisand, Deutsche Geschichte. In einem Band. Ein Überblick, Berlin 1979; J. Streisand, Deutsche Geschichte von den Anfängen bis zur Gegenwart, Köln 1983.

¹⁶⁷ P. H. Seraphim, Deutsche Wirtschafts- und Sozialgeschichte, Wiesbaden 1966, S. 159; vgl. dazu D. S. Landes, Der entfesselte Prometheus, München 1983, S. 220 ff.

Dennoch herrscht bis weit in die neunziger Jahre – verstärkt vor allem durch die Nachwirkungen der großen Depression von 1891/92 – eine *politische Konstellation*, die Engels folgendermaßen beschreibt: „In Wirklichkeit ... ist ... in Deutschland der Staat, wie er besteht, das notwendige Produkt der gesellschaftlichen Unterlage, aus der er herausgewachsen ist. In Preußen – und Preußen ist maßgebend – besteht neben einem immer noch starken, großgrundbesitzenden Adel eine verhältnismäßig junge und namentlich sehr feige Bourgeoisie, die sich bisher weder die direkte politische Herrschaft, wie in Frankreich, noch die mehr oder weniger indirekte, wie in England, erkämpft hat. Neben beiden Klassen aber besteht ein sich rasch vermehrendes, intellektuell sehr entwickeltes und sich täglich mehr und mehr organisierendes Proletariat. Wir finden also [46] hier neben der Grundbedingung der alten absoluten Monarchie: dem Gleichgewicht zwischen Grundadel und Bourgeoisie, die Grundbedingung des modernen Bonapartismus: das Gleichgewicht zwischen Bourgeoisie und Proletariat. Sowohl in der alten absoluten, wie in der modernen bonapartistischen Monarchie aber liegt die wirkliche Regierungsgewalt in den Händen einer besondern Offiziers- und Beamtenkaste, die sich in Preußen teils aus sich selbst, teils aus dem kleinen Majoratsadel, seltener aus dem großen Adel, zum geringsten Teil aus der Bourgeoisie ergänzt. Die Selbständigkeit dieser Kaste, die außerhalb und sozusagen über der Gesellschaft zu stehen scheint, gibt dem Staat den Schein der Selbständigkeit gegenüber der Gesellschaft.“¹⁶⁸

Nach dem Tod Wilhelms I. (1888) und Bismarcks Rückzug (1890) beginnt dieser Schein allerdings schnell zu welken. Denn in dem Maße, in dem einerseits die ökonomisch „erwachsene“ Bourgeoisie ihren politischen Anspruch zusehends entschiedener durchdrückt und andererseits das (organisierte) Proletariat als gesellschaftliche Kraft wirksam wird, büßt das absolutistisch-bonapartistische Gehabe Wilhelms II. rapide die Funktion ein, das „Gleichgewicht“ der Gesellschaft zu garantieren. Der Staat „verfällt“¹⁶⁹ mehr und mehr der Bourgeoisie, die den politischen Herrschaftsapparat massiv in *eigener Regie* anwendet und die Umwandlung des „Konkurrenzkapitalismus der Periode vor 1890 ... (zum) modernen Oligopolkapitalismus“¹⁷⁰ mit entsprechenden staatlichen Steuerungshilfen stützt. So bestimmt seit 1900 die Bourgeoisie in Gestalt *hochkonzentrierter Kapitale* nicht nur das ökonomische Feld. (Auf die *Differenzierungsprozesse* innerhalb der Bourgeoisie – Großkapital vs. „mittelständische“ Unternehmen; Kapitalbesitz vs. Unternehmenskontrolle; Stellung des Finanzkapitals; Entwicklung einer zwischen Unternehmerideologie und proletarischer Existenz schwankenden Angestellten-schaft – kann hier nicht eingegangen werden.) „Die ... von Karl Marx prognostizierte Entwicklung der Konzentration und Zentralisation des Kapitals (setzt) sich durch; die Veränderungen der Produktionstechnik (fördern) sie. Im Deutschen Reich ... (wird) die Elektroindustrie von zwei Konzernen (AEG und Siemens-Schuckert), die chemische Industrie ebenfalls von zwei Gruppen, die untereinander wieder durch zahlreiche Patentabkommen verbunden (sind), und die Eisen- und Stahlindustrie von wenigen in Kartellen zusammengefaßten Familienkonzernen beherrscht; das Bankwesen (wird) durch fünf Großbanken fast vollständig kontrolliert.“¹⁷¹ Die Kapital- und Finanzbourgeoisie wacht auch weitgehend über den *staatlich-politischen Be-[47]reich* – insbesondere setzt sie ihre Interessen in der Schutzzoll-, Agrar-, Industrie-, Kapitalexport-, Kolonial- und Rechtspolitik „bei Hofe“ voll durch. Diese ökonomisch-politische Machtposition und vor allem die Rasanz, mit der sie erreicht wird, bringt die deutsche Bourgeoisie rasch in eine äußerst harte *Konkurrenz* zur britischen und französischen. Westeuropa und die anvisierte Kolonialwelt werden in kurzer Zeit zu einem brodelnden Konfliktfeld, in dem aufgrund eines sicher nicht kriegswichtigen Anlasses die Instrumente des Kapitalexports – die deutschen Auslandsanlagen entsprechen 1914 30 Prozent der britischen oder 50 Prozent der französischen Anlagen – sehr schnell den Waffen der vehement hochgerüsteten Armeen weichen.¹⁷² Ebenso rapide, wie sich die Entwicklung der kapitalistischen Ökonomie und deren Konzentrations-, Zentralisationsbewegung vollziehen, wächst und organisiert sich auch die deutsche Arbeiterklasse. Sie wird zum *Vorbild* der Arbeiterparteien und Gewerkschaften, die in der *Zweiten*

¹⁶⁸ F. Engels, Zur Wohnungsfrage, in: MEW, Bd. 18, Berlin 1969, S. 258; vgl. dazu F. Engels, Die preußische Militärfrage und die deutsche Arbeiterpartei, in: MEW, Bd. 16, Berlin 1968, S. 56 ff.

¹⁶⁹ F. Engels, Zur Wohnungsfrage, in: MEW, Bd. 18, S. 259.

¹⁷⁰ W. Abendroth, Sozialgeschichte der europäischen Arbeiterbewegung, a. a. O., S. 67.

¹⁷¹ Ebenda.

¹⁷² Vgl. dazu ebenda.

internationalen Arbeiter-Association (tätig seit 1890) und im *internationalen Gewerkschaftssekretariat* (eingerrichtet 1903) zusammengeschlossen sind. Die Organisationen des deutschen Proletariats – SPD und *freie Gewerkschaften* – gelten als die Kräfte, die – trotz ihrer Illegalisierung durch die Sozialistengesetze (1878 bis 1890) – in beispielhafter Weise arbeiterorientierte Lohn-, Streik- und parlamentarische Gesellschaftspolitik vertreten. Die organisatorische Stärke dieser Kräfte drückt sich darin aus, daß sie eine allmähliche Verkürzung des Arbeitstages durchsetzen, die Institution des Tarifvertrags erzwingen und 1912 mit einer imponierenden Mitglieder- und Wählergruppe aufwarten: Die Gewerkschaften haben rund 2,6 Millionen, die SPD hat gut 1 Million Mitglieder; fast 4,3 Millionen Wähler geben ihr Placet der SPD (über 34 Prozent der abgegebenen Stimmen); der SPD fallen 110 Reichstagsmandate zu.¹⁷³ Dennoch sind SPD und Gewerkschaften nicht imstande, den Kampf der Arbeiterklasse in revolutionäre Bahnen zu lenken. In völliger Verkennung des bürgerlichen Staates sitzen sie dem mittlerweile schon ziemlich durchlöchernten, aber von der Bourgeoisie immer noch gut verkauften Schein auf, der „Staat“ sei eine klassenjenseitige, übergeordnete Macht, „ein selbständiges Wesen ..., das seine eignen ‚geistigen, sittlichen, freiheitlichen Grundlagen‘ besitzt“¹⁷⁴ und dem zu beweisen ist, daß die Arbeiterklasse nicht zum Club der vaterlandslosen Gesellen zählt. Diese *Staatshörigkeit* führt schon auf dem Gothaer Parteitag der SPD (1875) zur Verabschiedung eines Programms, das Marx als „demokratisches Geklingel“ kritisiert, das „durch und durch vom Untertanenglauben der Lassalleschen Sekte [48] an den Staat verpestet“¹⁷⁵ ist. Jener Staatsenthusiasmus, der auch durch den zwölfjährigen Druck der Sozialistengesetze nicht gebremst wird, weil diese nicht dem *Charakter*, sondern dem *Mißbrauch* des Staates zugeschrieben werden – jener Staatsenthusiasmus bringt 1905 dann die Generalkommission der deutschen Gewerkschaften dazu, den Generalstreik „Generalunsinn“ (Carl Legien) zu nennen. Von hier aus ist es für die *Opportunistenmehrheit* in der SPD nur noch ein kleiner Schritt, der von Bernsteins und Kautskys Revisionismus über Noskes und Quessels Chauvinismus zum 1913 bewilligten Wehrbeitrag der Partei und zu deren Ja für die Kriegskredite führt. Die antikapitalistischen Interessen der Arbeiterklasse, die sich zwischen 1910 und 1914 in zahlreichen Demonstrationen und Streiks gegen Rüstungswahn, Lohndiktat und Ausbeutung auflehnt, bleiben so klar auf der Strecke. (Die Zweite Internationale geht ebenfalls an dem sozialdemokratischen Ja-Wort zum Krieg zugrunde.) „Die Lage in der deutschen Arbeiterbewegung (ist) am Vorabend des ersten Weltkrieges sehr widerspruchsvoll. Seit der Jahrhundertwende (haben) sich die deutsche Sozialdemokratie und die freien Gewerkschaften zu gewaltigen Massenorganisationen entwickelt. Die Masse der Mitglieder beider Arbeiterorganisationen (ist) bereit, für die Erhaltung des Friedens einzutreten, und (erwartet), daß die deutsche Sozialdemokratie als stärkste Partei der II. Internationale getreu ihrem Erfurter Programm und den Beschlüssen der internationalen Sozialistenkongresse von Stuttgart, Kopenhagen und Basel mit allen ihr zur Verfügung stehenden Mitteln gegen die Entfesselung eines Völkermordens kämpfen werde. Davon (zeugen) alle Aktionen der deutschen Arbeiterklasse gegen den drohenden Krieg. Der Führung der deutschen Sozialdemokratie und der freien Gewerkschaften (haben) sich jedoch in den letzten Jahren immer mehr die opportunistischen Elemente bemächtigt. Zentristen und Revisionisten (halten) die Schlüsselpositionen in der Partei und in den freien Gewerkschaften besetzt. Gegen den Willen der Mitgliedermassen und trotz des unermüdllichen Ringens der Linken für die Verteidigung und Weiterentwicklung des Marxismus und der revolutionären Taktik der deutschen Arbeiterbewegung (ist) es ihnen gelungen, auf die Politik der Partei beherrschenden Einfluß zu gewinnen und die deutsche Sozialdemokratie in eine reformistische Arbeiterpartei zu verwandeln.“¹⁷⁶ Die SPD ist in den Worten Lenins zu einer Organisation geworden, „die in ihrer Mitte einen Opportunismus (duldet), der sich in den Jahrzehnten der ‚friedlichen‘ Periode immer mehr (ausbreitet), aber im Verborgenen (blüht), der sich den revolutionären Arbeitern [49]

¹⁷³ Vgl. dazu L. Bergsträsser, *Die politischen Parteien in Deutschland*, München 1960, S. 206 f.; zur SPD- und Gewerkschaftsgeschichte insgesamt vgl. J. von Freyberg u. a., *Geschichte der deutschen Sozialdemokratie*, Köln ²1975, und F. Deppe u. a., *Geschichte der deutschen Gewerkschaftsbewegung*, Köln ³1981.

¹⁷⁴ K. Marx, *Kritik des Gothaer Programms*, in: MEW, Bd. 19, S. 28.

¹⁷⁵ Ebenda, S. 31.

¹⁷⁶ *Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung*, Bd. 2: *Vom Ausgang des 19. Jahrhunderts bis 1917*, hrsg. vom Institut für Marxismus-Leninismus beim ZK der SED, Berlin 1966, S. 202 f.

(anpaßt), von ihnen ihre marxistische Terminologie (übernimmt) und jeder klaren, prinzipiellen Abgrenzung aus dem Wege (geht).“¹⁷⁷

Clara Zetkin, Rosa Luxemburg, Karl Liebknecht, Georg Ledebour, Franz Mehring warnen eindringlich vor der Kapitulation gegenüber dem bürgerlichen Staat und dessen angeblichen, als *Gesellschaftsreform* ausgegebenen (sozial-)politischen Konzessionen. Es bringt nichts: Die deutsche Arbeiterbewegung, die noch im März 1913 in einer großen Manifestation gegen den Militarismus aufsteht, wird von der opportunistischen Führung ihrer eigenen Organisationen verraten. Der deutschen Kapitalbourgeoisie gelingt 1914 der Doppelschlag – trotz ihrer gewiß nicht unbedeutenden internen Widersprüche, trotz der organisatorischen Stärke und der zweifellos vorhandenen Kampfbereitschaft der Arbeiterklasse: Die Bourgeoisie vermag sowohl die bisherigen „staatstragenden“ Kräfte wie die Organisationen der Arbeiterbewegung in ihren Kriegsdienst zu stellen und zu Beihelfern ihrer militärischen Aktion gegen die internationalen Markt- und Rohstoffkonkurrenten zu machen.

Bei Kriegsende kann die deutsche Kapitalbourgeoisie selbst in ihrer Niederlage gegen die britisch-französisch-amerikanische Allianz noch wesentliche Erfolge einheimsen: Sie hat *erstens*, „unterstützt“ durch die Arbeiterbewegung, die (die weitere Kapitalentfaltung hemmenden) *Restbestände absolutistisch-bonapartistischer Herrschaft* beseitigen können. Sie hat *zweitens* mit der von ihr geschaffenen Kriegs(kredit)situation die SPD 1917 in eine *Spaltung* getrieben, die zwar einerseits die Unzufriedenheit der Arbeiterbewegung mit der Partei widerspiegelt; die aber andererseits die *opportunistische Haltung* sowohl innerhalb der *Mehrheits-* wie innerhalb der *Unabhängigen SPD* nachhaltig fördert (Beendigung des Krieges unter Beibehaltung der kapitalistischen Gesellschaftsform). Das führt zu einer tiefen Verunsicherung der Arbeiterbewegung, vor allem deshalb, weil diese in den großen (antimilitaristischen) Streikkämpfen 1917/18 gezeigt hat, daß sie offensichtlich für einen anderen politischen Weg bereit ist – für den Weg nämlich, den die russische Oktoberrevolution geht. Die Bourgeoisie hat es *drittens* fertiggebracht, SPD und USPD in jene bürgerlich-parlamentarische Regierung einzubeziehen, die unter Prinz Max von Baden die endgültige *Kapitulation* vor den Kriegsgegnern leistet. Das hat zweifellos ein (opferverhinderndes) beschleunigtes Ende des Krieges zur Folge, dokumentiert darüber hinaus jedoch noch einmal deutlich die arbeiterfeindliche Rolle, die die SPD-(und Gewerkschafts-)Führung bei Ausbruch und Schluß des Krieges spielt. Immerhin haben sich – das soll nicht übergangen werden – SPD/[50]USPD vor der Regierungsübernahme zumindest vom Brester „Raubfrieden“ distanziert, den die deutschen bürgerlichen Parteien 1917 am revolutionären Rußland verüben. Der Kapitalbourgeoisie fällt *viertens* schließlich der Vorteil zu, einer Arbeiterbewegung gegenüberzustehen, die im Krieg *schweren physischen und politischen Schaden* erlitten hat. Nicht zuletzt dieser Schaden ist die Ursache, daß die Arbeiterbewegung geschwächt in die sozialen Nachkriegskämpfe geht und – trotz ihrer außergewöhnlichen Aktions- und Streikbereitschaft, trotz der heroischen Anstrengungen von Spartakus (ab 1916) und KPD (konstituiert an der Jahreswende 1918/19) – die Versuche der revolutionären Werktätigen scheitern, Deutschland in eine sozialistische Demokratie zu verwandeln.

Dennoch darf auch angesichts der – mit der Gründung der Weimarer Republik feststehenden – Niederlage der (sozialistischen) Arbeiterbewegung nicht vergessen werden: Ohne die Aktionen und Streiks, die die Arbeiterbewegung insbesondere 1917/1918 durchgestanden hat, wären das „junkerlich-monarchistische Regime“¹⁷⁸ nicht gestürzt, die Fürsten nicht verjagt, die bürgerlich-parlamentarische Republik nicht zustande gekommen. Die Arbeiterbewegung hat zudem „wichtige demokratische Rechte und Freiheiten wie das allgemeine Wahlrecht – auch für Frauen –, die Koalitions-, Versammlungs- und Pressefreiheit erkämpft. Auf sozialem Gebiet (ist) der Achtsturentag, die alte Forderung der Arbeiterbewegung, gesetzlich festgelegt worden. Auf dem Lande (sind) die reaktionären Ausnahmegesetze gegen die Landarbeiter und die halbfeudale Gesindeordnung gefallen. Mit diesen Ergebnissen, auch wenn sie den Rahmen bürgerlich-demokratischer Verhältnisse nicht (überschreiten), (hat) sich die Arbeiterklasse günstigere Bedingungen für den weiteren Kampf um ihre Befreiung

¹⁷⁷ W. I. Lenin, Was weiter?, in: Werke, Bd. 21, Berlin 1960, S. 99.

¹⁷⁸ Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung, Bd. 3: Von 1917 bis 1923, Berlin 1966, S. 197.

geschaffen.“¹⁷⁹ Wie stark trotzdem die Barrieren sind, die dieser Befreiung entgegenstehen, zeigt die Kapitalbourgeoisie spätestens ab 1920, nach dem generalstreikbedingten Stopp des Kapp-Putsches. Auf der Basis ihrer ökonomischen, sich ständig weiter monopolisierenden Macht und anknüpfend an die administrativen „Qualitäten“ der Hindenburg-Ludendorffschen Militärdiktatur schlägt sie entschlossen den Weg in Richtung der staatsmonopolistischen Herrschaftsform ein, einen Weg, dessen Ziel dann mit Hilfe des Faschismus und brutalen Antikommunismus zu erreichen versucht wird.

Max Weber kann die Nachkriegsentwicklung nur bis 1920 miterleben: 56jährig stirbt er überraschend in München – an einer zu spät behandelten Lungenentzündung.¹⁸⁰ Die Münchner Zeit beginnt – nach [51] einem kurzen Aufenthalt an der Universität Wien (1918) – im Juni 1919 mit der Übernahme des Lehrstuhls von Lujo Brentano. Sie sollte die Zeit der Rückkehr an die Universität werden, deren offiziellen Dienst Weber 1903 wegen eines schweren Nervenleidens verlassen hat. Weber, der bereits 1888 dem „Verein für Socialpolitik“ beitrifft, startet seine Karriere mit Promotion, Habilitation und außerordentlicher Professur (Berlin 1892) in den Fächern „Römisches, deutsches und Handelsrecht“.¹⁸¹ Er wechselt aber schon bald zur Nationalökonomie über, für die er 1893 in Freiburg und 1896 in Heidelberg eine ordentliche Professur erhält. Im Schatten seiner Krankheit, die ihn zwar vom Lehr-, nicht jedoch vom Wissenschaftsbetrieb abbringt, konzentriert er sich dann ab 1900 auf soziologische Studien, übernimmt 1904 (zusammen mit Edgar Jaffé und Werner Sombart) die Redaktion des „Archivs für Sozialwissenschaften und Sozialpolitik“ und ist auch 1909 an der Gründung der „Deutschen Gesellschaft für Soziologie“ maßgeblich beteiligt.

Weber stammt aus konservativ-bürgerlichem Milieu – sein Vater ist ein bismarckfreundlicher Abgeordneter der Nationalliberalen Partei – und macht schon sehr früh, nämlich 1895 in seiner Freiburger Antrittsvorlesung, öffentlich, wofür er politisch einsteht. Sein Vortrag „Der Nationalstaat und die Volkswirtschaftspolitik“¹⁸² ist nicht nur mit sozialdarwinistischer Terminologie und extrem nationalistischem Vokabular drapiert („Die Volkswirtschaftspolitik eines deutschen Staatswesens ebenso wie der Wertmaßstab des deutschen volkswirtschaftlichen Theoretikers können deshalb nur deutsche sein“¹⁸³), das Referat entpuppt sich zudem als eloquentes Plädoyer für die „Realpolitik“ der deutschen Bourgeoisie und deren imperialistische Perspektive. Webers manchmal peinliche, manchmal gefährliche, weil rassistische Deuschtümelei spricht auch aus seiner Mitgliedschaft im „Alldeutschen Verband“ und in der Bewegung des berüchtigten Hofpredigers Stöcker, dem „Evangelisch-sozialen Kongreß“. Am unangenehmsten tönt Webers Nationalismus jedoch aus seiner ersten großen empirischen Untersuchung, seiner Enquête über die ostelbischen Landarbeiter, zu der er sowohl vom „Verein für Socialpolitik“ (1891/92) wie – daran anschließend – vom „Evangelisch-sozialen Kongreß“ (1893-1899) beauftragt wird.¹⁸⁴ Hier kommt Weber zu der fortschrittlich erscheinenden Schlußfolgerung, die „ostelbische Großgüterwirtschaft“ müsse abgelöst werden – allerdings nicht zugunsten einer Agrarwirtschaftsdemokratie, sondern deshalb, weil die junkerliche Feudalordnung „(die) Lage des ostelbischen Landarbeiters und die Verteidigung der deutschen Nationalität gegenüber der [52] besonders durch die polnischen Saisonarbeiter erzeugten Überfremdung aus den slawischen Nachbarländern“¹⁸⁵ verschlechtert.

¹⁷⁹ Ebenda.

¹⁸⁰ Vgl. zu den folgenden biographischen Daten: D. Käsler, Einführung in das Studium Max Webers, München 1979, S. 9 ff.; E. Baumgarten, Einleitung, in: M. Weber, Soziologie – Weltgeschichtliche Analysen – Politik, Stuttgart 1956 (hrsg. von J. Winckelmann), S. X ff.; M(arianne) Weber, Max Weber. Ein Lebensbild, Heidelberg 1950; D. Käsler, Max Weber, in: D. Käsler (Hrsg.), Klassiker des soziologischen Denkens II, München 1978, S. 424 ff.; und G. Roth, Max Weber, A Bibliographical Essay, in: Zeitschrift für Soziologie, H. 1, Januar 1977, S. 91 ff.

¹⁸¹ Weber promoviert bei L. Goldschmidt und R. von Gneist über die „Entwicklung des Solidarhaftprinzips und des Sondervermögens der offenen Handelsgesellschaft aus den Haushalts- und Gewerbegemeinschaften in den italienischen Städten“ (1889); er habilitiert bei A. Meitzen mit der Arbeit „Die römische Agrargeschichte in ihrer Bedeutung für das Staats- und Privatrecht“ (1891/92).

¹⁸² Abgedruckt in: M. Weber, Gesammelte politische Schriften, München 1921 (hrsg. von Marianne Weber), S. 7 ff.

¹⁸³ Ebenda, S. 30.

¹⁸⁴ Vgl. dazu M. Weber, Die Verhältnisse im ostelbischen Deutschland, in: Schriften des Vereins für Socialpolitik LV, Die Verhältnisse der Landarbeiter in Deutschland III, Leipzig 1892; und M. Weber, Entwicklungstendenzen in der Lage der ostelbischen Landarbeiter, in: Archiv für Soziale Gesetzgebung und Statistik, H. 1, 1894 (7. Bd.), S. 1 ff.

¹⁸⁵ D. Käsler, Einführung in das Studium Max Webers, a. a. O., S. 14.

Kein Wunder, daß Weber dann einige Jahre später (1915) äußert: „Trotz alledem, es ist ein großer und wundervoller Krieg.“¹⁸⁶ Die Kriegsfreude vergeht ihm aber relativ schnell. In dem Moment nämlich, in dem er am Verlauf des Krieges (insbesondere nach dem Engagement der USA) den Advent der Niederlage abliest, stellt er sich gegen den Krieg, gegen die früher von ihm so geschätzte U-Boot- und Kanonenpolitik. Seine 1917/18 in der „Frankfurter Zeitung“ publizierten Artikel machen deutlich, daß er um der Zukunftsaussichten der deutschen Bourgeoisie willen eine rasche Beendigung des Krieges will – und ein Zurück zu einer renovierten konstitutionellen Monarchie, in der dem kapitalistisch-imperialistischen Interesse Freiraum zu „rationaler“ Entfaltung gegeben und die Arbeiterbewegung durch verschmerzbar Zugeständnisse befriedet wird. Nach Kriegsschluß – Weber ist inzwischen wie seine Frau Marianne (Leiterin des „Bundes deutscher Frauenvereine“) und sein Bruder Alfred¹⁸⁷ Mitglied der Deutschen Demokratischen Partei (DDP) – wird er zum erbitterten Feind jeden Versuches einer proletarischen Revolution. Geradezu fanatisch lehnt er diese ab, weil sie antinational ist, einen meuchelmörderischen Dolchstoß ins schwankende Deutschland darstellt und – vor allem – die Zerstörung der „geretteten“ wirtschaftlichen, also Kapital-Macht herbeiführt.¹⁸⁸ Daß Weber die bayerische Räterepublik, deren letzte Tage er noch erlebt, bekämpft, versteht sich daher von selbst, wenn er auch aus bürgerlich-moralischen Gründen (er ist zu dieser Zeit eng befreundet mit Ernst Toller) die Ermordung Kurt Eisners verabscheut. Allzu weit geht eine solche Einsicht allerdings nicht: Seine Mitarbeit in der regierungsamtlichen Friedensdelegation, die in Versailles – stellvertretend für die deutsche Kapitalbourgeoisie – die (selbstverständlich bestrittene) Kriegsschuld auf sich nehmen sollte, zeigt, daß er von dieser Schuld, vom dadurch bedingten Leid der werktätigen Menschen und ihrer Familien nichts begriffen hat.

Das ist deshalb erstaunlich, weil Weber während der gesamten Zeit seiner wissenschaftlichen Arbeit zu Geschichte und Qualität des *Kapitalismus*, zu dessen zivilen und kriegerischen Konsequenzen, nicht zuletzt zu dessen Industrie- und Landarbeiterschaft intensiven Kontakt hat. Um etwas näher an die Weberschen Studien und Analysen zu diesen Themenbereichen und damit an den *Kern der Weberschen Soziologie* heranzukommen, scheint es sinnvoll zu sein, Webers Arbeit auf den folgenden Ebenen zu skizzieren: auf der *inhaltlich-[53](sozial)historischen*, auf der *soziologisch-theoretischen*, *soziologisch-kategoriellen* und auf der *methodologischen* Ebene.¹⁸⁹

Unter *inhaltlich-(sozial)historischen* Gesichtspunkten geht es im wesentlichen um die Studien zur Agrar-, Wirtschafts- und Sozialgeschichte des Mittelalters und der Antike; um die empirisch gerichteten Enquêtes zu den Lebens- und Arbeitsumständen der deutschen Industrie- und Landarbeiter; um die religionsgeschichtlichen Untersuchungen; um den Großteil von *Wirtschaft und Gesellschaft*, den Abschnitt „Die Wirtschaft und die gesellschaftlichen Ordnungen und Mächte“.¹⁹⁰ In diesen Arbeiten geht es Weber vor allem um den Versuch, den *Stellenwert* des Kapitalismus im *welthistorischen* Prozeß zu bestimmen. Weber sieht diesen Prozeß dabei durch das bestimmt, was er die *okzidentale Rationalisierung* nennt. In seiner „Vorbemerkung zu den gesammelten Aufsätzen zur Religionssoziologie“ – einer Vorbemerkung, die durchaus Schlüsselcharakter für sein gesamtes soziologisches Werk hat – hält Weber die gleichermaßen *kapitalismus-* und „*universalgeschichtlichen Probleme*“¹⁹¹ fest, die ihn primär interessieren:

¹⁸⁶ Zit. nach ebenda, S. 25.

¹⁸⁷ „Es ist immer eine Freude, von einer geistigen und charakterlichen Größe zu reden. Auch dann, wenn diese sich darstellt, gefaltet und gegliedert wie ein zerklüftetes Gebirgsmassiv.“ (A. Weber, Max Weber, in: A. Weber [Hrsg.], Einführung in die Soziologie, a. a. O., S. 162).

¹⁸⁸ Vgl. dazu W. J. Mommsen, Max Weber und die deutsche Politik 1890 bis 1920, Tübingen 1959, S. 293.

¹⁸⁹ Vgl. hierzu die Darstellungsform, die Käsler entwickelt in: D. Käsler, Einführung in das Studium Max Webers, a. a. O., S. 30 ff.

¹⁹⁰ Vgl. hierzu Anm. 181 und 184; vgl. weiter M. Weber, Die protestantische Ethik 1 u. 2, Hamburg 1972/73; M. Weber, Gesammelte Aufsätze zur Religionssoziologie 1-3, Tübingen, ab 1963; M. Weber, Einleitung in die Wirtschaftsethik der Weltreligionen, in: M. Weber, Soziologie – Weltgeschichtliche Analysen – Politik, a. a. O.; M. Weber, Die Wirtschaft und die gesellschaftlichen Ordnungen und Mächte, in: M. Weber, Wirtschaft und Gesellschaft, Köln – Berlin (West) 1964, Erster Halbband, S. 233 ff., und Zweiter Halbband.

¹⁹¹ M. Weber, Vorbemerkung zu den gesammelten Aufsätzen zur Religionssoziologie, in: M. Weber, Soziologie – Weltgeschichtliche Analysen – Politik, a. a. O., S. 340.

„Warum lenkten (außerhalb der okzidentalen Weltregion – H. H.) weder die wissenschaftliche, noch die künstlerische, noch die staatliche, noch die wirtschaftliche Entwicklung in diejenigen Bahnen der *Rationalisierung* ein, welche dem Okzident eigen sind?“¹⁹²

„Welche Verkettung von Umständen hat dazu geführt, daß gerade auf dem Boden des Okzident, und nur hier, Kulturerscheinungen auftraten, welche doch – wie wenigstens wir uns gern vorstellen – in einer Entwicklungsrichtung von *universeller* Bedeutung und Gültigkeit lagen?“¹⁹³

Die für Weber in der Moderne sichtbar werdenden Ergebnisse jenes okzidentalen Rationalisierungsprozesses beschreibt er, indem er dessen „Originalleistungen“¹⁹⁴ vorführt:

- die mathematisch fundierte und experimentell kontrollierte moderne Naturwissenschaft;
- den Fachbetrieb der universitär organisierten Wissenschaften;
- den Literatur- und Kunstmarkt;
- die harmonische Musik (Sonate, Symphonie, Oper) und die Orchesterinstrumente (Orgel, Klavier, Violine);
- die Nutzung der Linear- und Luftperspektive in der Malerei und die Konstruktionsprinzipien der Monumentalbauten;
- die wissenschaftlich systematisierte Rechtslehre, die Einrichtung des formalen Rechts, die Verbeamtung der Rechtssprechung; [54]
- die auf der Basis gesetzten Rechts arbeitende Staatsverwaltung mit Beamtenbürokratie;
- den berechenbaren Privatrechtsverkehr und das gewinnorientierte kapitalistische Unternehmen;
- die kapitalistische Wirtschaftsethik und die darauf begründete praktisch-rationale individuelle Lebensführung.

Die Herausbildung dieser „Umstände“ ist das Produkt des *okzidentalen Rationalisierungsprozesses*. Der „kann nur dort entstehen, wo Entzauberung wirklich ist, wo das magische oder mystische Weltbild durchbrochen ist, die naive Vorstellung von dem sympathetischen Weltzusammenhang nicht mehr gilt. Hier wird der Überschwang des Gefühls abgelöst durch rationale Mitarbeit im Beruf, tritt an die Stelle gewalttätiger Synthesen die rationale Anwendung von Gesetzen, wird der Traum von einer hier erreichbaren Totalität der Sinnerfüllung abgelöst durch die Institutionalisierung rationaler Zweckverbände ... Rationalisierung bedeutet die Auflösung aller Ganzheiten, in denen sich der einzelne von seiner eigenen Verantwortung, von der Einzelheit seines Daseins entlasten wollte. Handeln heißt hier nicht mehr, daß man blind einem gegebenen Zweck folgt, sondern daß man selbst rational Zweck und Mittel gegeneinander abwägt ... Rationalisierung bedeutet die Versachlichung und Entzauberung dieses Handlungsfeldes, die Trennung von Arbeit und Kapital, die Institutionalisierung der freien Arbeit und der privaten Unternehmung, der Geld- und Kapitalrechnung ... Rationalisierung heißt Zerlegung der sympathetischen Weltzusammenhänge ... Die operationale Leistungsfähigkeit des Wissens, die Berechnung von Handlungschancen beruhen auf dieser Entzauberung ... Rationalisierung heißt Entfremdung, gegenüber dem Mitmenschen, der Natur, gegenüber Werten und Idealen, gegenüber den eigenen Handlungen ... Ohne diese Rationalität können Ziele nicht durchgesetzt werden, und mit der Entzauberung, die die Menschen darauf verweist, daß sie ihre Ziele selbst durchsetzen müssen, daß sie im Erkennen und Handeln auf sich selbst zurückgeworfen werden, tritt die Bedeutung dieses rationalen Elements immer mehr hervor. Alle konkreten Werte verblassen gegenüber der Macht rationaler Vollzugsformen ...“¹⁹⁵

¹⁹² Ebenda, S. 351.

¹⁹³ Ebenda, S. 340.

¹⁹⁴ J. Habermas, *Theorie des kommunikativen Handelns I*, Frankfurt am Main 1981, S. 225. Zu Webers „idealtypischer“ Argumentation siehe weiter unten.

¹⁹⁵ F. Jonas, *Geschichte der Soziologie I*, a. a. O., S. 207 ff.; vgl. dazu A. W. Gouldner, *Die westliche Soziologie in der Krise I*, a. a. O., S. 157.

Die dem okzidentalen – klar auf die *handlungsindividualistisch* gefaßte Dimension der *Zweckrationalität* zugeschnittenen – Rationalisierungsprozeß entstammenden „Umstände“ sind für Weber die *Gipfelpunkte* dieser Rationalität.

„Zweckrational: durch Erwartung des Verhaltens von Gegenständen der Außenwelt und von anderen Menschen und unter Benutzung dieser Erwartungen als ‚Bedingungen‘ oder als ‚Mittel‘ für rational, als Erfolg, erstrebte und abgewogene eigene Zwecke.“¹⁹⁶

Es sind Gipfelpunkte, die sich, um die *Spitze* der Entwicklung gruppieren: um „*die kapitalistische Wirtschaft und den modernen Staat*“,¹⁹⁷ gestützt von rationaler Verwaltung, rationaler Wissenschaft und Technik, rationalem Recht dekoriert mit rationaler Kunst – ermöglicht durch „(die) Fähigkeit und (die) Disposition der Menschen zu bestimmten Arten praktisch rationaler Lebensführung“.¹⁹⁸ „Kapitalistische Wirtschaft“ und „moderner Staat“ ergänzen und stabilisieren sich wechselseitig. *Kern der kapitalistischen Wirtschaft* ist das kapitalistische Unternehmen; es wird bestimmt durch: Trennung von (Privat-)Haushalt und Betrieb; Kapitalrechnung (Buchführung); Orientierung am Güter-, Kapital- und Arbeitsmarkt; Einsatz formell „freier“ Arbeitskräfte; Nutzung wissenschaftlicher Erkenntnisse. *Kern des modernen Staates* ist die „rationale“ Staatsanstalt; diese basiert auf einem zentralisierten Steuersystem, einem ständig alarmbereiten Militärapparat, einer Monopolisierung von Rechtsetzung und (legitimer) Gewaltanwendung und einer bürokratisch organisierten, von Fachbeamten getragenen Verwaltung.¹⁹⁹ Als Organisationsmedium sowohl für die kapitalistische Wirtschaft und den modernen Staat wie für deren wechselseitige Beziehungen fungiert das *gesetzte formale Recht*.²⁰⁰

Kapitalistische Wirtschaft, moderner Staat und formales Recht und für Weber aber nicht nur der wesentliche Ausdruck des okzidentalen Rationalismus. Sie beinhalten weit mehr. Da Weber den Kapitalismus das (sozusagen „entwicklungslogische“) Endstadium der okzidentalen Rationalisierung sein läßt, diese Rationalisierung jedoch *gleichermaßen* als speziellen abendländischen Vorgang *und*, ganz okzidental-zentristisch, als Garanten für die globale Entfaltung des universellen „*Kulturmenschentums*“²⁰¹ betrachtet, werden der Kapitalismus und dessen „Ausdifferenzierung“²⁰² auch zur höchsten Stufe eben jenes „Kulturmenschentums“. Daß der *Sozialismus* für ihn nicht die Gesellschaftsform ist, die den Kapitalismus überwindet, hat Weber immer wieder betont: Gemäß seiner Auffassung stellt der Sozialismus einen *Rückfall* dar. Denn, so Weber, mit dem Verlust der den Kapitalismus kennzeichnenden – „Geld- und Kapitalrechnung“, der bedeutendsten Konsequenz der „rechnungsmäßigen Rationalität“, kehrt in den Sozialismus die „grundlegende und letztlich unentrinnbare Irrationalität der Wirtschaft“ zurück, die „Quelle aller ‚sozialen Problematik‘ ... alles Sozialismus“.²⁰³ Der hier von [56] Weber ausgerufene Sieg der „rationalen“ Buchführung über die gesamtökonomische Anarchie des Kapitalismus ist zweifellos mehr als grotesk.

Wieder zurück zum okzidentalen Rationalismus. Wie *erklärt* Weber nun den Prozeß der okzidentalen Rationalisierung und die Herausbildung von kapitalistischer Wirtschaft, modernem Staat und formalem Recht im Verlauf dieser gesellschaftlichen Rationalisierung? Weber versucht, das in fünf Schritten zu bewerkstelligen:

Er unterscheidet zwischen *gesellschaftlicher* und *kultureller* Rationalisierung.²⁰⁴

¹⁹⁶ M. Weber, Soziologische Kategorienlehre, in: M. Weber, Wirtschaft und Gesellschaft, a. a. O., Erster Halbband, S. 17.

¹⁹⁷ J. Habermas, Theorie des kommunikativen Handelns I, a. a. O., S. 226.

¹⁹⁸ M. Weber, Die protestantische Ethik I, a. a. O., S. 20.

¹⁹⁹ Vgl. dazu R. Bendix, Max Weber, Das Werk, München 1964, S. 321.

²⁰⁰ Vgl. dazu M. Weber, Soziologische Grundkategorien des Wirtschaftens und Die formalen Qualitäten des modernen Rechts, in: M. Weber, Wirtschaft und Gesellschaft, a. a. O., Erster Halbband, S. 43 ff. und 644 ff.; und M. Weber, Die rationale Staatsanstalt und die modernen politischen Parteien und Parlamente, in: M. Weber, Wirtschaft und Gesellschaft, Zweiter Halbband, S. 1034 ff.

²⁰¹ Vgl. dazu J. Habermas, Theorie des kommunikativen Handelns I, a. a. O., S. 252 ff., und W. Schluchter, Die Entwicklung des okzidentalen Rationalismus, Tübingen 1979, S. 36 f.

²⁰² J. Habermas, Theorie des kommunikativen Handelns I, S. 226.

²⁰³ M. Weber, Soziologische Grundkategorien des Wirtschaftens, a. a. O., S. 79 f.

²⁰⁴ Vgl. dazu die unter Anm. 190 aufgeführte Literatur.

Er bezieht die *kulturelle* Rationalisierung auf die Herausbildung von *Weltbildern*, *Wissenschafts-*, *Technik- und Rechtsformen* sowie auf die Durchsetzung individueller Fähigkeiten zu *praktisch-rationaler Lebensführung*.

Er weist der *kulturellen* gegenüber der gesellschaftlichen Rationalisierung die *dominierende*, „*anleitende*“ Rolle zu.

Er konzentriert sich auf die „*Umsetzung*“ der *kulturellen* Rationalisierungsprodukte in *gesellschaftlich-institutionelle* Arrangements, deren Qualität er durch jene Produkte entscheidend (und *kausal*) bestimmt sieht. (Interessanterweise nehmen die Wissenschafts- und Technikformen in Webers Erklärungsschema den Platz von *Randbedingungen* ein.)²⁰⁵

Er läßt die Herstellung und Umsetzung der kulturellen Rationalisierungsprodukte über *individuelles Handeln* vermittelt sein, das von dem *abstrakt, leeren Tatbestand* gesteuert wird, „daß rationale Verhaltensweisen und Systeme leistungsfähiger sind als andere“²⁰⁶ – von einem Tatbestand, der zwar von individuellem Handeln getragen wird, der aber andererseits für die „*Eigendynamik*“, die „*Dominanz*“ der kulturellen Rationalisierung steht. (Unklar bleibt, wie das Webersche „individuelle Handeln“ genau einzuschätzen ist; es ist sowohl Produkt wie Träger der Rationalisierung – ein Problem, das Weber nicht zu einer dialektischen Lösung gebracht hat.)

Für Webers Kapitalismusanalyse ergibt sich daraus: Da Weber annimmt,

– daß erstens die in der „Ausdifferenzierung der kapitalistischen Wirtschaft und des modernen Staates“²⁰⁷ kulminierende gesellschaftliche Rationalisierung die „Umsetzung“ der kulturellen Rationalisierungsprodukte (Weltbild rechenhafter Zweckrationalität, protestantisch-asketische Wirtschaftsethik, formales Recht, Berufsdisziplin) in institutionelle Arrangements ist²⁰⁸

– und daß zweitens die Entfaltung der kulturellen Rationalisierung [57] aufgrund der ihr *eigenen*, wenn auch über individuelles Handeln vermittelten Dynamik vonstatten geht,

kann er „kapitalistische Wirtschaft“ und „modernen Staat“ nicht als spezifische *Produktions- und (von diesen abhängige) Gewaltverhältnisse* begreifen, die für die Entwicklung und Ausformung von welchem „Rationalisierungspotential“ auch immer den *konkret-gesellschaftlichen Rahmen* setzen. Zeigt Marx, den Weber angeblich geschätzt und „ergänzt“ haben soll,²⁰⁹ daß „Rationalisierung“ (Entwicklung der Produktivkräfte) in spezifischen, auf der Dialektik von Produktionsverhältnissen und Produktivkräften basierenden *gesellschaftlichen Formen* verläuft und als Moment der jeweiligen gesellschaftlichen, „individuelles“ Handeln konstituierenden und gleichzeitig von diesem getragenen Organisation menschlicher Lebenssicherung zu verstehen ist, wird bei Weber nur umgekehrt ein Schuh daraus. Kulturidealistisch und handlungsindividualistisch postuliert er: Die kulturelle Rationalisierung, gesteuert von ihrer Eigendynamik und realisiert über individuelles Handeln, ist *selber* der Rahmen, in dem gesellschaftliche Rationalisierung dadurch Platz greift, daß sich kapitalistische Wirtschaft und moderner Staat als „Subsysteme (genau des – H. H.) zweckrationalen Handelns“²¹⁰ entfalten, das über die kulturelle Rationalisierung ermöglicht wird.

Mit seiner Konzeption der okzidentalen Rationalisierung erkennt Weber Entstehung und Ausdifferenzierung des Kapitalismus als „*schicksalsnotwendige*“ *Entfaltung* und gleichzeitig als *Endstufe* eben jener Rationalisierung an: Dieser Prozeß und seine Resultate müssen zwar nicht ob ihrer puren Existenz gutgeheißen werden; zu akzeptieren ist aber, daß sie aufgrund der Mechanik der Rationalisierung *unvermeidlich* sind. Trösten kann man sich jedoch damit, daß ein wesentliches Implikat der „ausdifferenzierten“ Rationalisierung in der „*Freisetzung*“ des *Individuums als einzeln*,

²⁰⁵ Vgl. dazu A. Giddens, *Capitalism and Modern Social Theory*, a. a. O., S. 119 ff.

²⁰⁶ F. Jonas, *Geschichte der Soziologie I*, a. a. O., S. 210.

²⁰⁷ J. Habermas, *Theorie des kommunikativen Handelns I*, a. a. O., S. 226.

²⁰⁸ Ebenda, S. 239.

²⁰⁹ Vgl. dazu I. M. Zeitlin, *Ideology and the Development of Sociological Theory*, a. a. O., S. 122 ff., und I. S. Kon, *Der Positivismus in der Soziologie*, a. a. O., S. 160.

²¹⁰ J. Habermas, *Theorie des kommunikativen Handelns I*, a. a. O., S. 208.

selbstverantwortlich und zweckrational Handelndem besteht. „Rationalisierung bedeutet ... die Einsicht, daß eine Synthese im Handeln wie auch im Erkennen nur auf den (*einzelnen* – H. H.) menschlichen Willen gegründet werden kann.“²¹¹ Für Weber ist ein solcher Trost allerdings nur relativ. Er sieht darin gleichzeitig die entscheidende Belastung des modernen „Kulturmenschen“, „daß jede einzelne wichtige Handlung und vollends das Leben als Ganzes ... eine Kette letzter Entscheidungen bedeutet.“²¹² Dennoch muß dieses solchermäßen ausgezeichnete und belastete individuell-menschliche Handeln aufgrund seiner Stellung im Rationalisierungsprozeß logischerweise [58] Webers Ansatzpunkt zur Konstruktion einer „soziologischen Kategorienlehre“²¹³ werden, die auf dem Grundsatz basiert: „Begriffe wie ‚Staat‘, ‚Genossenschaft‘, ‚Feudalismus‘ und ähnliche bezeichnen für die Soziologie, allgemein gesagt, Kategorien für bestimmte Arten menschlichen Zusammenhandelns, und es ist also ihre Aufgabe, sie auf verständliches Handeln, und das heißt ausnahmslos: auf Handeln der beteiligten Einzelmenschen zu reduzieren.“²¹⁴ Bei der Betrachtung der Weberschen Kategorienlehre – zu der sowohl die sogenannten „Soziologischen Grundbegriffe“ wie deren Anwendung auf die Bereiche „Wirtschaft“²¹⁵, „Herrschaft“²¹⁶ und „Stände/Klassen“²¹⁷ gehören – ist zu beachten, daß diese Kategorienlehre ein *Fragment* ist. Und zwar insofern, als Weber seine allgemein-soziologischen Überlegungen erst zu einem Zeitpunkt festhält (1918/1920), an dem seine historisch orientierten Arbeiten entweder schon fertiggestellt oder weit fortgeschritten sind und er aufgrund seines frühen Todes keine Möglichkeit mehr hat, jene „abstrakte“ auf seine „konkrete Soziologie“ zu beziehen. (Zur Erinnerung: Während der heute als „Erster Halbband“ publizierte Teil von „Wirtschaft und Gesellschaft“ wie gesagt, zwischen 1918 und 1920 geschrieben wurde, ist der heutige „Zweite Halbband“ bereits in den Jahren 1909 bis 1913 beendet worden.) Weber hat seine grundbegrifflichen kategoriel- len Aussagen zwar aus den Geschichts- und Gesellschaftsanalysen „gewonnen“, ist aber immer der Auffassung gewesen, daß die „abstrakten“ Aussagen über eine erneute Auseinandersetzung mit den „konkreten“ Analysen präzisiert und nötigenfalls ergänzt oder ersetzt werden müssen.²¹⁸

Im Hinblick auf die fragmentarische Qualität der Weberschen Grundbegriffe sollen die folgenden Abschnitte daher Webers Versuch nur *illustrieren* helfen, ein wesentliches Ergebnis der okzidentalen Rationalisierung zum Ausgangspunkt einer *universellen soziologischen Kategorienlehre* zu machen: Das Ergebnis besteht darin, daß das „Individuum“ zu selbstverantwortlichem, auf *seinem subjektiv gemeinten Sinn* beruhendem und *auf Erfolg bei anderen Individuen* ausgerichtetem Handeln „*freigesetzt*“ wird. In der Abteilung „Soziologische Grundbegriffe“ – Kapitel I der „Soziologischen Kategorienlehre“ – beginnt Weber mit dem schon weiter oben zitierten Grundsatz (§ 1): „Soziologie ... soll heißen: eine Wissenschaft, welche soziales Handeln deutend verstehen und dadurch in seinem Ablauf und seinen Wirkungen ursächlich erklären will. ‚Handeln‘ soll dabei ein menschliches Verhalten (einerlei ob äußeres oder innerliches Tun, Unterlassen oder Dulden) heißen, wenn und insofern [59] als der oder die Handelnden mit ihm einen subjektiven Sinn verbinden. ‚Soziales Handeln‘ aber soll ein solches Handeln heißen, welches seinem von dem oder den Handelnden gemeinten Sinn nach auf das Verhalten *anderer* bezogen wird und daran in seinem Ablauf orientiert ist.“²¹⁹

In einem Exkurs zu den „Methodischen Grundlagen“ seines Verständnisses von Soziologie präzisiert Weber die damit angesprochene Konzeption einer „Verstehenden Soziologie“. Er stellt zunächst klar, was er mit der Kategorie „*Sinn*“ meint. „Sinn“ ist hier entweder 1) der tatsächlich a) in einem historisch gegebenen Fall von einem Handelnden oder b) durchschnittlich und annähernd in einer gegebenen Masse von Fällen von Handelnden oder 2) in einem begrifflich konstruierten *reinen* Typus von

²¹¹ F. Jonas, Geschichte der Soziologie I, a. a. O., S. 210.

²¹² M. Weber, Gesammelte Aufsätze zur Wissenschaftslehre, Tübingen 1951, S. 493 f.

²¹³ M. Weber, Soziologische Kategorienlehre, in: M. Weber, Wirtschaft und Gesellschaft, a. a. O., Erster Halbband, S. 1.

²¹⁴ M. Weber, Gesammelte Aufsätze zur Wissenschaftslehre, S. 439.

²¹⁵ Vgl. dazu M. Weber, Soziologische Grundkategorien des Wirtschaftens, a. a. O., S. 43 ff.

²¹⁶ Vgl. dazu M. Weber, Die Typen der Herrschaft, in: M. Weber, Wirtschaft und Gesellschaft, Erster Halbband, S. 157 ff.

²¹⁷ Vgl. dazu M. Weber, Stände und Klassen, in: M. Weber, Wirtschaft und Gesellschaft, Erster Halbband, S. 223 ff.

²¹⁸ Vgl. dazu D. Käsler, Einführung in das Studium Max Webers, a. a. O., S. 145.

²¹⁹ M. Weber, Soziologische Grundbegriffe, in: M. Weber, Wirtschaft und Gesellschaft, Erster Halbband, S. 3.

dem oder den als Typus *gedachten* Handelnden subjektiv *gemeinte* Sinn.“²²⁰

Weber geht es also nicht um einen „metaphysisch ergründeten ‚wahren‘“ noch um einen „objektiv ‚richtigen‘“²²¹ Sinn. Für ihn stehen die „rational verständlichen ..., unmittelbar und eindeutig intellektuell sinnhaft erfaßbaren“²²² Anteile des sozialen Handelns im Zentrum. Rational am verständlichsten ist für Weber das *zweckrational* orientierte soziale Handeln – „im Höchstmaß vor allem die im Verhältnis mathematischer oder logischer Aussagen zueinander stehenden Sinnzusammenhänge“.²²³

„Wir verstehen ganz eindeutig, was es sinnhaft bedeutet, wenn jemand den Satz $2 \times 2 = 4$ oder den pythagoreischen Lehrsatz denkend oder argumentierend verwertet, oder wenn er eine logische Schlußkette – nach unseren Denkgepflogenheiten: – ‚richtig‘ vollzieht. Ebenso, wenn er aus uns als ‚bekannt‘ geltenden ‚Erfahrungstatsachen‘ und aus gegebenen Zwecken die für die Art der anzuwendenden ‚Mittel‘ sich (nach unsern Erfahrungen) eindeutig ergebenden Konsequenzen in seinem Handeln zieht. Jede Deutung eines derart rational orientierten Zweckhandelns besitzt – für das Verständnis der angewendeten *Mittel* – das Höchstmaß von Evidenz.“²²⁴

Insofern geht Weber bei der Bestimmung des sozialen Handelns von dessen *zweckrationalem Typus* aus. Das heißt und hat für die Webersche Argumentation zur Folge: „Für die typenbildende wissenschaftliche Betrachtung werden nun alle irrationalen, affektiv bedingten, Sinnzusammenhänge des Sichverhaltens, die das Handeln beeinflussen, am übersehbarsten als ‚Ablenkungen‘ von einem konstruierten rein zweckrationalen Verlauf desselben erforscht und dargestellt. Z. B. wird bei einer Erklärung einer ‚Börsenpanik‘ zweckmäßigerweise zunächst festgestellt: wie *ohne* Beeinflussung durch [60] irrationale Affekte das Handeln abgelaufen *wäre*, und dann werden jene irrationalen Komponenten als ‚Störungen‘ eingetragen. Ebenso wird bei einer politischen oder militärischen Aktion zunächst zweckmäßigerweise festgestellt: wie das Handeln bei Kenntnis aller Umstände und aller Absichten der Mitbeteiligten und bei streng zweckrationaler, an der uns gültig scheinenden Erfahrung orientierter, Wahl der Mittel verlaufen *wäre*. Nur dadurch wird alsdann die kausale Zurechnung von Abweichungen davon zu den sie bedingenden Irrationalitäten möglich. Die Konstruktion eines streng zweckrationalen Handelns also dient in diesen Fällen der Soziologie, seiner evidenten Verständlichkeit und seiner an der Rationalität haftenden Eindeutigkeit wegen, als *Typus* („Idealtypus“), um das reale durch Irrationalitäten aller Art (Affekte, Irrtümer) beeinflusste Handeln als ‚Abweichung‘ von dem bei rein rationalem Verhalten zu gewärtigenden Verläufe zu verstehen.“²²⁵

Vor dem Hintergrund einer solchen Argumentation kann Weber als Vertreter einer „rationalistischen“ Methode bezeichnet werden, einer Methode, die gleichzeitig eine *verstehende* Vorgehensweise ist. Korrespondierend zu seiner Sinn-Definition faßt Weber das „Verstehen“ als deutende Erfassung: a) des im Einzelfall real gemeinten (...) oder b) des durchschnittlich und annäherungsweise gemeinten (...) oder c) des für den *reinen* Typus (Idealtypus) einer häufigen Erscheinung wissenschaftlich zu konstruierenden („idealtypischen“) Sinnes oder Sinnzusammenhangs“.²²⁶

Nun kann zwar die Operation „Verstehen“²²⁷ zu einer *Deutung* des jeweils untersuchten Handlungsinns führen. Doch selbst wenn diese Deutung höchsten *Evidenzcharakter* hat, vermag sie „um dieses Evidenzcharakters willen noch nicht (zu) beanspruchen: auch die kausal *gültige* Deutung zu sein“.²²⁸ Um das „Verstehen“ sowohl als sinndeutende wie kausalerklärende Verfahrensweise begründen zu

²²⁰ Ebenda, S. 4.

²²¹ Ebenda.

²²² Ebenda.

²²³ Ebenda.

²²⁴ Ebenda.

²²⁵ Ebenda, S. 5.

²²⁶ Ebenda, S. 7; vgl. dazu M. Weber, Über einige Kategorien der verstehenden Soziologie, in: M. Weber, Soziologie – Weltgeschichtliche Analysen – Politik, a. a. O., S. 97 ff.

²²⁷ Vgl. dazu T. Abel, The Operation called „Verstehen“, in: H. Albert (Hrsg.), Theorie und Realität, Tübingen 1965, S. 177 ff., und J. Habermas, Zur Logik der Sozialwissenschaften, in: H. Gadamer/H. Kuhn (Hrsg.), Philosophische Rundschau, Beiheft 5, Tübingen 1967, S. 61 ff.

²²⁸ M. Weber, Soziologische Grundbegriffe, a. a. O., S. 7.

können, interpretiert er die Kategorie „Sinnzusammenhang“, auch „*Motiv*“ genannt, in zweierlei Hinsicht. „„Motiv“ heißt ein Sinnzusammenhang, welcher dem Handelnden selbst oder dem Beobachtenden als sinnhafter ‚Grund‘ eines Verhaltens erscheint. ‚Sinnhaft adäquat‘ soll ein zusammenhängend ablaufendes Verhalten in dem Grade heißen, als die Beziehung seiner Bestandteile von uns nach den durchschnittlichen Denk- und Gefühlsgewohnheiten als typischer (wir pflegen zu sagen: ‚richtiger‘) Sinnzusammenhang bejaht wird. ‚Kausal adäquat‘ soll dagegen ein Aufeinanderfolgen von Vorgängen in dem Grade heißen, als nach Regeln der *Erfahrung* eine Chance besteht: daß sie stets in gleicher Art tatsächlich abläuft ... [61] Kausale Erklärung bedeutet also die Feststellung: daß nach einer irgendwie abschätzbaren ... Wahrscheinlichkeitsregel auf einen bestimmten beobachteten ... Vorgang ein bestimmter anderer Vorgang folgt (oder: mit ihm gemeinsam auftritt).“²²⁹

Intention der Weberschen Soziologie ist es demnach, *Sinn- und Kausaladäquanzen* zu koppeln und zu Aussagen zu kommen, die verstehenden *und* erklärenden Charakter haben. „Nur solche statistischen Regelmäßigkeiten, welche einem *verständlichen* gemeinten Sinn eines sozialen Handelns entsprechen, sind ... verständliche Handlungstypen, also: ‚soziologische Regeln‘. Nur solche rationalen Konstruktionen eines sinnhaft verständlichen Handelns sind soziologische Typen realen Geschehens, welche in der Realität wenigstens in irgendeiner Annäherung beobachtet werden können.“²³⁰

Wenn die verstehende Methode diesen beiden Forderungen entspricht – also Sinndeutung und kausale Handlungserklärung gleichermaßen leistet –, ist die Soziologie nach Weber eine Disziplin mit einem nur ihr eigenen *Spezifikum*. „Wir sind ... bei ‚sozialen Gebilden‘ ... in der Lage: *über* die bloße Feststellung von funktionellen Zusammenhängen und Regeln (‚Gesetzen‘) *hinaus* etwas aller ‚Naturwissenschaft‘ ... ewig Unzugängliches zu leisten: eben das ‚Verstehen‘ des Verhaltens der beteiligten *Einzelnen* ... Diese Mehrleistung der deutenden gegenüber der beobachtenden Erklärung ist freilich durch den wesentlich hypothetischeren und fragmentarischeren Charakter der durch Deutung zu gewinnenden Ergebnisse erkauft. Aber dennoch: *sie* ist gerade das dem soziologischen Erkennen Spezifische.“²³¹

Im zweiten Teil der „Soziologischen Grundbegriffe“ – Abschnitt „Begriff des sozialen Handelns“ – unternimmt es Weber dann, ausgehend von seinen grundsätzlichen theoretischen und methodologischen Erwägungen, die bisher diskutierten Kategorien zu präzisieren und zu ergänzen. Zunächst differenziert er die Kategorie „Soziales Handeln“, indem er dessen unterschiedliche *Orientierungen* aufzeigt (§ 2):

„Wie jedes Handeln kann auch das soziale Handeln bestimmt sein 1. *zweckrational*: durch Erwartungen des Verhaltens von Gegenständen der Außenwelt und von anderen Menschen und unter Benutzung dieser Erwartungen als ‚Bedingungen‘ oder als ‚Mittel‘ für rational, als Erfolg, erstrebte und abgewogene eigene Zwecke, – 2. *wertrational*: durch bewußten Glauben an den – ethischen, ästhetischen, religiösen oder wie immer sonst zu deutenden – unbedingten *Eigenwert* eines bestimmten Sichverhaltens rein als solchen und unabhängig [62] vom Erfolg, – 3. *affektiv*, insbesondere *emotional*: durch aktuelle Affekte und Gefühlslagen, – 4. *traditional*: durch eingelebte Gewohnheit.“²³²

Wie bei der Bestimmung des sozialen Handelns, dessen unterschiedliche Formen (irrationale, affektuelle) Weber um den zweckrationalen Handlungstyp gruppiert, steht auch in der *Typologie der Handlungsorientierungen* deren *zweckrationale* Version im Mittelpunkt und dient als Maßstab, an dem andere Handlungsorientierungen (wertrationale, affektuelle, traditionale) gemessen werden.

„Zweckrational handelt, wer sein Handeln nach Zweck, Mitteln und Nebenfolgen orientiert und dabei sowohl die Mittel gegen die Zwecke, wie die Zwecke gegen die Nebenfolgen, wie endlich auch die verschiedenen möglichen Zwecke gegeneinander rational *abwägt*: also jedenfalls *weder* affektiv (und insbesondere nicht emotional), *noch* traditional handelt. Die Entscheidung zwischen konkurrierenden und kollidierenden Zwecken und Folgen kann dabei ihrerseits *wertrational* orientiert sein: dann ist das Handeln nur in seinen Mitteln zweckrational. Oder es kann der Handelnde die

²²⁹ Ebenda, S. 8 f.

²³⁰ Ebenda, S. 9.

²³¹ Ebenda, S. 11.

²³² Ebenda, S. 17.

konkurrierenden und kollidierenden Zwecke ohne wertrationale Orientierung an ‚Geboten‘ und ‚Forderungen‘ einfach als gegebene subjektive Bedürfnisregungen in eine Skala ihrer von ihm bewußt *abgewogenen* Dringlichkeit bringen und darnach sein Handeln so orientieren, daß sie in dieser Reihenfolge nach Möglichkeit befriedigt werden ... Die wertrationale Orientierung des Handelnden kann also zur zweckrationalen in verschiedenartigen Beziehungen stehen. Vom Standpunkt der Zweckrationalität aus aber ist Wertrationalität immer, und zwar je mehr sie den Wert, an dem das Handeln orientiert wird, zum absoluten Wert steigert, desto mehr: *irrational*, weil sie ja um so weniger auf die Folgen des Handelns reflektiert, je unbedingter allen dessen *Eigenwert* (reine Gesinnung, Schönheit, absolute Güte, absolute Pflichtmäßigkeit) für sie in Betracht kommt.“²³³

Die Kategorien „Soziales Handeln“ und „Handlungsorientierungen“, deren *heuristisch-analytische* Qualität Weber immer wieder herausstellt – die Kategorien sind „begrifflich reine Typen, denen sich das reale Handeln mehr oder minder annähert oder aus denen es ... gemischt ist“²³⁴ –, werden in § 3 der „Soziologischen Grundbegriffe“ durch das Konzept der „sozialen Beziehung“ ergänzt. „Soziale ‚Beziehung‘ sollen seinem Sinngehalt nach aufeinander gegenseitig *eingestelltes* und dadurch orientiertes Sichverhalten mehrerer heißen. Die soziale Beziehung besteht also durch aus und ganz ausschließlich [63] in der *Chance*, daß in einer (sinnhaft) angebbaren Art sozial gehandelt wird, einerlei zunächst: worauf diese Chance beruht.“²³⁵

Und in § 4 fügt Weber hinzu: „Es lassen sich innerhalb des sozialen Handelns tatsächliche Regelmäßigkeiten beobachten, d. h. in einem typisch gleichartig *gemeinten Sinn* beim gleichen Handelnden sich wiederholende oder (eventuell auch: zugleich) bei zahlreichen Handelnden verbreitete Abläufe von Handeln.“²³⁶

Die letzte seiner grundlegenden Kategorien bringt Weber in § 5 der „Grundbegriffe“, in der das Konzept der „*legitimen Ordnung*“ eingeführt wird. Weber will hiermit den Tatbestand fassen, daß sich Handelnde nicht nur aneinander, sondern auch – einzeln oder gemeinsam – an „*Maximen*“, „*Ordnungen*“ orientieren (können), die „für das Handeln ... verbindlich und vorbildlich“²³⁷ sind. „Handeln, insbesondere soziales Handeln und wiederum insbesondere eine soziale Beziehung, können von Seiten der Beteiligten an der *Vorstellung* vom Bestehen einer *legitimen Ordnung* orientiert werden. Die Chance, daß dies tatsächlich geschieht, soll ‚Geltung‘ der betreffenden Ordnung heißen.“²³⁸

Der Legitimität einer solchen Ordnung kann nach Weber „affektiv“, „wertrational“, „religiös“ oder aufgrund einer „Interessenlage“ (§ 6) entsprochen werden.²³⁹

„Eine Ordnung soll heißen:

- a) *Konvention*, wenn ihre Geltung äußerlich garantiert ist durch die Chance, bei Abweichung innerhalb eines angebbaren Menschenkreises auf eine (relativ) allgemeine und praktisch fühlbare *Mißbilligung* zu stoßen;
- b) *Recht*, wenn sie äußerlich garantiert ist durch die Chance physischen oder psychischen *Zwanges* durch ein auf Erzwingung der Innehaltung oder Ahndung der Verletzung gerichtetes Handeln eines *eigens* darauf eingestellten *Stabes* von Menschen.“²⁴⁰

Einer Ordnung kann von den Handelnden auf vielfache Art Legitimität *zugewiesen* werden. Weber entwickelt auch hier wieder eine Typologie, in deren Zentrum der *zweckrationale* Ordnungstypus steht.

„*Legitime* Geltung kann einer Ordnung von den Handelnden zugeschrieben werden:

²³³ Ebenda, S. 18.

²³⁴ Ebenda.

²³⁵ Ebenda, S. 19.

²³⁶ Ebenda, S. 20 f.

²³⁷ Ebenda, S. 22.

²³⁸ Ebenda.

²³⁹ Ebenda, S. 24.

²⁴⁰ Ebenda.

- a) kraft *Tradition*: Geltung des immer Gewesenen;
- b) kraft *affektuellen* (insbesondere: emotionalen) Glaubens: Geltung des neu Offenbarten oder des Vorbildlichen
- c) kraft *wertrationalen* Glaubens: Geltung des als absolut gültig Erschlossenen;
- d) kraft positiver Satzung, an deren *Legalität* geglaubt wird.

[64] Diese Legalität kann als legitim gelten

- 1) kraft Vereinbarung der Interessenten für diese;
- 2) kraft Oktroyierung auf Grund einer als legitim geltenden Herrschaft von Menschen über Menschen und Fügsamkeit.²⁴¹

Soweit die *Grundkategorien* der Weberschen Soziologie. Diese werden in den weiteren Paragraphen der „Soziologischen Grundbegriffe“ ausgebaut – vom „Kampf“ (§ 8) bis zum „Politischen/Hierokratischen Verband“ (§ 17) – und auf die Bereiche „Wirtschaft“, „Herrschaft“ und „Stände/Klassen“ angewendet. Für den vorliegenden Zusammenhang reicht jedoch die oben gegebene Skizze des *Fundaments* von Webers Begriffssystematik. Denn diese Skizze läßt deutlich das Webersche Soziologie-Programm und dessen Verbindung zur *Rationalisierungsthese* und *Kapitalismusanalyse* erkennen. Sie dokumentiert klar den von Weber geknüpften Zusammenhang. Es ist dies der zuvor benannte Zusammenhang zwischen der *gesellschaftsgeschichtlichen, universalhistorisch verstandenen Entwicklung hin zur Zweckrationalität individuellen Handelns* (als höchster Form des okzidentalen Rationalismus) und der *Verallgemeinerung dieses Tatbestands zum Startpunkt einer universell-soziologischen Kategorienkonstruktion*. Damit wird das zweckrationale, in seiner Zweckrationalität „*verstehbare*“ und im Hinblick sowohl auf seinen Zweck wie auf seine Rationalität *sinnidealistisch* gefaßte individuelle Handeln als entscheidender Bestandteil des okzidentalen Rationalismus begrifflich abgebildet und ausgebaut. Was heißt: Mit der Weberschen Soziologisierung des Handelns wird erstens – wie bei Webers Konzeption der Rationalisierung – dessen *spezifisch-gesellschaftliche Formbestimmtheit* ausgeklammert; und wird zweitens die *konkrete Integration dieses Handelns in die sich historisch entwickelnde Dialektik von Produktionsverhältnissen und Produktivkräften* durch dessen Rückbindung an den *gesellschaftlich-abstrakten Rationalisierungsprozeß* ersetzt.²⁴²

Das Problem der Weberschen Argumentation – und zwar sowohl in seiner „konkreten“ wie in seiner „abstrakten Soziologie“ – liegt nicht nur darin, daß Weber das Verhältnis zwischen Gesellschaftsformen und Rationalisierung/individuellem Handeln auf den Kopf stellt und die Gesellschaftsformen aus dem eigendynamischen Rationalisierungsprozeß und dem darin involvierten individuellen Handeln *emanieren* läßt. Fragen wirft die Webersche Argumentation auch deshalb auf, weil Weber in seinen Analysen und Begriffsbildungen einer *erkenntnistheoretischen Methodik* folgt, die seit ihrer ersten Publikation – [65] 1904 im „Archiv für Sozialwissenschaft und Sozialpolitik“ unter dem Titel „Die ‚Objektivität‘ der sozialwissenschaftlichen und sozialpolitischen Erkenntnis“²⁴³ – bis heute heftig umstritten ist. Es ist dies die „Methode des Idealtypus“. Man kann sie als eine Konsequenz aus Webers *neukantianischer* Orientierung bezeichnen, nach der die „Wirklichkeit“ ein *Chaos* von Fakten ist, das über „*Gedankenbilder*“²⁴⁴ eben „*Idealtypen*“, geordnet werden muß. Was Weber mit einem solchen Idealtypus meint, verdeutlicht er am Beispiel der „abstrakten Wirtschaftstheorie“:

„Wir haben in der abstrakten Wirtschaftstheorie ein Beispiel jener Synthesen vor uns, welche man als ‚Ideen‘ historischer Erscheinungen zu bezeichnen pflegt. Sie bietet uns ein Idealbild der Vorgänge auf dem Gütermarkt bei tauschwirtschaftlicher Gesellschaftsorganisation, freier Konkurrenz und streng rationalem Handeln. Dieses Gedankenbild vereinigt bestimmte Beziehungen und Vorgänge

²⁴¹ Ebenda, S. 26.

²⁴² Vgl. zu diesem Zusammenhang V. Bader/J. Berger/H. Ganßmann/J. Knesebeck, Einführung in die Gesellschaftstheorie. Gesellschaft, Wirtschaft und Staat, 2 Bde., Frankfurt am Main 1976.

²⁴³ Vgl. dazu M. Weber, Die „Objektivität“ sozialwissenschaftlicher Erkenntnis, in: M. Weber, Soziologie – Weltgeschichtliche Analysen – Politik, a. a. O., S. 186 ff.

²⁴⁴ Ebenda, S. 235.

des historischen Lebens zu einem in sich widerspruchslosen Kosmos *gedachter* Zusammenhänge. Inhaltlich trägt diese Konstruktion den Charakter einer *Utopie* an sich, die durch *gedankliche* Steigerung bestimmter Elemente der Wirklichkeit gewonnen ist. Ihr Verhältnis zu den empirisch gegebenen Tatsachen des Lebens besteht lediglich darin, daß da, wo Zusammenhänge der in jener Konstruktion abstrakt dargestellten Art, also vom „Markt“ abhängige Vorgänge, in der Wirklichkeit als in irgend einem Grade wirksam festgestellt sind oder vermutet werden, wir uns die *Eigenart* dieses Zusammenhangs an einem *Idealtypus* pragmatisch *veranschaulichen* und verständlich machen können.“²⁴⁵

Am Beispiel „Stadtwirtschaft“ macht Weber die erhoffte Leistungsfähigkeit des Idealtypus noch etwas deutlicher. „(Konstruiert man ... die Idee der ‚Stadtwirtschaft‘ des Mittelalters als ‚genetischen‘ Begriff), so bildet man den Begriff ‚Stadtwirtschaft‘ nicht etwa als einen Durchschnitt der in sämtlichen beobachteten Städten tatsächlich bestehenden Wirtschaftsprinzipien, sondern ebenfalls als einen *Idealtypus*. Er wird gewonnen durch einseitige *Steigerung eines* oder *einiger* Gesichtspunkte und durch Zusammenschluß einer Fülle von diffus und diskret, hier mehr, dort weniger, stellenweise gar nicht, vorhandenen *Einzelerscheinungen*, die sich jenen einseitig herausgehobenen Gesichtspunkten fügen, zu einem sich einheitlichen *Gedankenbilde*. In seiner begrifflichen Reinheit ist dieses Gedankenbild nirgends in der Wirklichkeit empirisch vorfindbar, es ist eine *Utopie*, und für die historische Arbeit erwächst die Aufgabe, in jedem einzelnen Falle festzustellen, wie nahe oder wie fern die Wirklichkeit [66] jenem Idealbilde steht, inwieweit also der ökonomische Charakter der Verhältnisse einer bestimmten Stadt als ‚stadtwirtschaftlich‘ im begrifflichen Sinn anzusprechen ist.“²⁴⁶

Die Auseinandersetzung um die Methode des Idealtypus dürfte vor allem daraus resultieren, daß erstens der „*instrumentale Stellenwert*“²⁴⁷ der Methode im Weberschen Argumentationszusammenhang zu wenig berücksichtigt und daß zweitens dem Terminus „Idealtypus“ zuviel unterschoben wird. Geht man von Webers neukantianischer Orientierung, seiner Interpretation des „Verstehens“ und seinem Interesse an der „Bildung klarer, eindeutiger Begriffe“²⁴⁸ aus, wird schnell klar: Weber stellt eigentlich nur einige Thesen zur Begriffs- und Theoriebildung auf, die beispielsweise auch heute noch – allerdings in anderem Gewand – in der bürgerlichen Sozialwissenschaft zu finden sind. Webers Intention ist es, die Methode des Idealtypus als ein Hilfsmittel zu praktizieren, mit dem Ausschnitte der „Wirklichkeit“ so *systematisiert* werden können, daß sie der verstehendtheoretischen Bearbeitung, Hypothesenbildung und Kausalerklärung zugänglich sind. Das wiederum soll dadurch geschehen, daß die *wesentlichen* „Züge“ der Wirklichkeitsausschnitte herauspräpariert und zu einem *begrifflichen System* – dem Gedankenbilde, dem typisierten Konstrukt – zusammengefügt werden. Gelingt das, dann bildet dieses begriffliche System – sozusagen als Theorie- und Hypothesenvorlage – die Wirklichkeitsausschnitte in ihren markantesten Merkmalen ab. Da Weber die Methode des Idealtypus sowohl in seinen materialen Analysen wie in seiner (handlungs-)soziologischen Begriffsbildung anwendet, unterscheidet er zwei Varianten des Idealtypus: den „historischen“ und den „soziologischen“ Idealtypus, wobei der erstere „auf die Kulturbedeutung bestimmter historischer Erscheinungen“ abzielt und der letztere einen „überzeitlichen, systematischen Charakter“²⁴⁹ hat. Insgesamt ist der Idealtypus für Weber also „eine *Konstruktion* – aber diese Konstruktion wird aus der Wirklichkeit abgeleitet und ständig mit der Wirklichkeit, unter Einsatz von ‚Phantasie‘ und nomologischem Wissen des Forschers, kontrolliert. Die ständige Rekonstruktion und Neuentwicklung von Idealtypen soll eine Annäherung von rein nomothetischer und idiographischer, von rein kausal erklärender und rein individualisierend verstehender Methode ermöglichen und beide miteinander *vermitteln*.“²⁵⁰

Der hauptsächliche Mangel der Weberschen Methode liegt nun nicht darin, daß – wie Weber sagt – der Idealtypus „nicht die historische Wirklichkeit oder gar die ‚eigentliche‘ Wirklichkeit *ist*“.²⁵¹ Die

²⁴⁵ Ebenda, S. 234.

²⁴⁶ Ebenda, S. 235.

²⁴⁷ D. Käsler, Einführung in das Studium Max Webers, a. a. O., S. 179.

²⁴⁸ M. Weber, Geleitwort, in: Archiv für Sozialwissenschaft und Sozialpolitik, Bd. 19, H. 1, Tübingen 1904, S. VI.

²⁴⁹ D. Käsler, Einführung in das Studium Max Webers, a. a. O., S. 182.

²⁵⁰ Ebenda, S. 183.

²⁵¹ M. Weber, Die „Objektivität“ ..., a. a. O., S. 238.

von Weber reklamierte *Nicht-Identität* von Idealtypus und Wirk-[67]lichkeit ist nämlich nicht ein Manko, sondern ein wesentliches Merkmal jeder Begriffsbildung. Im Hinblick auf seine Auseinandersetzung mit Conrad Schmidt, die sich schwergewichtig auf das Wertgesetz bezieht, schreibt Engels: „Die Vorwürfe, die Sie dem Wertgesetz machen, treffen *alle* Begriffe, vom Standpunkt der Wirklichkeit aus betrachtet ... (Die) beiden, der Begriff einer Sache und ihre Wirklichkeit, laufen nebeneinander wie zwei Asymptoten, sich stets einander nähernd und doch nie zusammentreffend. Dieser Unterschied beider ist eben der Unterschied, der es macht, daß der Begriff nicht ohne weiteres, unmittelbar, schon die Realität und die Realität nicht unmittelbar ihr eigener Begriff ist. Deswegen, daß ein Begriff die wesentliche Natur des Begriffs hat, daß er also nicht ohne weiteres *prima facie* sich mit der Realität deckt, aus der er erst abstrahiert werden mußte, deswegen ist er immer noch mehr als eine Fiktion, es sei denn, Sie erklären alle Denkresultate für Fiktionen, weil die Wirklichkeit ihnen nur auf einem großen Umweg, und auch dann nur asymptotisch annähernd, entspricht.“²⁵²

Nicht aus dem Postulat der Nicht-Identität von Begriff und Wirklichkeit ergibt sich daher Webers methodologischer Fehler. Dieser tritt vielmehr dort zutage, wo Weber das „*Fundament*“ seiner Begriffs- und Theoriebildung offenlegt. Denn Dreh- und Angelpunkt der Weberschen Argumentation – und zwar sowohl in der „konkreten“ wie in der „abstrakten Soziologie“ – ist nicht das *dialektische Verhältnis von „Gedankenbild“ und „Wirklichkeit“*. Dreh- und Angelpunkte sind statt dessen die „*subjektiven Voraussetzungen*“, das dadurch produzierte „*Erkenntnisinteresse*“²⁵³ der (von Weber in klassisch-bürgerlicher Weise präsentierten) *autonomen Forscherindividualität*. Dieses Interesse entscheidet selbstherrlich – *ohne systematische Rückbindung an die zu begreifende Wirklichkeit* – über die „Seiten“ der Wirklichkeit, die als deren Idealtypus zusammenmontiert werden. Die Gesichtspunkte, nach denen – wie weiter oben zitiert – der Idealtypus „aus der Wirklichkeit abgeleitet und ... mit der Wirklichkeit kontrolliert wird“, werden demnach vom Erkenntnisinteresse des Forschers *gesetzt*, das sich dabei nur mehr oder minder *intuitiv* (und daher *unkontrolliert*) auf das zu bearbeitende Stück Wirklichkeit richtet und für das eine (Selbst-)Reflexion auf seinen gesellschaftlichen (also *Klassen-*)*Standort* offensichtlich überhaupt nicht in Betracht kommt. Das Erkenntnisinteresse des Forschers orientiert sich vielmehr ausschließlich an der *Bedeutung* und *Einschätzung*, die – nach der *individuellen* (klarerweise *klassenspezifisch* ansozialisierten) Auffassung des Forschers – dem zu typisierenden Wirklich-[68]keitsausschnitt für die „Kultur“ zuzuweisen sind, die, wiederum nach der individuellen Auffassung des Forschers, die „seiner“ Gesellschaft ist.

„Die Qualität eines Vorgangs als ‚sozial-ökonomischer‘ Erscheinung ist ... nicht etwas, was ihm als solchem ‚objektiv‘ anhaftet. Sie ist vielmehr bedingt durch die Richtung unseres Erkenntnisinteresses, wie sie sich aus der spezifischen Kulturbedeutung ergibt, die wir dem betreffenden Vorgange im einzelnen Fall beilegen.“²⁵⁴

Wenn Weber daher lapidar (sozusagen gegenstands- und klassenlos) feststellt: „*Was* Gegenstand der Untersuchung wird, ..., das bestimmen die den Forscher und seine Zeit beherrschenden Wertideen“²⁵⁵ – wird an seiner Soziologie selber die Konsequenz aus seinem methodologischen Fehler offensichtlich. Hierbei ist das Problem *nicht*, daß das, was Weber Kulturbedeutung, Wertideen nennt, als Faktor in den Prozeß der Gegenstandsbestimmung eingeht: bezogen auf die spezifische Qualität „sozialer Gegenstände“ sind „Kulturbedeutungen“, „Wertideen“ (als Bestandteile des gesellschaftlichen Bewußtseins) zweifellos erkenntnisleitende Momente. Das Problem besteht vielmehr darin, daß sowohl jene Kulturbedeutungen und Wertideen wie das darauf gegründete Erkenntnisinteresse des Forschers sozusagen nach individuell-willkürlichem Geschmack, losgelöst von ihrer – sie *konstituierenden* – Gebundenheit an die *materiellen Lebensbedingungen* und deren (*gesellschafts-*)*formbestimmte Organisation eingeführt* und gehandhabt werden.

Weber ist nun durchaus nicht blind gegenüber den Konsequenzen, die der von ihm postulierte Zusammenhang zwischen Kulturbedeutung und Wertidee (Erkenntnisinteresse) einerseits und Idealtypus

²⁵² Engels an Conrad Schmidt, 12. März 1895, in: MEW, Bd. 39, Berlin 1968, S. 431.

²⁵³ M. Weber, Die „Objektivität“ ..., S. 201 ff.

²⁵⁴ Ebenda, S. 201.

²⁵⁵ Ebenda, S. 227.

andererseits aufwirft. Nicht umsonst steht dieser Zusammenhang daher im Zentrum der Weberschen *Werturteilsdebatte*, in der – ganz entgegen der landläufigen Vorstellung²⁵⁶ – die „höchst triviale Forderung: daß der Forscher und Darsteller die Feststellung empirischer Tatsachen ... und *seine* praktisch wertende, d. h. diese Tatsachen ... als erfreulich oder unerfreulich *beurteilende*, in diesem Sinne: ‚bewertende‘ Stellungnahme unbedingt *auseinanderhalten* solle“,²⁵⁷ nur eine *Nebenrolle* spielt. Weber geht es in seiner Werturteilsdiskussion statt dessen hauptsächlich darum, die „*Wertbezogenheit*“²⁵⁸ der „idealtypisierenden“ wissenschaftlichen Arbeit zu *rechtfertigen*. Er versucht das, indem er zum einen die *Unausweichlichkeit* jenes Zusammenhangs verdeutlicht – dabei allerdings die konkret-gesellschaftliche Genese und Funktion der Kulturbedeutungen und Wertideen im „abstraktifizierenden“ Rationalisierungsnebel [69] verschwinden läßt; und indem er zum zweiten die *Entscheidung* des Forschers für diese oder jene Kulturbedeutung, für diese oder jene Wertidee auf eine willkürlich-irrationale, nur noch *Dezisionismus* zulassende Ebene hebt, in der es „letztlich überall und immer ... nicht nur um Alternativen, sondern um unüberbrückbar tödlichen Kampf, so wie zwischen ‚Gott‘ und ‚Teufel‘“²⁵⁹ geht.

Insofern das, was sich auf solche Weise in den „Entwürfen“ von Idealtypen durchsetzt, zwar als schicksalhaft wertbezogene und deshalb letztlich der Rechtfertigung unzugängliche Äußerung der „*autonom-schöpferischen*“ Forscherindividualität interpretiert wird, *tatsächlich* aber eine – über diese Individualität vermittelte, jedoch unreflektiert bleibende – *konkret-gesellschaftliche Sichtweise* ist, stellt der Idealtypus im allgemeinen ein geradezu klassisches *Vorurteil* dar. Webers Idealtypus vom Kapitalismus im besonderen entpuppt sich demnach als das „Vorurteil“, die *Ideologie der bürgerlichen Klasse*, in der das kapitalistische Ausbeutungs- und Repressionsverhältnis zum *unentrinnbaren Rationalisierungs- und Individualisierungssachzwang* stilisiert wird. Daß Weber in seiner Ideologisierung des Kapitalismus auch gültige, triftige Aussagen zu dieser Gesellschaftsform bringt, soll nicht bestritten werden. Wie jedes falsche Bewußtsein ist die Webersche Kapitalismusapologetik zweifellos nicht identisch mit einer Lüge, sondern gerade dadurch (herrschafts-)funktional, daß sie mit einem „wahren Kern“ operiert, den sie *deskriptiv* einbezieht (Merkmale des kapitalistischen Betriebs, Funktion des Staates und des formalen Rechts, Bürokratisierungsprozesse). Diesen Kern kann man allerdings nicht umstandslos dem Weberschen Werk entnehmen – er muß erst, sozusagen in einer gegen den ideologischen Strich gebürsteten Rezeption, *dechiffriert* werden.

5. Talcott Parsons

„Max Weber ... und Emile Durkheim sind ... unbestritten als Klassiker in die Theoriegeschichte der Soziologie eingegangen. Daß man sich mit diesen Autoren heute noch wie mit Zeitgenossen beschäftigt, bedarf keiner expliziten Rechtfertigung. Wie hoch man immer den Rang von Talcott Parsons einschätzen mag, so unbestritten ist sein Status als Klassiker nicht ...“²⁶⁰ Rechtfertigen läßt sich die Aufnahme Parsons' in die Ahnengalerie der Soziologie dennoch leicht. Parsons (1902-1979) wird nicht nur von der Mehrheit der Soziologengemeinde als Klassiker anerkannt und vor allem in [70] der fachbezogenen Ausbildung entsprechend gewürdigt. Er hat zudem für die Entwicklung gerade der modernen bürgerlichen Soziologie wesentliches geleistet: Erstens ist er darangegangen, die Erbmasse von Saint-Simon, Comte, Spencer, Durkheim und Weber konsequent durchzuarbeiten und deren handlungs-, system- und evolutionstheoretischen Gehalt in gewandelter Form zum Grundpfeiler der neueren Soziologie zu machen. Und zweitens schafft er selbst ein immenses soziologisches Werk, das „konkurrenzlos (ist) im Hinblick auf Abstraktionshöhe und Differenziertheit, gesellschaftstheoretische Spannweite und Systematik bei gleichzeitigem Anschluß an die Literatur einzelner Forschungsgebiete“.²⁶¹

²⁵⁶ Vgl. dazu D. Käsler, Einführung in das Studium Max Webers, a. a. O., S. 183 ff.; siehe dazu auch M. Weber, Der Sinn der „Wertfreiheit“ der Sozialwissenschaften, in: M. Weber, Soziologie – Weltgeschichtliche Analysen – Politik, a. a. O., S. 263 ff.

²⁵⁷ Ebenda, S. 263 f.

²⁵⁸ Vgl. dazu ebenda, S. 275 f.

²⁵⁹ Ebenda, S. 272.

²⁶⁰ J. Habermas, Theorie des kommunikativen Handelns II, Frankfurt am Main 1981, S. 297.

²⁶¹ Ebenda.

1928 gibt Calvin Coolidge – 1923 bis 1929 (republikanischer) USA-Präsident und lautstarkes Sprachrohr des hemmungslos expandierenden *big business* – die geflügelten Worte von sich: „Amerikas Geschäft ist das Geschäft.“²⁶² Zur gleichen Zeit schreibt Parsons, der kurz zuvor (1927) in Heidelberg promoviert hat, in seiner Studie „*Capitalism in Recent German Literature*“: „Es gibt wohl kaum einen Grund, der die Annahme verbietet, daß es auf der Basis, die wir jetzt haben, durchaus möglich ist, in einem kontinuierlichen Prozeß etwas zu errichten, was einer idealen Gesellschaft näherkommt.“²⁶³ Mit dieser Auffassung – wahrlich durchdrungen vom „amerikanischen Optimismus“²⁶⁴ – geht Parsons über das hinweg, was die Herausbildung des amerikanischen Monopolkapitalismus des amerikanischen Imperialismus nach dem ersten Weltkrieg der großen Mehrheit der Bevölkerung, insbesondere den werktätigen Menschen und ihren Familien, gebracht hat: die rücksichtslose Profittiktatur der Konzerne, eine um sich greifende Arbeitslosigkeit, die Ruinierung der Landwirtschaft, die Aufhetzung kleinbürgerlicher und mittelständischer Massen („middle class“) gegen Arbeiterschaft und ethnische Gruppen. Doch der „Schwarze Freitag“ von 1929, die tiefgehenden Gesellschaftserschütterungen durch die große Depression zwingen auch Parsons zu einer Umorientierung. Allerdings nicht in dem Sinn, daß er von seiner Überzeugung Abstand nimmt, „die moderne Gesellschaft könne im Rahmen des Kapitalismus graduell perfektioniert werden, das heißt, auf der Grundlage, auf der wir jetzt stehen“. Diese Hoffnung behält Parsons ungeniert bei. Wogegen er sich wendet, ist vielmehr das Rezept, das vor allem im Schatten von Franklin D. Roosevelts „*New Deal*“ – Roosevelt hat von 1933 bis 1945 die USA-Präsidentschaft inne – zur Herstellung der „idealen Gesellschaft“ angeboten und politisch ausgiebig genutzt wird: die Regulierung und Überwindung der gesellschaftlichen [71] „Krise“ durch vielseitige und gezielte *Interventionen des Staates*. Parsons hält die „wohlfahrtsstaatlichen“ Anstrengungen der Roosevelt-Administration für unnütz, da seiner Ansicht nach die ökonomischen und politischen *Fundamente* der amerikanischen Gesellschaft intakt sind: Was fehlt, ist die richtige „*Moral*“, in deren Zentrum der von Parsons hochgeschätzte „ökonomische Individualismus“²⁶⁵ steht. „Wenn man die Gesellschaft zusammenhalten und ihre kulturellen Muster aufrechterhalten (will) – was Parsons eindeutig (wünscht) –, dann (muß) man nach *nicht*-ökonomischen Quellen sozialer Integration Ausschau halten. In der veralteten Manier des Konservativen (hält) Parsons die moralische Bindung des einzelnen für fähig, die Gesellschaft zusammenzuhalten ... Parsons (erwartet), daß die Moral die Gesellschaft in ihrem Zusammenhalt festigen (könne), ohne daß eine Veränderung des Wirtschaftssystems und eine Umverteilung der Einkommen und der Macht, die die herrschenden Privilegien bedrohen könnten, notwendig werden würde.“²⁶⁶

Als gesellschaftliche Gruppierung, die die moralische Erneuerung tragen und garantieren soll, faßt Parsons – mit einer kongregationalistischen Familientradition und der College-Präsidentschaft seines Vaters als Background – die sogenannte *Mittelklasse* (Angestellte, Intelligenz, gewerblicher Mittelstand) ins soziologische Auge. Diese Mittelklasse stellt für Parsons die zentrale soziale Kraft dar, die zwischen den Blöcken „Kapital“ und „Arbeit“ vermittelt, deren Balance ermöglicht und die Gesellschaft auf den richtigen moralischen (Mittel-) Weg bringt. Das Schicksal der *Arbeiterklasse* läßt ihn dabei ebenfalls nicht kalt. Denn diese muß – wenn sein Vorhaben, gesellschaftliche Integration herzustellen, gelingen soll – in das ordnungsstiftende Moralsystem eingegliedert werden. Die Gewähr hierfür sieht Parsons, der seit 1927 in Harvard lehrt und ab 1930 dem dort logierenden *Pareto-Club* angehört,²⁶⁷ offensichtlich in der regierungspolizeilichen Repression und den *arbeiterfeindlichen* Aktivitäten der „*American Federation of Labor/AFL*“ (gegründet bereits 1886). „Der 47. Kongreß des Amerikanischen Arbeiterbundes (AFL) hat während der beiden ersten Oktoberwochen in Los Angeles in Kalifornien stattgefunden ... Ein Pfaffe eröffnete den Kongreß, ihm folgten Senatoren,

²⁶² Die Vereinigten Staaten von Amerika (USA – Ploetz), Würzburg 1976, S. 97.

²⁶³ T. Parsons, „Capitalism“ in *Recent German Literature*, in: *Journal of Political Economy*, XXXVI, 1928, S. 660 (Übersetzung: H. H.).

²⁶⁴ A. W. Gouldner, *Die westliche Soziologie in der Krise* 1, a. a. O., S. 189.

²⁶⁵ Ebenda, S. 229.

²⁶⁶ Ebenda, S. 182.

²⁶⁷ Vgl. dazu B. S. Heyl, *The Harvard „Pareto Circle“*, in: *Journal of the History of Behavioral Sciences*, IV, 10/1968, S. 316 ff.

Unternehmer, Regierungsmitglieder usw. – sämtliche Agenten des kapitalistischen Imperialismus, deren (der damalige – H. H.) Präsident Green habhaft werden konnte.“²⁶⁸ Daß Parsons' konservativer Blickwinkel jede Sicht auf solche Bewegungen und die damit verknüpften Massenaktionen der Arbeiterschaft ver-[72]stellt, die seit Beginn der dreißiger Jahre der Einrichtung der *arbeitsorientierten* Gewerkschaft „*Congress of Industrial Organizations/CIO*“ gelten, kann daher nicht überraschen. (Der CIO wird 1938 konstituiert; spätestens 1955 ist sein demokratisch-gewerkschaftlicher Elan allerdings wieder verschwunden; in diesem Jahr wird der CIO zum Anhängsel der AFL.)²⁶⁹

Die Parsonssche Deutung der amerikanischen Gesellschaft, insbesondere ihrer Entwicklung ab 1930 liefert den Rahmen, in dem Parsons seine erste große theoretische Arbeit konzipiert und formuliert: die 1937 publizierte „*Structure of Social Action*“.²⁷⁰ In diesem Werk entwirft er – in „Fortsetzung“ von Durkheims und Webers Überlegungen – eine *Handlungstheorie*, die moralische Werte als innere Anreize für soziales Handeln²⁷¹ interpretiert. Die Einheit, die Integration jeglicher Handlungssituation – Parsons bezieht sich hier allerdings nur auf eine ausschließlich *individualistische Interaktion* von „Ego“ und „Alter“ – macht er dabei prinzipiell abhängig von der Existenz einer *normativen Ordnung*, die *notwendig* aus den „inneren, moralischen Überzeugungen“²⁷² der *einzelnen* Handelnden erwächst. Die von Parsons jedweder (Einzel-) Handlung unterstellte *Zweckgerichtetheit* soll sich, getragen von den individuellen moralischen Imperativen, an der normativen Ordnung (= prästabilisierte Harmonie der individuellen moralischen Imperative) ausrichten und mit ihrer Verwirklichung den Bestand dieser, auf die *Ego-Alter-Relation eingeengten* Ordnung sichern helfen.²⁷³ Mit dieser *voluntaristischen* und *subjektivistischen* Akzentuierung seiner Handlungstheorie stellt Parsons genau das als Konstitutions- und Organisationsprinzip jeglicher sozialer Handlungssituation heraus, was er auch als Remedur gegen die „Große Depression“ und ihre Folgen anpreist: die Aktivierung *individueller moralischer Anstrengungen*, über die – sozusagen als „Ausfluß der privaten Willkür“²⁷⁴ – eine normative Ordnung hergestellt wird, an der sich die individuelle zweckgerichtete Handlung zu orientieren hat, die dann dadurch wiederum jene normative Ordnung (mit) aufrechterhält.

Mit der Durchsetzung des *staatsmonopolistischen Herrschaftsapparats*, der sich aus dem New Deal herauschält und einen enormen Auftrieb vor allem durch die eklatante Monopolisierung und Expansion der US-Ökonomie während des zweiten Weltkrieges und der Nachkriegsjahre erfährt, wechselt Parsons seinen *Untersuchungsgegenstand*. Das liegt allerdings nicht daran, daß Parsons nun den Zusammenhang von Kapitalzentren und Staatsmaschinerie, deren Verschmelzung zu einer „einzigsten einheitlichen ... Totalität ... der [73] Monopole und des kapitalistischen Staates“²⁷⁵ als gesellschafts-, als kapitalismusgestaltende Kraft und deshalb als Hauptthema soziologischer Arbeit erkennt. Der Grund für den Sujetwechsel resultiert vielmehr daraus, daß Parsons die staatsmonopolistische Herrschaftsform als „*Wohlfahrtsstaat*“ deutet. Er deutet sie damit als ein *System*, das die desintegrativen Konsequenzen der „Großen Depression“ beseitigt hat und die einzelnen sozialen Handlungen zu einem einheitsstiftenden, verbindlichen, gesellschaftliche Konflikte lösenden und Ausgleich (Gleichgewicht) garantierenden *gesellschaftlichen Netzwerk* zusammenschließt. Hiermit stellt sich Parsons die Frage, die er in „*The Structure of Social Action*“ nicht beantwortet hat, wohl wegen der „Enge“ seiner handlungstheoretischen Konzeption auch nicht beantworten konnte:²⁷⁶ Wie können soziale Handlungen zu einer *umfassenden, die einzelnen Handlungssituationen zusammenschaltenden gesellschaftlichen Ordnung* verbunden werden? Im Gegensatz zur Argumentation in „*The Structure of Social Action*“ interessiert Parsons dabei nicht das Problem, welche individuellen moralischen Anstrengungen „Ego“ und „Alter“ zu einer gemeinsamen geteilten, ihr Handeln ausrichtenden normativen Ordnung bringen.

²⁶⁸ Die Kommunistische Internationale vom 30.11.1927, 8. Jg., S. 2370.

²⁶⁹ Vgl. dazu P. S. Foner/R. Schultz (Hrsg.), *Das andere Amerika*, Berlin(-West) 1983, S. 276 f. und 306.

²⁷⁰ Vgl. dazu T. Parsons, *The Structure of Social Action*, New York 1937.

²⁷¹ A. W. Gouldner, *Die westliche Soziologie in der Krise* 1, a. a. O., S. 184.

²⁷² Ebenda.

²⁷³ Vgl. dazu G. Hauck, *Geschichte der soziologischen Theorie*, Reinbek bei Hamburg 1984, S. 133 f.

²⁷⁴ J. Habermas, *Theorie des kommunikativen Handelns* II, a. a. O., S. 321.

²⁷⁵ P. Boccarda, *Zum staatsmonopolistischen Kapitalismus*, in: *Sozialistische Politik*, 11, 1971, S. 17.

²⁷⁶ Vgl. dazu J. Habermas, *Theorie des kommunikativen Handelns* II, S. 303.

Ihm geht es statt dessen um die Thematik, wie ein *gesellschaftlicher* Zusammenhang „*seine*“ – wo immer herkommende – normative Ordnung jenen Handelnden zur *verpflichtenden Orientierung* macht. Die *Genese* dieser gesellschaftlichen normativen Ordnung, also deren Rückbindung an die Handelnden, läßt Parsons dabei (absichtlich?) im *Nebulösen* verschwinden: Das schanzte der gesellschaftlichen Ordnung die Qualität einer immer schon *vorausgesetzten* Größe zu – ein Tatbestand, der für die Parsonssche Systemtheorie von wesentlicher Bedeutung ist.

Animiert von seiner Deutung des „Wohlfahrtsstaates“ als ordnungsgewährendes System- und Gleichgewichtsmodell und unberührt von den faktischen Qualitäten des amerikanischen Staatsmonopolismus (weltweit angelegte Profit- und Militärdiktatur, hemmungslose Ausbeutung nach innen und nach außen, spezielle Unterdrückung der ethnischen „Minderheiten“), steht ab 1945 die Frage nach der gesamtgesellschaftlichen Ordnung über Parsons' weiteren Arbeiten: von dem Essay „The Present Position and Prospects of Systematic Theory“ (1945)²⁷⁷ bis zum letzten wichtigen theoretischen Werk „On the Concept of Value Commitments“ (1968).²⁷⁸ Nachdem Parsons 1970 in der autobiographischen Skizze „On Building Social System Theory: A Personal History“²⁷⁹ die Geschichte seines Beitrags zur Formulierung einer soziologischen Theorie rekonstruiert hat, nimmt [74] er keine Ausgestaltung, Erweiterung oder Veränderung seiner Konzeption mehr vor. Er stirbt 1979 in München, während einer Vortragsreise.

Wie gesagt, bedeutet seine Wendung von der Handlungs- zur Systemtheorie nicht, daß Parsons – in Konfrontation mit der staatsmonopolistischen Herrschaftsform – deren Qualität durchschaut und diese nun „*systemtheoretisch*“ abbildet. Das Einschwenken auf die Argumentationsweisen der Systemtheorie meint vielmehr, daß jene Herrschaftsform in eine bürgerliche Fassung gebracht wird, die sich nicht mehr auf das individualistische „Wertehandeln“ und den dahinterstehenden Konservativ-Liberalismus stützt, sondern das Problem der *herrschafts-technischen Effizienz einer (abstrakt bleibenden) gesellschaftlichen Ordnung über die Handelnden im Zentrum* hat.²⁸⁰ Es geht hier also um die „*notwendige*“ *System- und Funktionslogik von Gesellschaft schlechthin* – eine Logik, die als *normative Ordnung* erscheint und durch ihre Existenz Gesellschaft zum „System“ macht. Da hierbei davon ausgegangen wird, daß die „*empirischen*“ Gesellschaften – von der „Ur-“ bis zur „Industrieform“ – genau die Qualitäten aufweisen, die ihre systemtheoretische Qualifizierung erfordern, ist die Parsonssche Systemkategorie durchaus *kein heuristisches Mittel*: Die Gesellschaften sind die Systeme, als die sie ausgegeben werden. Zur Einschätzung von Parsons' Verfahren ist deshalb vor allem festzuhalten: Die Transformation von Gesellschaft in ein System basiert darauf, daß Gesellschaft als die *Realisation einer normativen Ordnung* interpretiert wird, einer normativen Ordnung, die sozusagen aus Prinzip, „*ex definitione*“ *nicht widersprüchlich* ist, sondern aufgrund ihrer *Einheitlichkeit* den „System“-Charakter von Gesellschaft bewirkt. Das heißt aber weiter: Jede Auseinandersetzung über eine solchermaßen als System begriffene Gesellschaft kann immer nur im Schatten der (dem gesellschaftlichen Zusammenhang übergestülpten) normativen Ordnung erfolgen, hat also diese normative Ordnung immer schon als *vorgeschalteten Bezugspunkt*. Ein solcher Argumentationsrahmen wandelt daher gesellschaftliche Verhältnisse ständig in ein System um, das vor allem im Hinblick auf die Struktur seiner „Elemente“ keinen *Widerspruch*, ja keine *Bewegung* kennt und deren „Konflikte“ beispielsweise stets als Konflikte „*im*“ System und damit – bei Anerkennung der vom System vorgegebenen Regeln (= normative Ordnung) – als Störungen gedeutet werden.

Parsons entwickelt seine systemtheoretische Konzeption insbesondere in „The Social System“ (1951), „An Outline of the Social Sy-[75]stem“ (1961) und „Societies“ (1966); umfassende Einführungen in diese Werke geben die beiden deutschsprachigen Textsammlungen „Zur Theorie sozialer

²⁷⁷ Abgedruckt in: G. Gurvitch/W. E. Moore (Hrsg.), Twentieth Century Sociology. A Symposium, New York 1945, und unter dem Titel „Systematische Theorie in der Soziologie – Gegenwärtiger Stand und Ausblick“, in: D. Rüschemeyer (Hrsg.), Talcott Parsons – Soziologische Theorie, Neuwied – Berlin (West) 1964, S. 31.

²⁷⁸ Vgl. dazu T. Parsons, On the Concept of Value Commitments, in: Sociological Inquiry, 38, 1968, S. 135 ff. Parsons publiziert in den folgenden Jahren zwar noch einige Bücher (Social Systems and the Evolution of Action, New York 1977; Action Theory and the Human Condition, New York 1978) – diese bringen jedoch entweder ältere Aufsätze oder Zusammenfassungen bereits entwickelter Positionen und Argumente.

²⁷⁹ Vgl. dazu T. Parsons, On Building Social System Theory: A Personal History, in: Daedalus, 4, 1970, S. 826 ff.

²⁸⁰ Vgl. dazu die Kontroverse zwischen J. Habermas, Theorie des kommunikativen Handelns II, a. a. O., S. 437 ff., und R. Münch, Talcott Parsons und die Theorie des Handelns I und II, in: Soziale Welt, 30, 1979, S. 385 ff., und 31, 1980, S. 3 ff.

Systeme“ und „Zur Theorie der sozialen Interaktionsmedien“. Er definiert Gesellschaft zunächst als einen Zusammenhang, in dem die Aktionen der Handelnden durch ein „system of culturally structured and shared symbols“ [System kulturell strukturierter und gemeinsamer Symbole] koordiniert werden. „... ein soziales System besteht aus einer Pluralität individuell Handelnder, die miteinander in einer Situation interagieren, die eine natürliche, eine Umweltdimension hat; in der sich Handelnde finden, die tendenziell durch das Interesse motiviert sind, eine ‚Optimierung von Gratifikation‘ zu erreichen und deren Beziehungen zu ihrer Situation und zueinander durch ein System kulturell geprägter und geteilter Symbole definiert und vermittelt werden.“²⁸¹

Dieses *kulturelle (Symbol)System*, dessen Genese aus Handlungssituationen – wie gesagt – nicht durchsichtig gemacht wird, stellt für Parsons das *Zentrum* von Gesellschaft dar. „Das Herzstück einer Gesellschaft, als eines Systems, ist die ausgestaltete normative Ordnung, durch die das Leben einer Bevölkerung kollektiv organisiert ist. Als eine solche Ordnung enthält es Werte und differenzierte und partikularisierte Normen und Regeln ...“²⁸²

Die *normative Ordnung* versteht Parsons als ein *Funktionsprogramm*, das die Gesellschaft in ihren Bereichen, Sektoren und Rollenkomplexen steuert und den Handelnden per *Sozialisation* und *Kommunikation* beigebracht wird. Die über die normative Ordnung gestiftete *Einheit* von Gesellschaft nennt Parsons die „*social community*“.

„Diese (soziale Gemeinschaftlichkeit) wird konstituiert sowohl durch ein normatives Ordnungssystem wie durch Statushierarchie, Rechte und Verpflichtungen, die zur Mitgliedschaft gehören und die von (sozialer) Gruppe zu Gruppe innerhalb der Gemeinschaft variieren können. Um überleben und sich entwickeln zu können, muß die soziale Gemeinschaftlichkeit auf der Verbindlichkeit gemeinsamer kultureller Orientierungen basieren, die – als Basis der sozialen Identität – von der breiten Mitgliedschaft geteilt, wenn auch nicht uniform und unbestritten akzeptiert werden müssen. Dieses Problem betrifft vor allem die Beziehung der sozialen Identität zum übergeordneten Kultursystem. Dieses Problem schließt jedoch auch ein, daß den unabdingbaren Notwendigkeiten, die die Integration der Mitglieder im Hinblick auf ihre organismischen und persönlichkeitsstrukturellen Merkmale und die Beziehungen der Mitglieder untereinander betreffen, entsprochen werden muß. Alle diese Faktoren [76] bilden einen komplexen Zusammenhang, und doch ist jeder ein Brennpunkt, in dem sich eine bestimmte Art von sozialen Mechanismen offenbart.“²⁸³

In Parsons' Konzeption erscheint Gesellschaft demnach als eine Verknüpfung unterschiedlicher Dimensionen, eine Verknüpfung von *Organismussystem*, *Personalem System*, *Sozialem System* und *Kulturellem System*: Das Organismussystem bezieht sich auf die „*physiologischen Prozesse*“ der Handelnden und deren „*bio-chemischen Austausch mit der Umwelt*“.²⁸⁴ Das Personale System steht für die Motive produzierenden und durch Wertorientierungen strukturierten *Bedürfnisdispositionen* der Handelnden. Das Soziale System umfaßt die durch die normative Ordnung und entsprechende Einrichtungen regulierten *Beziehungen zwischen den Handelnden*. Das Kulturelle System enthält die *Wert- und Symbolmuster*, die dem Sozialen System *Einheitlichkeit* und den Personalen Systemen *Wertorientierungen* geben („normative Ordnung“). Wichtig ist hierbei insgesamt, daß Parsons eine „innere Ordnung“ dieser Systeme postuliert, die die „*Führungsgröße*“ des Kulturellen Systems noch einmal bestätigt. „Psychologische (= Personale – H. H.) Systeme organisieren und kontrollieren Organismische Systeme, Soziale Systeme organisieren und kontrollieren Psychologische Systeme, Kulturelle Systeme organisieren und kontrollieren Soziale Systeme.“²⁸⁵ Aufgrund dieser „inneren Ordnung“ der „Untersysteme“ und der Dominanz der normativen Ordnung (Kulturelles System) ist es

²⁸¹ T. Parsons, *The Social System*, Glencoe 1951, S. 9 (Übersetzung: H. H.).

²⁸² T. Parsons, *Societies*, Englewood Cliffs 1966, S. 10 (Übersetzung: H. H.).

²⁸³ Ebenda, S. 10 f. (Übersetzung: H. H.).

²⁸⁴ T. Parsons, *Einige Grundzüge der allgemeinen Theorie des sozialen Handelns*, in: H. Hartmann (Hrsg.), *Moderne amerikanische Soziologie*, Stuttgart 1967, S. 154.

²⁸⁵ E. C. Devereux jr., *Parsons' Sociological Theory*, in: M. Black (Hrsg.), *The Social Theories of Talcott Parsons*, Englewood Cliffs 1961, S. 63 (Übersetzung: H. H.); vgl. dazu T. Parsons, *Das Über-Ich und die Theorie des sozialen Systems*, in: T. Parsons, *Persönlichkeit und Sozialstruktur*, Frankfurt am Main 1968, S. 30 f.

nach Parsons dem „Gesamtsystem“ Gesellschaft möglich, das herzustellen, was es gerade als „System“ auszeichnet: das *selbstregulierte Gleichgewicht* (self maintenance und self-sufficiency)²⁸⁶. „Eine Gesellschaft ist der Typ eines Systems, das – als System in Relation zu seiner Umwelt – den höchsten Grad an selbstreguliertem Gleichgewicht erreicht.“²⁸⁷

Mit „self maintenance“ und „self-sufficiency“ meint Parsons: „Eine Gesellschaft muß eine soziale Gemeinschaftlichkeit konstituieren, die ein entsprechendes Niveau der Integration oder Solidarität und einen bestimmten Status der Mitgliedschaft gewährleistet ... Die Gemeinschaft muß der ‚Träger‘ eines kulturellen Systems sein, das ausreichend generalisiert und integriert ist, um die normative Ordnung zu legitimieren ... Das erfordert, daß die Mitgliedschaft abhängt von Geburt und Sozialisation und zuerst und vor allem über ein Verwandtschaftssystem erworben wird, in welchem Ausmaß auch immer förmliche Erziehungsprozesse und andere Mechanismen hinzukommen ... Darüber hinaus schließt die Tendenz zu selbstreguliertem Gleichgewicht adäquate Kontrolle über den ökonomisch-technologi-[77]schen Komplex ein, so daß die natürliche Umwelt in geplanter und ausgewogener Weise als Quelle für Ressourcen genutzt werden kann.“²⁸⁸

Entscheidende Bedeutung für die Realisation eines solchen selbstregulierten Gleichgewichts weist Parsons *zwei Implikationen* des „Systems“ Gesellschaft zu. Das *eine Moment* resultiert daraus, daß dieses System die Aktivitäten, die es zu seinem Bestand und Fortbestehen benötigt, institutionalisiert. Das geschieht in vier sogenannten „Subsystemen“ des Sozialen Systems, die die physiologischen Prozesse und die Bedürfnisdispositionen der Handelnden im Lichte der normativen Ordnung integrieren und damit die „functional imperatives“²⁸⁹ des Systems „Gesellschaft“ erfüllen. Die funktionalen Mindestanforderungen und die ihnen entsprechenden Subsysteme des Sozialen Systems werden von Parsons folgendermaßen festgehalten²⁹⁰:

Mindestanforderungen des Systems „Gesellschaft“

1. Aufrechterhaltung der institutionalisierten *kulturellen Muster*, um die sich ein soziales System organisiert und das den Bedürfnisdispositionen der Handelnden Wertorientierungen gibt
2. Formierung einer *Ordnung* interindividueller und interinstitutioneller Beziehungen durch Integration der Rollen- und Handlungskomplexe
3. Kollektive Realisierung von (Gesamt-)Systemzielen
4. Auseinandersetzung mit dem *äußeren Milieu*, insbesondere Sicherung der *materiellen* Existenz des (Gesamt-) Systems und seiner Mitglieder

Subsysteme des Sozialen Systems des Systems „Gesellschaft“

1. (Latent)Pattern Maintenance System (L-System):
„Kulturelle und motivationale Verpflichtungen“
2. Integration System (I-System):
„Recht“, „Soziale Kontrolle“
3. Goal-attainment System (G-System):
„Politik als Zielverwirklichung“
4. Adaptive System (A-System):
„Ökonomie“, „Technik“

Wie Kultur-, Personal-, Sozial- und Organismussystem stehen auch die Subsysteme des Sozialen Systems in einer Rangfolge, in einer [78] „*hierarchy of controlling factors*“²⁹¹ die vom L-System über das I- und G-System bis zum A-System „abwärts“ geht: Das L-System dominiert, ist aber in seiner

²⁸⁶ Vgl. dazu T. Parsons, Grundzüge des Sozialsystems, in: S. Jensen (Hrsg.), Talcott Parsons: Zur Theorie sozialer Systeme, Opladen 1976, S. 220 ff.

²⁸⁷ T. Parsons, Societies, a. a. O., S. 9 (Übersetzung: H. H.).

²⁸⁸ Ebenda, S. 17 f. (Übersetzung: H. H.).

²⁸⁹ T. Parsons, An Outline of the Social System, in: T. Parsons/K. D. Naegle/J. R. Pitts (Hrsg.), Theories of Society, Glencoe 1961, S. 38.

²⁹⁰ Vgl. dazu T. Parsons/E. Shils (Hrsg.), Towards a General Theory of Action, Glencoe 1951; [H. Holzer, Kapitalismus als Abstraktum?, Berlin und Frankfurt am Main 1977](#), S. 34 ff.

²⁹¹ T. Parsons, Societies, a. a. O., S. 28. – „Hierarchie der Kontrollfaktoren“

„Energiezufuhr“ von den unterliegenden Systemen abhängig. Nach Parsons gilt für die KPSO- wie die LIGA-Hierarchie die „Gesetzmäßigkeit“: „Systeme, die an höherer Stelle der Hierarchie rangieren, haben eine relativ hohe Informationskapazität, während Systeme, die an niedrigerer Stelle stehen, eine relativ hohe Energiekapazität haben.“²⁹²

Das *zweite Moment*, das für die Herstellung des selbstregulierten Gleichgewichts wesentlich ist, ergibt sich nach Parsons daraus, daß das *Zusammenspiel* der Subsysteme des Sozialen Systems über deren Koordination durch (die Subsysteme vermittelnde) *Medien* gesichert wird. Diese Medien, die das L-, I-, G- und A-System miteinander verklammern, sind: *Rollenverpflichtungen, Einfluß, Macht* und *Geld*. Parsons stellt sie ausführlich in drei Studien vor – „Macht“ in „On the Concept of Political Power“ (1963), „Einfluß“ in „On the Concept of Influence“ (1963) und „Rollenverpflichtungen in „On the Concept of Value Commitments“ (1968). „Die Beziehung der funktionalen Teilsysteme (= Subsysteme) zueinander werden ... als Austauschprozesse der funktionalen Beiträge der einzelnen Teilsysteme zur Erhaltung des gesamten Systemprozesses verstanden; sie werden durch ‚allgemeine Medien‘ oder ‚Systemmechanismen‘ vermittelt ... Sie sind als Zirkulations- und Bemessungskriterien der funktionalen Beiträge in den Austauschbeziehungen systemintegrativ wirksam: Rollenverpflichtungen, in modernen Gesellschaften durch Kontraktregelungen abgesichert, machen systemrelevantes Verhalten berechenbar; mit Hilfe des Geldmechanismus werden die zur Erhaltung des Systems notwendigen Mittel in funktionaler Weise an Individuen und Gruppen verteilt, etwa auf Haushalte und Industriebetriebe; Macht ist die Fähigkeit, die Ressourcen der Gesellschaft in effektiver Weise für die Realisierung kollektiver Ziele zu mobilisieren; Einfluß ist die Fähigkeit, kollektive Solidarität unter den Systemmitgliedern herzustellen, so daß Störungen und Friktionen im System stehen bleiben. Durch diese Systemmechanismen werden die Ressourcen des Systemprozesses: motivationale Antriebe in den Individuen, instrumentelle Kenntnisse und Fertigkeiten, kulturelles Wissen, materielle Güter ... ‚produziert‘ und auf die relevanten Teilsysteme und Einheiten des Gesamtsystems ‚verteilt‘. Der Zusammenhang der von den Systemmechanismen regulierten und kontrollierten funktionalen Beiträge der einzelnen Teilsysteme innerhalb einer gegebenen Systemstruktur nach Maßgabe eines allge-[79]meinen Wertsystems stellt den Gesamtprozeß der Systemerhaltung dar.“²⁹³

In Parsons' Konzeption erscheint Gesellschaft insgesamt als ein in sich *stimmiges* System, das allein der *Erhaltung einer immer schon vorausgesetzten normativen Ordnung* dient. Es ist als ein System zu qualifizieren, dessen Systemcharakter gerade durch die normative Ordnung „geschöpft“, dessen Bestand durch die „normativ-ordentliche“ Aktivität der Subsysteme seines Sozialen Systems gesichert und dessen Gleichgewicht durch die ebenfalls „normativ-ordentlichen“ Tätigkeiten der Vermittlungsmedien austariert wird. Es ist leicht ersichtlich, daß diese Konstruktion *tautologische* Qualität hat. Und zwar insofern, als das Gesamtsystem „Gesellschaft“, die Subsysteme seines Sozialen Systems und deren funktionale Mindestanforderungen von der normativen Ordnung abhängen, aus der allein ihre „Existenz“ generiert worden und die zu realisieren ihre ausschließliche Aufgabe ist.

Die Parsonssche Systemtheorie gibt das *Bild* einer Gesellschaft wieder, *die organisierte Stabilität* ihrer Struktur, *kontrollierten Konsensus* ihrer Mitglieder und *konfliktfreie Integration* der sozialen Gruppierungen gleichermaßen als Soll-Werte propagiert und als Ist-Werte behauptet. Diese Ideologie des organisierten Gleichgewichts wird als sozialwissenschaftliche Darstellung der *schlechthin für jede Gesellschaft verbindlichen Organisationslogik*, für deren „Techno-Logik“ ausgegeben. Man kann diese Ideologie auch als die Parsonssche *Legende von der „(sozial-)technischen Rationalität“ gesellschaftlicher Systeme* auffassen. Denn die Bestimmung eines gesellschaftlichen Zusammenhangs als eine Art *Sozialmaschine*, die sozusagen computertechnisch über ein Funktionsprogramm (normative

²⁹² Ebenda, S. 28; vgl. dazu T. Parsons, An Outline ..., a. a. O., S. 70 (Übersetzung: H. H.).

²⁹³ J. Bergmann, Die Theorie des sozialen Systems von Talcott Parsons, Frankfurt am Main 1967, S. 48; vgl. dazu T. Parsons, Über den Begriff der „Macht“; Über den Begriff „Einfluß“; Über den Begriff „Commitments“, alle in: S. Jensen (Hrsg.), Talcott Parsons: Zur Theorie der sozialen Interaktionsmedien, Opladen 1980, S. 57 ff. (Die „Originale“ sind zu finden in: T. Parsons, Sociological Theory and Modern Society, New York 1967 [On the Concept of Political Power, On the Concept of Influence], S. 318 ff., und in: Sociological Inquiry, 38, 1968 [On the Concept of Value Commitments] S. 135 ff.)

Ordnung) gesteuert wird respektive sich selbst steuert, läßt ein beliebtes *Propagandaverfahren* erkennen: den Versuch nämlich, den herrschenden staatsmonopolistischen Apparat durch Verweis auf seine angebliche „Techno-Logik“, seine angebliche technische Rationalität und Effizienz in seiner gesellschaftlich formbestimmten, klassengesellschaftlichen Qualität unsichtbar zu machen. So wie die Unterwerfung unter die normative Ordnung (angeblich) ein reibungsloses Funktionieren des gesellschaftlichen Systems gewährleistet, bringt das Einverständnis mit der unterstellten technischen Rationalität des Systemprozesses und seine Akzeptanz als *Sachzwang* den Systemmitgliedern (angeblich) ein Höchstmaß an Bedürfnisbefriedigung. Diese ideologische Konstruktion definiert demgemäß Veränderungen der normativen Ordnung (und damit des Systems) als *Stabilitätsrisiken* und brand-[80]markt sie als *ordnungsfeindlich*. Sie propagiert eine für alle befriedigende Selbstregulation des gesellschaftlichen Systems, wenn auch alle bereit sind, sich auf ein verbindliches Programm zur *Konfliktvermeidung* einerseits, zur *Stabilität* andererseits verpflichten zu lassen und die Ausschaltung von Stabilitätsrisiken und Ordnungsfeindlichkeiten zu ihrem wahren System- und damit Lebensziel zu machen.

Insgesamt läßt sich zusammenfassen: Zum einen wird hier das Bild einer Gesellschaft angepriesen, die einer eigenen widerspruchlosen Sachgesetzmäßigkeit, sozusagen einer *maschinellen Logik* folgt und deshalb nur in einem *technischen Manipulationsinteresse* betrachtet werden kann. Zum anderen formt dieses Gesellschaftsbild menschliches Handeln zu einem (über die normative Ordnung programmierten) *kollektiven Ritual*, das lediglich als ein „*ordnungstechnischer Ausfluß*“ des von der gleichen normativen Ordnung beseelten gesellschaftlichen Systems erscheint.

Daß die Parsonssche Systemidylle viel über das *Selbstverständnis* jener aussagt, die – zugunsten der eigenen Profit- und Politikinteressen – den Staatsmonopolismus liebend gern als eherne, selbstregulative und durch seine pure Existenz unangreifbar herrschende „*Normativität des Faktischen*“ hätten, ist offensichtlich. Ebenso offensichtlich ist aber auch, wie weit Parsons' Konzeption von den *zentralen Nervenpunkten* der staatsmonopolistischen Herrschaftsform entfernt ist. Es sind dies Nervenpunkte, die von den bürgerlichen Sozialwissenschaftlern zwar anders genannt und begriffen werden, die aber dennoch zu deren *legitimatorischer „Verarbeitung“* des Staatsmonopolismus zählen: der Kampf des Imperialismus gegen den realen Sozialismus einerseits, gegen die dritte und vierte Welt andererseits; die Konkurrenz und Auseinandersetzung innerhalb des Imperialismus; die innergesellschaftlichen Krisen und die demokratischen, sozialistischen Bewegungen in den nationalen Kapitalismen; die Ausbeutung und Vernichtung der Natur; die Position und Funktion des „*intervenierenden*“ Staates. Insbesondere die Parsonssche Abstinenz gegenüber dem, was in der bürgerlichen Parsonskritik als „*Relation zwischen Gesellschaft und deren natürlicher und sozialer Umwelt*“ sowie als „*Steuerungs- und Kontrollqualität des politischen (Sub-)Systems*“ (miß-)verstanden wird, provoziert in den sechziger und siebziger Jahren eine vehemente Problematisierung des „*Parsonianismus*“. Die Konsequenz ist der Versuch, durch die Ausweitung der bei Parsons bereits vorhandenen Regelkreis-Ansätze zu einer *kybernetischen Theorie der komplex-adaptiven, von ihrem politischen [81] Sektor organisierten (Gesellschafts-)Systeme* zu kommen, die offensichtlich sehr viel dichter am „*fortgeschrittenen*“ Selbstverständnis der im Staatsmonopolismus herrschenden Kräfte ist als Parsons' Selbstregulierungs- und Gleichgewichtsentwurf (siehe dazu die Abschnitte über die Entwicklung der soziologischen Systemtheorie in den USA und der BRD).²⁹⁴

[82]

²⁹⁴ Vgl. dazu die Arbeiten von K. W. Deutsch, *The Nerves of Government*, New York 1966; W. Buckley, *Sociology and Modern Systems Theory*, Englewood Cliffs 1967; D. Easton, *A Systems Analysis of Political Life*, New York – London 1967; A. Etzioni, *The Active Society*, New York 1968.

Nationale Entwicklungen: Beispiele

In den folgenden Abschnitten werden die wichtigsten *Etappen* skizziert, die die bürgerliche Soziologie in den USA, in Frankreich, Großbritannien und Deutschland/BRD durchlaufen hat. Bei der anschließenden Darstellung wird vor allem darauf Wert gelegt, die Beziehung zwischen den nationalen Soziologie-Geschichten und den klassischen Werken von Saint-Simon, Comte, Spencer, Durkheim, Weber und Parsons deutlich werden zu lassen.

1. USA

Die „Gründerväter“ der amerikanischen Soziologie sind William G. Sumner (1840-1910), Lester F. Ward (1847-1913), Albion W. Small (1854-1926) und Franklin H. Giddings (1855-1931). Das Quartett geht – obwohl seine Mitglieder Zeitgenossen von Durkheim und Weber sind – von den evolutionistischen Vorstellungen Comtes und Spencers aus. Hauptinteresse ist dabei, aus der Verarbeitung klassischer Werke *konkrete Argumente* für die wissenschaftliche Betrachtung der amerikanischen Gesellschaft, ihrer Geschichte und Zukunft zu bekommen. Sumner, Ward, Small und Giddings haben für den Entwurf allgemeiner Gesellschaftstheorien nicht allzuviel übrig; sie wollen gezielte Kommentare zu den aktuellen und künftigen Anforderungen der bürgerlichen Gesellschaft in den USA verfassen.

Sumner (Folkways 1907; The Science of Society 1927/28) meint, die Konzeption einer gesellschaftlichen Entwicklung vertreten zu können, die auf der Basis der (unterstellten) kontinuierlichen und problemlosen *Kapitalakkumulation* und mit Hilfe besonderer *Auslese- und Anpassungsmechanismen* – der „folkways“, gesellschaftsintegrierender alltäglicher Handlungsanleitungen – zu einem ständig höheren Niveau führt. Er bejaht den Kapitalismus emphatisch und stellt sich gegen jede „Systemkritik“. „... ist es die größte Torheit, [83] deren ein Mensch fähig sein kann, sich mit Papier und Feder hinzusetzen, um das Projekt einer neuen sozialen Welt zu entwerfen.“²⁹⁵

Wichtig ist statt dessen, die *Kapitalbildung* voranzutreiben: Sie ist die beste Antriebskraft der gesellschaftlichen Entwicklung und des menschlichen Fortschritts. Auch wenn sie Verzicht und Arbeit fordert, bringt sie doch unschätzbare *Privilegien*. „Nur durch Selbstüberwindung wird Kapital gebildet, und wenn sein Besitz nicht hohe Vorteile und große Überlegenheit gewährte, so würden sich die Menschen niemals den Beschwerden unterwerfen, die sie durchzumachen haben, um es zu erlangen.“²⁹⁶

Da die Kapitalbildung solch Positives ermöglicht, muß sie gesellschaftlich abgesichert werden. Das geschieht durch jene „folkways“, die die Kapitalbildung institutionell stützen, den entsprechenden Interessen zum Durchbruch und zur Realisation verhelfen und damit „the power and beneficence of capitalism“ [die Macht und Güte des Kapitalismus] nutzbar machen. Insofern beschreibt Sumner die „folkways“ als *Einrichtungen*, als *Regulative der Gruppensolidarität*, die die moralische Bastion einer Gesellschaft schaffen.

Eine solche „Einrichtung“ besteht aus einem Begriff (Idee, Vorstellung, Doktrin, Interesse) und einer Struktur. Die Struktur ist ein Gefüge, ein Apparat oder vielleicht nur eine Anzahl von Funktionsträgern, die die Fähigkeit haben, bei einem bestimmten Zusammentreffen von Umständen in vorgeschriebener Weise zusammenzuwirken. Die Struktur enthält den Begriff und liefert die Mittel, ihn dergestalt in die Welt der Tatsachen und des Handelns einzuführen, daß er den Interessen der Menschen in der Gesellschaft dient.“²⁹⁷

Im Rahmen seiner Kapitalismuseloge sieht Sumner die entscheidenden „folkways“ in den „Sitten und Gebräuchen“, die die *Klassenpartnerschaft* garantieren. Auf die Frage „What do the social classes owe to each other?“²⁹⁸ gibt er daher die Antwort: Es ist die Pflicht jeder Klasse, die andere Klasse

²⁹⁵ W. G. Sumner, The Absurd Effort to Make the World Over, in: A. G. Keller/M. R. Davie (Hrsg.), Essays of William Graham Sumner, Bd. I, New Haven – London 1934, S. 106 (Übersetzung: H. H.)

²⁹⁶ W. G. Sumner, What Social Classes Owe to Each Other, New Haven 1925, S. 76 f. (Übersetzung: M. Jacobi, der die Schrift 1887 [Berlin] unter dem Titel „Soziale Pflichten oder Was die Klassen der Gesellschaft einander schuldig sind“ herausbrachte.)

²⁹⁷ W. G. Sumner, Folkways, New York 1959 (Übersetzung: H. H.).

²⁹⁸ Siehe Anm. 296.

anzuerkennen und mit ihr den Freiheitsraum zu gestalten, in dem sich alle voll entfalten können. Daß hiermit die Herrschaft des Kapitals, das als Klasse nur aufgrund der Ausbeutung der Werktätigen bestehen kann, bestätigt wird, ist offenkundig.

Ebenfalls in direktem Rückgriff auf Comte versucht auch Ward (Reine Soziologie 1907; Dynamic Sociology 1911), seine Auffassung zu begründen, daß die beste Gesellschaftsstruktur jene ist, die *widerstreitende Sozialkräfte* zu kontrollieren vermag. Er übersetzt Comtes Idee des Konsensus und der gesellschaftlichen Organisation sozusagen ins Amerikanische. Gegenüber Sumner ist Ward der *klein-[84]bürgerliche* Anwalt des sozialen Gleichgewichts. Während Sumner alles auf die in freier Konkurrenz erfolgende Kapitalbildung setzt, ruft Ward den *Staat* auf, ein (v)erträgliches gesellschaftliches Betriebsklima und einen geplanten sozialen Wandel zum perfekten partnerschaftlichen Kapitalismus zu gewährleisten. Die *Soziologie* betrachtet Ward dabei als den adäquaten wissenschaftlichen *Hilfsdienst*. Sie ist „die einzige Wissenschaft, welche die Milchstraße der Geschichte in ein gefestigtes soziales Universum verkehren kann ... (Sie) ist die scientia scientiarum“.²⁹⁹

Die Soziologie hat die Aufgabe, die *Grundlagen* gesellschaftlichen Lebens aufzudecken. Ward sieht diese in (rassenbiologisch verankerten) „*physischen und physiologischen*“ *Merkmalen*.

„Die sozialen Kräfte sind Bedürfnisse, welche durch Anstrengung Befriedigung suchen, und sind auf diese Art soziale Motive oder Beweggründe, die zu Tätigkeiten anregen, welche entweder vermittels sozialer Synergie soziale Strukturen schaffen oder die schon erschaffenen Strukturen durch Innovation und Konation umgestalten. Sie wohnen im Individuum, werden aber durch Interaktion, Kooperation und angehäufte Wirkungen sozial. Sie sind alle ursprünglich physisch oder physiologisch, selbst die als geistig bezeichneten ...“³⁰⁰

Werden diese Bedürfnisse und ihre Abkömmlinge im Rahmen gesellschaftlicher Bedingungen befriedigt, ist nach Ward soziale *Ordnung* möglich. Dem amerikanischen Kapitalismus traut er eine solche Fähigkeit zur Bedürfnisbefriedigung zu – allerdings nur dann, wenn der *Staat* die aufbegehrende Arbeiterschaft zügelt und die monopolkapitalistische Ökonomie bremst. „Ward, der die Stimmung der durch den Eintritt des Kapitalismus in das monopolistische Entwicklungsstadium erschreckten kleinbürgerlichen Kreise Amerikas (widerspiegelt), (steht) den Monopolen, dem Beamtenapparat und den Klerikern ablehnend gegenüber.“³⁰¹ Die Ablehnung ist Folge der Wardschen Auffassung, daß die Menschheitsgeschichte von der *Strukturlosigkeit* über den *geregelten Wettbewerb* bis zur Stufe der *Kooperation und Organisation* verläuft. Letztere – von Ward als höchstes Plateau des Kapitalismus begriffen – kann jedoch nur realisiert werden, wenn die (für Ward unverzichtbare) Konkurrenz zwischen „Kapital“ und „Arbeit“ staatlich reguliert, vor allem aber monopolartige „Auswüchse“ in Ökonomie und Politik verhindert werden.

Small (General Sociology 1905) nimmt die Wardschen Argumente auf. Er geht ebenfalls davon aus, daß die Menschen durch „*naturkonstante*“ *Interessen* gesteuert werden: health interest, wealth interest, sociability interest, righteousness interest [Gesundheitsinteresse, Wohlstandsinteresse, Geselligkeitsinteresse, Gerechtigkeitsinteresse].

[85] „... ein Interesse ist eine unbefriedigte menschliche Kapazität, die auf eine nicht realisierte Bedingung verweist, und es ist die Bereitschaft, ein solches Arrangement herzustellen, in dem die indizierte Bedingung verwirklicht werden könnte ... Der gesamte Lebensprozeß ist – soweit bekannt – letzten Endes der Prozeß der Entwicklung, Anpassung und Befriedigung von Interessen – ob er nun als individuelle oder soziale Phase betrachtet wird.“³⁰²

Aufgabe der *Gesellschaft* ist es, die Möglichkeiten zur Befriedigung dieser Interessen bereitzustellen. Nach Small ist die *Geschichte* – ein *optimistisch-mechanisches Verhältnis* zwischen Natur, Individuen und sozialen Institutionen als Axiom vorausgesetzt – durch die folgende Gesetzmäßigkeit geprägt: „Das entscheidende soziale Faktum besteht in dem ständigen Zusammenwirken von drei

²⁹⁹ L. F. Ward, Reine Soziologie, Bd. I, Innsbruck 1907, S. 77 und 115.

³⁰⁰ Ebenda, S. 326 f.

³⁰¹ I. S. Kon, Der Positivismus in der Soziologie, a. a. O., S. 67.

³⁰² A. W. Small, General Sociology, Chicago 1905, S. 433 f. (Übersetzung: H. H.)

Hauptfaktoren: 1. Natur; 2. Individuen; 3. Institutionen ... Der soziale Prozeß ist die ständige Evolution der Individuen durch die Evolution der Institutionen, die vollkommeneren Individuen entstehen lassen, die wiederum vollkommeneren Institutionen schaffen – und so fort in einem endlosen Progreß.“³⁰³

Wie Ward glaubt auch Small, daß der *Kapitalismus* die beste Basis zur Realisierung einer solchen Gesetzmäßigkeit ist. Und wie Ward meint auch Small, daß der Kapitalismus dazu auf einem *kleinbürgerlichen, mittelständischen* Format gehalten werden muß. Die Soziologie und vor allem die *empirische Sozialforschung* sind für Small daher die Mittel, mit denen die Auswüchse, die die *monopolistische* Qualität des Kapitalismus produziert, erforscht und Reformen zugänglich gemacht werden. Insofern ist Soziologie für Small eine eminent *politische* Disziplin, deren Richtlinie er in seinem berühmten Spruch festhält: „Sociology is a science with its decks cleared for action.“³⁰⁴

Aufgrund dieses Engagements entpuppt sich Small schnell als der „*Hauptorganisator*“ unter den „Gründervätern“. Er veröffentlicht 1894 das erste Soziologie-Lehrbuch in den USA (An Introduction to the Study of Society – zusammen mit George E. Vincent); er bringt 1895 die erste Nummer des „American Journal of Sociology“ heraus; er ist 1905 maßgeblich an der Konstituierung der „American Sociological Society“ beteiligt; und er leitet über einen Zeitraum von 30 Jahren das „Department of Sociology“ der Universität von Chicago.

Noch energischer als Small fördert Giddings die empirische Sozialforschung. In seinen umfangreichen Arbeiten (The Principles of Sociology 1896; Studies in the Theory of Human Society 1922; Civilization and Society 1932) knüpft er an die Konzeptionen von Comte, [86] Spencer, Gabriel Tarde und Durkheim an und versucht, daraus *empirisch prüfbare Sätze* über die gesellschaftlichen Verhältnisse seiner Zeit abzuleiten. Giddings geht von der These aus, daß die „gesellschaftliche Entwicklung nur eine Phase der kosmischen Evolution“³⁰⁵ ist und – „teils als Ergebnis unbewußter Evolution, teils als Erzeugnis bewußten Planens“³⁰⁶ – die Gesellschaft als „*Organisation*“³⁰⁷ hervorbringt. Funktion der organisierten Gesellschaft – Gipfelpunkt der Entwicklung vom Existenzkampf in primitiven bis zur moralischen Vereinigung in modernen Gesellschaften³⁰⁸ – ist es, „durch Zustimmung und Ablehnung, Zwang und Leistungsanforderung den Geistes- und Charaktertyp herauszukristallisieren und zu festigen, der intelligent, tolerant und hilfreich ist, der Initiative ergreift, Verantwortung übernimmt und eine wirksame Rolle im kollektiven Zusammenhang spielt“.³⁰⁹

Nach Giddings ist der – im Sinne von Ward und Small „gezügelt“ – Kapitalismus die Form von organisierter Gesellschaft, in der eine solche Funktion am besten realisiert werden kann. Aufgabe der Soziologie, insbesondere der empirischen Sozialforschung ist es dabei, die Herausbildung jenes *Geistes- und Charaktertyps* zu beschreiben. Giddings faßt diesen Typ als eine Art „*Gattungsbewußtsein*“ (consciousness of kind) auf.³¹⁰

„Das soziale Bewußtsein ist ... nichts weiter als das Empfinden oder das Denken, das in demselben Moment in allen Individuen auftritt oder das sich in der Versammlung oder der Gemeinschaft von einem zum anderen fortpflanzt. Der soziale Geist ist die Erscheinung vieler individueller Geister in Wechselwirkung, die so aufeinander einwirken, daß sie gleichzeitig dieselbe Empfindung oder Gemütsregung spüren, zu demselben Urteil gelangen und vielleicht übereinstimmend handeln. Kurz, er ist die geistige Einheit vieler Individuen oder einer Menge.“³¹¹

³⁰³ Ebenda, S. 552 (Übersetzung: H. H.).

³⁰⁴ A. W. Small, The Meaning of Social Science, Chicago 1910, S. 242; vgl. dazu A. W. Small, The Future of Sociology, in: Publications of the American Sociological Society, 15, Chicago 1920, S. 193. – „Die Soziologie ist eine Wissenschaft, die immer einsatzbereit ist.“

³⁰⁵ F. H. Giddings, Die Prinzipien der Soziologie, Leipzig 1911, S. 327.

³⁰⁶ Ebenda, S. 380.

³⁰⁷ Ebenda.

³⁰⁸ Vgl. dazu F. H. Giddings, Further Inquiries of Sociology, in: Publications of the American Sociological Society, 15, 1920, S. 60.

³⁰⁹ Ebenda, S. 292 (Übersetzung: H. H.).

³¹⁰ Vgl. dazu F. H. Giddings, Inductive Sociology, Chicago 1901.

³¹¹ F. H. Giddings, Die Prinzipien der Soziologie, a. a. O., S. 121 f.

Empirisch dingfest machen läßt sich das „soziale Bewußtsein“ – so Giddings – am „*pluralistischen Verhalten*“:³¹² am gemeinsamen Verhalten von Individuen in einer stimulierenden Situation. „Pluralistisches Verhalten ist das Hauptthema der Psychologie der Gesellschaft, sonst Soziologie genannt, einer statistisch-methodischen Wissenschaft, die erstens das pluralistische Verhalten in Faktoren zerlegen und zweitens seine Genese, Integration, Differenzierung und Funktionstüchtigkeit erklären will ...“³¹³

An Giddings' Argumentations- und Verfahrensweise fällt dreierlei auf: der konsequente Austausch gesellschaftlicher Verhältnisse und gesellschaftlich vermittelten individuellen Handelns gegen „*kollektiv- und individualpsychologisch*“ beschreibbare „soziale Fakten“; der *positivistisch-behavioristische* Gegenstandsbezug; das Ansinnen, aus der *Addition* individueller „Verhaltensweisen“ das „*Ganze*“ des gesellschaftlichen Bewußtseins (das bei Giddings allerdings theoretisch unbegriffen bleibt) zu bekommen. Mit diesen drei Kennzeichen weist sich Giddings als wichtiger *Verbindungsmann* zwischen der Gründerzeit der amerikanischen Soziologie und deren systematischer „wertfreier“ Einverleibung in Ideologie und soziale Praxis des staatsmonopolistischen Herrschaftsapparates aus, wie sie einige Jahre später vor allem im Rahmen des puristischen, psychologistisch-behavioristischen Szientismus eines George Lundberg betrieben wird.³¹⁴

In den Arbeiten von Sumner, Ward, Small und Giddings geht es ständig um die (Hinter-)Grundfrage, ob gesellschaftliche Entwicklung und soziales Handeln (Verhalten) auf „*Natur*“ oder „*Kultur*“ (nature or nurture) zurückzuführen seien. In Auseinandersetzung mit den „Gründervätern“ kristallisieren sich zwei Argumentationsrichtungen heraus: die *biologistisch-instinkttheoretische Konzeption* (William McDougall, 1871-1938: *An Introduction to Social Psychology* 1908; *The Group Mind* 1927) und die *kulturpsychologische, kultursoziologische Verfahrensweise* (Edward A. Ross, 1866-1951: *Social Psychology* 1908; Pitirim A. Sorokin, 1889-1968: *Social and Cultural Dynamics* 1937/1941; William F. Ogburn, 1886-1958: *Social Change* 1922). McDougall, der nicht Amerikaner, sondern Engländer ist, hat zwar kurzfristig sehr großen Erfolg.³¹⁵ Gegen seine Instinktlehre setzt sich die kulturtheoretische Variante jedoch sehr schnell durch – vor allem ab dem Zeitpunkt, als der Bereich „Kultur“ in den ersten Entwürfen einer Handlungs- und Systemtheorie einen wesentlichen Stellenwert erhält.³¹⁶

Mit Beginn der zwanziger Jahre werden die Theorien der „Gründerväter“ zunehmend fragwürdiger und als Anknüpfungspunkte untauglicher. Der Grund hierfür liegt darin, daß infolge der Entwicklung der Zeitläufte im Rahmen der Comte-Spencer-Durkheim Tradition immer weniger der gesellschaftlichen Probleme verarbeitet werden können, die der Übergang des Kapitalismus in seine staatsmonopolistische Phase auch für bürgerliche Sozialwissenschaftler bringt: Auswirkungen wirtschaftlicher und staatlicher Macht; Urbanisierung; politische und ökonomische Lage der Bevölkerung; Arbeitslosigkeit; Intensivierung der sozialen Kämpfe. Die Qualität des heraufkommenden Staatsmonopolismus, dessen *realgesellschaftliche* Ursachen und Folgen wegen der *prinzipiellen* Kritiklosigkeit gegenüber dem Kapitalismus logischerweise nicht auf der Tages-[88]ordnung dieser bürgerlichen Sozialwissenschaftler stehen, drängt in zwei Richtungen. Sie fordert einerseits, die *unproblematisierte Comte-Spencer-Durkheim-Linie zu entdogmatisieren*, und andererseits, die *Ansätze zu einer systematischen empirischen Sozialforschung zügig auszubauen*. Letzteres kommt deshalb besonders schnell voran, weil hier auf wichtige Ergebnisse der innerwissenschaftlichen – philosophischen und erkenntnistheoretischen – Diskussion zurückgegriffen werden kann. Einen bedeutenden Part bei der weiteren Fundierung und dem Ausbau der empirischen Sozialforschung spielt dabei der *Pragmatismus*. In seinem Aufsatz „How to Make Our Ideas Clear“³¹⁷ hat Charles S. Peirce (1839-1914) diese Konzeption als *begriffs- und methodenkritische Basis* für eine (von ihm so verstandene) *positivistische Theorieklärung* ausformuliert. Pragmatismus ist nach Peirce die Methode, komplexe Begriffe und abstrakte

³¹² F. H. Giddings, *Studies in the Theory of Human Society*, New York 1926, S. 252.

³¹³ Ebenda (Übersetzung: H. H.).

³¹⁴ Vgl. dazu H.-J. Arndt, *Die Soziologie in den Vereinigten Staaten von Amerika*, in: A. Weber (Hrsg.), *Einführung in die Soziologie*, a. a. O., S. 417 ff.

³¹⁵ Vgl. dazu E. Fans, *Are Instincts Data or Hypotheses?*, in: *American Journal of Sociology*, 27, 1921, S. 250 ff.

³¹⁶ Vgl. dazu H. Holzer, *Kapitalismus als Abstraktum?*, a. a. O., S. 30 ff.

³¹⁷ Vgl. dazu Ch. S. Peirce, *How to Make Our Ideas Clear*, in: *The Popular Science Monthly*, 12.1.1878.

Konzepte klären zu können, indem man diese zu *Experimentalfaktoren* operationalisiert.³¹⁸ Einen ebenso großen Einfluß wie die Peircesche hat die Version des Pragmatismus, die vor allem William James (1842-1910; *A Pluralistic Universe* 1909) und John Dewey (1859-1952; *Democracy and Education* 1916) vertreten. Sie verstehen unter Pragmatismus eine *utilitaristisch-aktivistische* Orientierung, bei der es – bezogen auf sozialwissenschaftliche Arbeit – um den Aufweis von deren *gesellschaftlicher Nützlichkeit* geht.³¹⁹

Ausgehend von der Entmythologisierung überkommener Theoriemodelle einerseits, von der utilitaristisch-aktivistischen Dimension des Pragmatismus andererseits – beide Momente hat Thorstein B. Veblen (1857-1929) bereits 1889 in seinem Buch „*Theory of the Leisure Class*“ herausgestellt –, entwickelt sich die *empirische Sozialforschung* als ein *Hauptzweig* der Sozialwissenschaft. Ihr wichtigster Standplatz wird zunächst das *Department of Sociology* an der Universität von *Chicago*.³²⁰ 1915 wird Robert E. Park (1864-1944) Mitarbeiter des Departments. Er hat das erklärte Ziel, eine streng *positivistisch* fundierte Sozialforschung zu praktizieren, ein Ziel, das er vor allem mit der Unterstützung von Ernest W. Burgess (1886-1966) zu erreichen versucht.³²¹ Park und Burgess legen sowohl in ihrer „*Introduction to the Science of Sociology*“ (1924) wie in ihren *gemeinde- und stadtsoziologischen Untersuchungen* wesentliche Fundamente für eine *empirisch-analytische Forschungsperspektive*. Schon 1916 skizziert Park in dem Artikel „*The City, Suggestions for the Investigation of Human Behavior in the Urban Environment*“³²² die Umrisse des Chicagoer Forschungsprogramms. Er geht hierbei von einem *gleichgewichtstheoretischen* Modell von Gesellschaft aus.

[89] „Menschliche Gesellschaft ... vollzieht sich auf zwei Ebenen, der biotischen und der kulturellen. Es gibt die biotische Gesellschaft, basierend auf Wettbewerb, und die kulturelle Gesellschaft, basierend auf Kommunikation und Konsens.“³²³

Nach Park resultiert das gesellschaftliche Gleichgewicht aus der Balance zwischen dem Wettbewerb um die Lebenschancen in der *Arbeitsteilung* und dem Streben nach gemeinschaftlichem Handeln in der *sozialen Kommunikation*. Aufgabe der *empirischen Sozialforschung* ist es, die *soziale Kontrolle* und den *sozialen Wandel* zu beschreiben und zu erklären, die unter diesen Bedingungen auftreten. Das herausragende Beispiel, an dem sich eine solchermaßen ausgerichtete Sozialforschung versuchen kann, ist die „*Stadt*“, das Problem der Urbanisierung und ihrer sozialen Folgen.³²⁴ Park ist allerdings an Ergebnissen nur insoweit interessiert, als sie die (für ihn entscheidende und von ihm postulierte) Fähigkeit der Soziologie dokumentieren, „zu *Naturgesetzen* und *allgemeinen Aussagen* über die Menschen und ihre Gesellschaften zu gelangen, die *von Zeit und Ort unabhängig* sind“.³²⁵ Da Park annimmt, daß „die Gesellschaft ... offensichtlich nicht viel mehr als eine Anhäufung und Konstellation sozialer Atome (ist)“³²⁶ und daß soziale Kontrolle, sozialer Wandel und soziales Gleichgewicht am *äußeren Verhalten* der Individuen abgelesen werden können, glaubt er, mit Hilfe eines strikt *individualistischen Reiz-Reaktions-Schemas* zu jenen universellen, raum- und zeitunabhängigen Gesetzen zu kommen. Burgess versucht dann, Parks Überlegungen weiter zu operationalisieren, indem er die „*Stadt*“ als *ökologische Ordnung* interpretiert, die als *Addition* aus Bevölkerungsverteilung, Bodennutzung, beobachtbarer Wohn- und Verkehrslage, sichtbaren Lebensgewohnheiten und geäußerten Wertvorstellungen zu verstehen ist.³²⁷

³¹⁸ Vgl. dazu Ch. S. Peirce, *Collected Papers*, Cambridge 1960, S. 425.

³¹⁹ Vgl. dazu W. B. Gallie, *Peirce and Pragmatism*, New York 1966.

³²⁰ Vgl. dazu M. R. Stein, *The Eclipse of Community*, New York 1964 und J. Magde, *The Origins of Scientific Sociology*, New York 1962 (Kap. 4).

³²¹ Vgl. dazu P. J. Baker, *Die Lebensgeschichten von W. I. Thomas und R. E. Park*, in: W. Lepenies (Hrsg.), *Geschichte der Soziologie I*, S. 244 ff. 322.

³²² Vgl. dazu R. E. Park, *The City. Suggestions for the Investigation of Human Behavior in the Urban Environment*, in: *American Journal of Sociology*, 22, 1916, S. 17 ff., und R. E. Park, *Human Communities*, Glencoe 1952, S. 201.

³²³ R. E. Park, *Human Ecology*, in: *American Journal of Sociology*, 42, 1936, S. 13 (Übersetzung: H. H.).

³²⁴ Vgl. dazu E. C. Lindeman, *Urban Sociology*, Chicago 1930.

³²⁵ F. Jonas, *Geschichte der Soziologie I*, a. a. O., S. 280; vgl. dazu E. C. Lindeman, *Social Discovery*, Chicago 1924.

³²⁶ R. E. Park, *Human Communities*, a. a. O., S. 59 (Übersetzung: H. H.).

³²⁷ Vgl. dazu E. W. Burgess/R. E. Park/R. D. McKenzie, *The City*, New York 1925, und C. F. Schmid, *Generalizations Concerning the Ecology of the American City*, in: *American Sociological Review*, 15, 1950, S. 45 ff.

Wichtig an der Chicago-Schule, zu der neben Park und Burgess vor allem Ernest C. Lindeman, Carl R. Shaw, Howard D. McKay, Frederick M. Thrasher, William C. Reckless gehören,³²⁸ ist insbesondere dreierlei: Sie hat erstens Grundlagen geschaffen und umfangreiche Vorarbeiten geleistet, die – auf der Basis realgesellschaftlicher Interessen an social surveys³²⁹ – die *schnelle Durchsetzung* einer systematischen positivistischen Sozialforschung ermöglichen. Die Chicago-Schule hat zweitens eine Sozialforschung auf den Weg gebracht, die (gemessen auch an einem bürgerlichen Verständnis) zunehmend *theorielos* wird und ihre Untersuchungsgegenstände als „*naturgegebene*“, damit ihre konkret-gesellschaftliche Qualität als bejahende *Einzeltatbestände* nimmt: als beobachtbares individuelles Verhalten“ [90] ohne Bewußtsein und bestimmende Verhältnisse, aber gesteuert durch die raum- und zeitlose menschliche „Verhaltensnatur“. Die Chicago-Schule hat drittens eine intensive *Methodendiskussion* *angeregt*, die sich unter der Losung „Attitudes can be measured“³³⁰ organisiert. Zu erinnern ist hier an die Entstehung der *Skalentechnik* (Lewis Thurstone) und der *Soziometrie* (Jacob L. Moreno).³³¹

Das von Park und Burgess initiierte Unternehmen, die Sozialforschung in einen (strikt empirisch-analytisch orientierten, naturwissenschaftlichen Theorie- und Methodikidealen verpflichteten) *Erhebungs- und Auswertungsapparat* zu verwandeln, wird in den dreißiger und vierziger Jahren energisch ausgeweitet und fortentwickelt. „Das ‚piecemeal social engineering‘ (wird) geboren, die sozialwissenschaftliche Stückwerksarbeit. Es (entstehen) die großen Bestandsaufnahmen ... und die großen ‚Codifications‘, induzierende Stoffsammlungen ... Die behavioristischen Tests ... (bilden) ... den ... Schlußstein im Gebäude einer reinen wissenschaftlichen Methode, deren Ideal die Naturwissenschaften sind ... Mithilfe dieses Werkzeugkastens (besteht) dann die Sozialtechnik ihre eigentliche Feuerprobe in den Jahren nach der 1929er Depression ... In dieser Zeit (entsteht) der Clan der ‚Social Workers‘, technokratischer Sozialpfleger, die die ‚Codifications‘ in die Tat umsetzen (wollen) ...“³³² Beispielhaft sollen hier die Arbeiten erwähnt werden von Robert S. und Helen M. Lynd (Middletown 1929 und Middletown in Transition 1937), Walter J. Dickson/Fritz J. Roethlisberger (The Management and the Worker 1939 – die berühmte „Hawthorne-Studie“), Lloyd Warner (The Yankee City 1941), William F. Whyte (Street Corner Society 1943) und Samuel Stouffer (The American Soldier 1949). Wie ersichtlich, findet die Ausbreitung der empirischen Sozialforschung weitgehend im *gemeinde-, industrie- und militärsoziologischen Bereich* statt, in einem Bereich, der ab Mitte der dreißiger Jahre, insbesondere aber mit dem Rooseveltschen „New Deal“ und dem Beginn des zweiten Weltkriegs ins Zentrum sozialwissenschaftlicher Tätigkeit rückt. Ergänzt wird diese Entwicklung – vor allem während und nach Abschluß des Krieges – durch zunehmende Aktivitäten in der *Soziologie der Politik und Massenkommunikation* (Paul F. Lazarsfeld, Bernard Berelson, Hazel Gaudet, Elihu Katz), der *Gruppensoziologie* (Robert F. Bales) und der *experimentellen Sozialpsychologie* (Kurt Lewin, Leon Festinger, Carl I. Hovland).

Die Linie der empirischen Sozialforschung wird *methodologisch* untermauert durch die „naturwissenschaftlichen“ Puristen George A. Lundberg (1895-1966) und George C. Homans (geb. 1910[-1989]). Lund-[91]berg (Foundations of Sociology 1939, Social Research 1942) setzt die folgenden Kriterien fest, deren konsequente Realisierung die Soziologie (in Gestalt der empirischen Sozialforschung) zu einer „harten“ Wissenschaft macht³³³: a) die einzige Quelle für wissenschaftliche Erkenntnis ist die *sinnliche Wahrnehmung*. b) Die *einzig wissenschaftliche Methode* ist jene, die sich in der Anwendung auf *Erscheinungen physischer Natur* als erfolgreich gezeigt hat. c) Die *einzigsten Tatsachen*, die für wissenschaftliche Forschung geeignet sind, stellen „*Dinge*“ *im Sinne der Naturwissenschaften* dar; alle Tatsachen, mit denen sich der Soziologe beschäftigt, müssen daher als „*Naturtatsachen*“ behandelt

³²⁸ Vgl. dazu C. R. Shaw, The Jack Rollen, Chicago 1930; H. D. McKay, Delinquency Areas, Chicago 1929; F. M. Thrasher, The Gang, Chicago 1927; W. C. Reckless, Vice in Chicago, Chicago 1933.

³²⁹ Vgl. dazu Sh. M. Harrison, The Social Survey, New York 1931. – „soziale Umfragen“

³³⁰ L. Thurstone, Attitudes Can Be Measured, in: American Journal of Sociology, 33, 1928, S. 549 ff. – „Einstellungen können gemessen werden“

³³¹ Vgl. dazu J. L. Moreno, Who Shall Survive?, New York 1934.

³³² H.-J. Arndt, Die Soziologie in den Vereinigten Staaten von Amerika, a. a. O., S. 422 f.

³³³ Vgl. dazu G. A. Lundberg, Foundations of Sociology, New York 1939, S. 8 ff., 103 ff. und 133 ff.; vgl. dazu weiter E. K. Francis, Wissenschaftliche Grundlagen soziologischen Denkens, Bern – München ²1965, S. 15.

und auf „Naturtatsachen“ zurückgeführt werden. d) Der *einzigste Zweck* der Soziologie besteht darin, *allgemeine raum- und zeitunabhängige Gesetze* zu formulieren, die *Gleichförmigkeiten, Beziehungen und Abfolgen im Verhalten* der Individuen unter gegebenen Bedingungen festhalten und *Voraussagen* über künftiges Verhalten unter den nämlichen Bedingungen ermöglichen. Für Lundberg gilt demnach zweierlei.

Erstens: „Wenn man die Soziologie als Naturwissenschaft betrachtet, wird das menschliche soziale Verhalten in der gleichen objektiven Weise erforscht, mit der der Biologe einen Bienenstock, eine Termitenkolonie oder die Verfassung und das Funktionieren eines Organismus studiert.“³³⁴

Und *zweitens*: „Der Begriff ‚wissenschaftliches Gesetz‘ kann und soll in den Sozialwissenschaften genau das gleiche bedeuten wie in jeder anderen Wissenschaft.“³³⁵

Lundberg fixiert sich mit seinem Ansatz auf eine *stur sensualistische, gegenstandsinadäquate* Position – auf eine Position, die die spezifische Qualität *sozialen Handelns* und *gesellschaftlicher Verhältnisse*, damit die *Differenz* zwischen *Natur-* und *gesellschaftlichem* Gesetz nicht zuläßt.

Homans (The Human Group 1950, Social Behavior 1961) bleibt Lundbergs Methodologie treu. Er „*entgesellschaftlich*“ soziales Handeln und soziale Verhältnisse und versucht, den Gegenstand von Soziologie als *Naturtatsache*“ auszuweisen. Er glaubt, das dadurch zu bewerkstelligen, daß er diesen Gegenstand auf „*individuelles Verhalten*“ reduziert und die von ihm ausfindig gemachten „*elementaren Verhaltensweisen*“³³⁶ zu *anthropologischen Konstanten*, zu sozusagen *vor-sozialen Naturqualitäten* der Menschen schlechthin erklärt. Solche Qualitäten sieht Homans darin, daß die Menschen (angeblich) auf der Basis eines *Lust-Unlust-Mechanismus* sich „verhalten“ und (angeblich) allein daran interessiert sind, Gratifikationen [92] einzuheimsen und deren Gegenteil abzuwehren. Demnach sind die Interaktionen zwischen Individuen sowie zwischen Individuen und materieller Umwelt *Tauschvorgänge*, in denen Lust vermehrt und Unlust vermieden wird. „... die Interaktion zwischen Personen kann als Austausch von materiellen und nichtmateriellen Gütern betrachtet werden.“³³⁷

Mit der Definition von „individuellem Verhalten“ als Gratifikationsakkumulation und von „Interaktion“ als gratifikationsbescherendem Tausch³³⁸ meint Homans einen Gegenstandsbereich konstruiert zu haben, für den nun Gesetze, Verhaltensgesetze aufgestellt werden können, die – da sie sich auf „Naturtatbestände“ beziehen – genauso „wissenschaftlich“ sind wie die Gesetze der Naturwissenschaften. Für die Formulierung solcher Gesetze ist die *verhaltenstheoretische Psychologie* zuständig, die Homans als „natürliche Fortsetzung“³³⁹ und damit als Basis der Soziologie ansieht.

„... die allgemeinen erklärenden Prinzipien auch in der Soziologie sind nicht soziologisch, so wie es die Funktionalisten gern hätten, sondern psychologisch; es sind Aussagen über das Verhalten von Menschen, nicht über das Verhalten von Gesellschaften.“³⁴⁰

Daher „... bin ich ... davon überzeugt, daß ... diese verhaltenstheoretische Psychologie die Basis für alle Wissenschaften vom menschlichen Verhalten bildet ... das Problem, vermittelt behavioristischer Prinzipien das Wirken grundlegender sozialer Prozesse und deren Verflechtungen untereinander unter besonderen Umständen zu erklären und vorherzusagen, bildet das Kernstück der Sozialwissenschaften.“³⁴¹

³³⁴ G. A. Lundberg/C. C. Schrag/O. N. Larsen, Sociology, New York 1954, S. 5 (Übersetzung: H. H.).

³³⁵ G. A. Lundberg, Foundations ..., a. a. O., S. 133 (Übersetzung: H. H.).

³³⁶ G. C. Homans, Social Behavior: Its Elementary Forms, New York 1961, S. 2 ff.

³³⁷ G. C. Homans, Soziales Verhalten als Austausch, in: H. Hartmann (Hrsg.), Moderne amerikanische Soziologie, a. a. O., S. 173.

³³⁸ Vgl. dazu G. C. Homans, The Human Group, New York 1950, wo Homans den Tausch als Prozeß von Kleingruppen – basierend auf activity, interaction und sentiment der Gruppenmitglieder – entwickelt. Vgl. dazu P. M. Blau, Exchange and Power in Social Life, New York 1964.

³³⁹ G. C. Homans, Sentiments and Activities, Glencoe 1962, S. 48.

³⁴⁰ G. C. Homans, Bringing Men Back In, in: American Sociological Review, 29, 1964, S. 815 (Übersetzung – H. H.).

³⁴¹ G. C. Homans, Soziologische Theorie und Verhaltenstheorie, in: C. Mühlfeld/M. Schmid (Hrsg.), Soziologische Theorie, Hamburg 1974, S. 69 f. und 93.

Diese *Fixierung* auf „Verhalten“ und „behavioristische Psychologie“ und damit verbunden: die *Ausschaltung* des dialektischen Zusammenhangs von Bedürfnissen, Bewußtsein, Handeln, Naturbedingungen und gesellschaftlichen Verhältnissen als den *wesentlichen Analyseproblemen* zeigen das Hauptdilemma einer à la Homans und Lundberg aufgezümmten Sozialforschung. Sie zeigen nämlich deren *Unterwerfung unter sogenannte „exakt-(natur-)wissenschaftliche“ Standards* und die Verwandlung von sozialem Handeln und sozialen Verhältnissen in die *Lust-Unlust-, Lohn-Strafe-Reaktionen einer gesellschafts- und geschichtslosen menschlichen Verhaltensnatur*. Gegen solche Konsequenzen einer radikalisiert szientifischen, ihren Gegenstandsbereich durch ihre „naturwissenschaftliche“ Methodik freischwebend konstruierenden Sozialforschung werden auch in der bürgerlichen Soziologie sehr schnell *Widerstände* entwickelt. Diese führen einmal – man könnte sagen: unter *taktischen Gesichtspunkten* – [93] dazu, die von Homans und Lundberg hochgezogenen Forderungen zwar als *Programm* zu akzeptieren, praktisch aber auf die *flexiblere* Wissenschaftslogik des „*Kritischen Rationalismus*“ (Karl R. Popper: *Logik der Forschung* 1935; *The Logic of Scientific Discovery* 1959) zu setzen. Zum anderen bringen jene Widerstände gegen den rigorosen Sozialszientismus und seine Fixierung auf unbegriffene gesellschaftliche Erscheinungen die schon *prinzipieller* gemeinte Frage hervor, die Frage nämlich, ob dieser Szientismus, das Kleben an „*overten*“, an am „*Verhalten*“ direkt ablesbaren individuellen Reaktionen und die Abstinenz vor jeder bedürfnis-, bewußtseins- und verhältnistheoretischen Durchdringung der Analyseprobleme nicht den Gegenstands- und damit auch den „*Subjekt*“bereich der Sozialwissenschaften *verfehlen* müssen.

Die Frage nach den Konsequenzen einer verhaltenstheoretischen Gegenstandskonstitution und nach der „*Reichweite*“ einer „*naturwissenschaftlichen*“ Soziologie steht bereits im Zentrum der Debatte, die zu Beginn der zwanziger Jahre um J. B. Watsons Buch „*Psychology from the Standpoint of a Behaviorist*“ (1919) aufkommt. Die Diskussion sorgt nicht nur dafür, daß sich die Verhaltenskonzeption als theoretische Grundlage der empirischen Sozialforschung durchsetzt. Sie trägt auch dazu bei, die Herausbildung einer *Alternative* zur Verhaltenskonzeption zu beschleunigen: die Herausbildung der *Interaktionstheorie* und der auf ihr basierenden *Theorie des sozialen Handelns*. Die frühen Vertreter dieser neuen Theorieform führen daher sowohl einen Abwehrkampf gegen die Dominanz der Verhaltenstheorie wie eine äußerst aktive Kampagne für die Verankerung der Interaktionstheorie in den Sozialwissenschaften. Zu nennen sind hier insbesondere Charles H. Cooley (1864-1929), William Thomas (1863-1947) und George H. Mead (1863-1931), die mit Entschiedenheit die Kategorisierung sozialen Handelns als „*Verhalten*“ und die Ausklammerung des Vergesellschaftungsprozesses aus sozialwissenschaftlicher Theorie und Forschung zurückweisen. Cooley (*Human Nature and the Social Order* 1902; *Social Organization* 1909; *Social Process* 1918) entwirft als erster die Gegenposition zur Verhaltenskonzeption, indem er deren Ansatz beim *isolierten Individuum* als unsoziologisch entlarvt und zeigt, daß das Individuum als Ergebnis der „*Vergesellschaftung*“ zu betrachten ist. Cooley interpretiert das Individuum als „*looking-glass self*“³⁴² – als eine *Ich-Identität*, die aus der *Interaktion* mit anderen ihre *soziale Kontur* gewinnt. Cooleys Kernsatz ist: „*Selbst und Gesellschaft sind zwei Seiten einer Medaille.*“³⁴³

Denn: „*Gesellschaft existiert in meinem Bewußtsein als der [94] Kontakt und die reziproke Beeinflussung gewisser Vorstellungen, die mit ‚Ich‘, Thomas, Henry, Susan, Bridget etc. benannt werden.*“³⁴⁴

In ähnlicher Weise hat das übrigens auch Marx formuliert: „*Da (der Mensch) weder mit einem Spiegel auf die Welt kommt noch als Fichtescher Philosoph: Ich bin ich, bespiegelt sich der Mensch zuerst in einem andren Menschen. Erst durch die Beziehung auf den Menschen Paul als seinesgleichen bezieht sich der Mensch Peter auf sich selbst als Mensch.*“³⁴⁵ Im Gegensatz zu Marx identifiziert Cooley allerdings die Person mit ihrem Selbstbewußtsein und sondert letzteres in idealistischer Art von den Tätigkeitsformen, Interaktionsbedingungen und deren institutionellen Ergebnissen ab. Das kritisiert

³⁴² Vgl. dazu Ch. H. Cooley, *Human Nature and the Social Order*, in: R. C. Angell (Hrsg.), *The Two Major Works of Charles H. Cooley*, Glencoe 1956, S. 184.

³⁴³ Ch. H. Cooley, *Social Organization*, in: R. C. Angell (Hrsg.), *The Two Major Works ...*, S. 5.

³⁴⁴ Ch. H. Cooley, *Human Nature and the Social Order*, S. 119.

³⁴⁵ Marx, *Das Kapital*. Erster Band, in: MEW, Bd. 23, a. a. O., S. 67.

teilweise Mead, wenn er feststellt, daß nach Cooleys Auffassung „jede soziale Interaktion auf den Vorstellungen der darin einbezogenen Individuen beruht und unter der Bedingung der direkten und bewußten wechselseitigen Beeinflussung dieser Individuen im sozialen Erfahrungsprozeß vonstatten geht. Cooleys Sozialpsychologie ... ist daher unvermeidlich introspektiv; seine psychologische Methode schließt den totalen Solipsismus ein: Gesellschaft existiert nur im Bewußtsein der Individuen; und der Begriff des Selbst, der angeblich sozial sein soll, ist ein Produkt der Vorstellung.“³⁴⁶

Anknüpfend an diese Kritik versuchen W. Thomas und Florian Znaniecki, Cooleys interaktionstheoretische Überlegungen in empirische Studien umzusetzen. Das wichtigste Resultat dieser Anstrengung sind die Forschungsarbeiten zum Thema „The Polish Peasant in Europe and in America“, die Thomas/Znaniecki zwischen 1918 und 1922 veröffentlichen. Mead selber konzentriert sich auf eine grundlegende Verbesserung und Ausweitung der Cooleyschen Thesen. 1934 präsentiert er in seinem Buch „Mind, Self, and Society“ dann eine *Theorie der Intersubjektivität und Interaktion*, die bis zum aktuellen Stand der Soziologie-Entwicklung ihre Bedeutung erhalten und wesentlich zur Konstituierung der Theorie des sozialen Handelns, der Bedürfnisse und Motivationen beigetragen hat. In „Mind, Self, and Society“ arbeitet Mead heraus, daß gesellschaftliche Verhältnisse und soziales Handeln unter dem Aspekt des *sich entfaltenden menschlichen Selbstbewußtseins und dessen symbolischer Vermittlung*, über die gesellschaftliche Verhältnisse und soziales Handeln organisiert sind, zu analysieren sind.³⁴⁷

„Der einzelne erfährt sich nicht direkt, sondern nur indirekt – aus der besonderen Sicht anderer Mitglieder der gleichen gesellschaftlichen Gruppe oder aus der verallgemeinerten Sicht der gesellschaftlichen Gruppe als Ganzer, zu der er gehört. Denn er bringt die eigene Er-[95]fahrung als einer Identität oder Persönlichkeit nicht direkt oder unmittelbar ins Spiel, nicht indem er für sich selbst zu einem Subjekt wird, sondern nur insoweit, als er zuerst zu einem Objekt für sich selbst wird, genau wie andere Individuen für ihn oder in seiner Erfahrung Objekte sind; er wird für sich selbst nur zum Objekt, indem er die Haltungen anderer Individuen gegenüber sich selbst innerhalb einer gesellschaftlichen Umwelt oder eines Erfahrungs- und Verhaltenskontextes einnimmt, in der er ebenso wie die anderen eingeschaltet ist. Die Bedeutung der ‚Kommunikation‘ liegt in der Tatsache, daß sie eine Verhaltensweise erzeugt, in der der Organismus oder das Individuum für sich selbst ein Objekt werden kann. Diese Kommunikation diskutieren wir – nicht das Glucksen der Henne gegenüber ihren Küken ..., sondern Kommunikation im Sinne signifikanter Symbole, eine Kommunikation, die nicht nur an andere, sondern auch an das Subjekt selbst gerichtet ist.“³⁴⁸

Auf der Basis der Meadschen Konzeption bildet sich in der amerikanischen (und später auch westeuropäischen) Soziologie ein breites Argumentations- und Forschungsspektrum heraus, das insbesondere der Verhaltenstheorie Paroli zu bieten versucht und sich dabei als ein wichtiger Bereich in der Theorie- und Empiriediskussion durchsetzt. Die bedeutendsten Sektoren dieses Bereichs sind der *Symbolische Interaktionismus* und die *Ethnomethodologie*. Für *beide* Theorieformen gilt, daß sich ihr Hauptinteresse auf die Analyse sozialen Handelns in der Perspektive *des angewandten Alltagswissens*, der darin vermittelten *interaktiven Sinnkonstitution* und der dabei *realisierten Motivations- und Interaktionskompetenzen* richtet.

Zur Entwicklung, Ausformulierung und Anwendung des Symbolischen Interaktionismus tragen vor allem Herbert Blumer (Symbolic Interactionism 1969), Ervin Goffman (The Presentation of Self in Every Day Life 1959), Arnold M. Rose (Human Behavior and Social Process 1962), Anselm L. Strauss (Spiegel und Masken 1968) sowie Peter L. Berger und Thomas Luckmann (Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit 1969) bei.

„Die Mitglieder der Gruppe stimmen im wesentlichen ... mit der Theorie *Meads* überein, daß das Individuum im Laufe seiner Erfahrung mit sozialen Symbolen ein Selbstverständnis (self) erwirbt, das wesentlich durch die Interpretationen beeinflusst wird, die dieses Individuum anderen in bezug

³⁴⁶ G. H. Mead, Mind, Self, and Society, Chicago 1934, S. 224 (Übersetzung: H. H.).

³⁴⁷ Vgl. dazu H. Blumen, Sociological Implications of the Thought of G. H. Mead, in: American Journal of Sociology, 71, 1966; J. Habermas, Theorie des kommunikativen Handelns II, a. a. O., S. 11 ff.

³⁴⁸ H. Mead, Geist, Identität und Gesellschaft, Frankfurt am Main 1968, S. 180 f.

auf sich selbst zuschreibt. Das Selbst ist also eine ‚soziale Struktur‘ (*G. H. Mead*) oder, wie Cooley schon früher formuliert (hat), ein *looking-glass self*, ein Spiegel-Ich ... Das Selbst ist jedoch keine ausschließlich soziale Größe, sondern eher [96] als Produkt zweier Faktoren vorzustellen und zwar einer eigentlich sozialen Komponente, *me* genannt, und eines eher persönlichen Faktors, den *Mead* das *I* nennt. Das *me* repräsentiert meine Vorstellung dessen, wie andere „mich“ sehen, vor allem, wie ich *mich* nach meiner Interpretation ihrer Erwartungen verhalten habe; das *me* ließe sich vielleicht auch als die subjektive Seite der sozialen Rolle bezeichnen. Daneben wird dem Selbst eine persönliche Komponente zugesprochen, das ‚Ich‘. In diesem Ich begegnet uns die zweite handelnde Instanz im Individuum, die auf die Anregung symbolischer Reize reagiert. Dieses Ich besitzt eine impulsive Qualität. Seine Spontaneität kann durch das *me*, durch sozial inspirierte Disziplin gezügelt werden; teilweise Kontrolle ist sogar die Regel ...

Das von *Mead* entworfene Bild gestaltet sich nun insofern noch komplexer, als er dieses Selbst, bestehend aus *me* und *I* in Auseinandersetzung sieht mit dem *mind*, als der reflexiven Intelligenz des Menschen. Dem *mind* wird das *self* zum Objekt, er bildet ein Zentrum gesteigerter Bewußtheit, in dem beispielsweise die Auseinandersetzung zwischen persönlichen und sozialen Faktoren nicht aus direkter Betroffenheit verfolgt wird, sondern aus distanzierter Reflexion. Dementsprechend unterscheidet die Schule des *symbolic interactionism* also zwischen Interaktion auf drei verschiedenen Ebenen: zwischen Individuum und sozialen Personen/Symbolen, zwischen *mind* und *self*, und zwischen dem *I* und dem *me*.³⁴⁹

Die Ethnomethodologen – hier sind insbesondere Harold Garfinkel (*Studies in Ethnomethodology* 1967), Aaron Cicourel (*Sprache in der sozialen Interaktion* 1975) und die Gruppe um Don H. Zimmerman (siehe dazu E. Weingarten/J. Schenkein, *Ethnomethodologie* 1976) zu nennen – beziehen sich ebenfalls auf die Meadsche Konzeption sowie auf die Phänomenologie von Alfred Schütz (1899-1959). Im Gegensatz zu den (symbolischen) Interaktionisten vertreten sie jedoch eine eminent *alltagspraktische*, auf die *Herstellung alltäglicher sozialer „Arrangements“* gerichtete Analyse- und Untersuchungsform.

„... uns beschäftigt, wie die Gesellschaft zusammengefügt wird; das Wie-es-gemacht-wird; das Wie-es-zu-machen-ist; die sozialen Strukturen der Alltagshandlungen. Ich möchte sagen, wir machen Untersuchungen darüber, wie die Menschen als Teilnehmer alltäglicher Arrangements die Merkmale dieser Arrangements verwenden, um für die Mitglieder die erkennbar organisierten Eigenschaften dieser Arrangements geschehen zu lassen.“³⁵⁰

Oder in anderen Worten: „Ich verwende den Begriff Ethnomethodologie, um auf verschiedene Vorgehensweisen, Methoden, Ergeb-[97]nisse, Risiken und Irrwitzigkeiten zu verweisen, mit denen das Studium der rationalen Eigenschaften praktischer Handlungen als kontingente, fortlaufende Hervorbringungen der organisierten kunstvollen Praktiken des Alltags festgelegt und durchgeführt werden kann.“³⁵¹

Zu betonen ist, daß die symbolisch-interaktionistische wie die ethnomethodologische Handlungs- und Intersubjektivitätskonzeption das Thema „Soziales Handeln“ in einem *grundsätzlichen* Sinn adäquater und perspektivreicher *aufnimmt*, als es der Verhaltenstheorie je gelingen kann. Festzuhalten ist aber auch: Einerseits bleibt diese Konzeption – gemessen an der *historisch-konkreten* Qualität, in der soziales Handeln realiter allein in Erscheinung tritt – *abstrakt* und auf einige *stoffliche* Charakteristika der menschlichen „*Handlungsnatur*“ gerichtet. Andererseits wird besagte Handlungsnatur und damit das, was bei den Interaktionisten und Ethnomethodologen „*Vergesellschaftung*“ heißt, in *Interaktionen*

³⁴⁹ H. Hartmann, Stand und Entwicklung der amerikanischen Soziologie, in: H. Hartmann (Hrsg.), *Moderne amerikanische Soziologie*, a. a. O., S. 62 f.

³⁵⁰ H. Garfinkel, in: R. J. Hill/K. S. Crittenden, *Proceedings of the Purdue Symposium on Ethnomethodology*, Lafayette 1968, S. 12 (Übersetzung: H. H.).

³⁵¹ H. Garfinkel, *Remarks on Ethnomethodology* in: J. Gumperz/P. Hymes (Hrsg.), *Directions in Sociolinguistics*, New York 1972, S. 309 (Übersetzung: H. H.); vgl. dazu N. C. Mullins, *Ethnomethodologie: Das Spezialgebiet, das aus der Kälte kam*, in: W. Lepenies, *Geschichte der Soziologie* 2, a. a. O., S. 597 ff.

und intersubjektive symbolische Vermittlungen zwischen den Individuen aufgelöst. Beide Implikationen zeigen klar die *Einschränkungen*, die insgesamt für die Interaktions- und Intersubjektivitätstheorie gelten. „Das Konzept der interaktiv konstituierten Wirklichkeit hat dort seine Grenzen, wo es um die Bildung und Aufhebung gesellschaftlicher Strukturen geht. Man kann in der Tat versuchen, Struktur-bildungen und Strukturveränderungen auf der Ebene der Interaktion von Individuen und Gruppen, die unter gegebenen kommunikativen Bedingungen zustandekommen, mithilfe des Konzeptes der Handlungsübertragung zu klären, gewinnt dabei aber nur Einsichten in diejenigen alltagsweltlichen Zusammenhänge menschlicher Tätigkeit, welche eben sozial geteiltes und verteiltes Wissen einschließen und unter vorauszusetzenden Bedingungen der Kommunikationsmöglichkeit verwirklicht werden ... (Damit werden) lediglich charakteristische Formen des Ausdrucks und der Verwirklichung konstitutiver gesellschaftlicher Praxisverhältnisse getroffen. Mit diesen konstitutiven Verhältnissen gesellschaftlicher Praxis ist keine ‚höhere‘ oder auch ‚tiefere‘ Ebene sozialer Wirklichkeit gemeint, sondern die Struktur des Gesamtkomplexes gesellschaftlicher Praxis, deren Realisierung *auch* sinnhaft konstituierte Interaktion einschließt, die aber selbst sich unter anderen Bedingungen konstituiert.“³⁵² Das heißt, jener Interaktions- und Intersubjektivitätstheorie fehlt das entscheidende Moment: Ihr geht die Möglichkeit ab, soziales Handeln zu begreifen als *tätigkeits- und arbeitsgebundenen Prozeß der Vergegenständlichung von Zwecken, der Bearbeitung und Aneignung natürlicher Bedingungen* [98] sowie der *Erzeugung einer gegenständlichen und sozialen Welt*, die selbst wiederum die sich entwickelnde Form für jenen Tätigkeits- und Arbeitsprozeß ist. Genau in diesem Manko ist der (bis heute immer wieder monierte) Tatbestand begründet, daß die Interaktions- und Intersubjektivitätskonzeptionen weder ein *Gesellschafts-* noch ein *Geschichtsverständnis* hervorbringen und mit ihren Handlungsanalysen verbinden können. „Die Interaktionstheorie basiert auf einer idealistischen Vorstellung von Gesellschaft. Diese gilt ihr allererst nicht als materieller Lebenszusammenhang der gesellschaftlichen Individuen, sondern vielmehr als Verbund ideeller Normen und Werte. Ihnen habe sich das zunächst ungesellschaftlich gedachte Individuum zu adaptieren. Es tue dies durch die Übernahme von Rollen.“³⁵³ Die Interaktionisten und Ethnomethodologen halten ihren „Idealismus“ aber durchweg für unproblematisch. Sie meinen, einerseits seien ihre Analysen interindividuellen Handelns und symbolisch-kommunikativer Vermittlung *ohne Rückkopplung* an gesellschafts- und geschichtstheoretische Überlegungen möglich und andererseits könnten auch gesellschaftliche Strukturen und historische Verläufe *allein* mit handlungs- und subjekttheoretischen Kategorien gefaßt werden. Wenn also – wie vorhin geschehen – eingeräumt werden muß, daß die Interaktions- und Intersubjektivitätstheorien das Thema „Soziales Handeln“ adäquater *aufnehmen*, als das eine verhaltenstheoretische Konzeption kann, muß dabei jedoch ebenfalls herausgestellt werden: Aufgrund ihrer „gesellschafts- und geschichtslosen“ Beschaffenheit können jene Theorien diesen Vorteil nicht nutzen. Im Gegenteil – sie rutschen ständig auf das Niveau von *Verschleierungsideologien* ab.

Provoziert von ähnlichen Problemen der Gegenstandsbestimmung und Methodologie, entwickelt sich ein weiterer, bis heute durchgehaltener Theoriestrang: die *funktionalistische Systemtheorie*. Ein wesentlicher Ausgangspunkt für die Konzeptualisierung der Systemtheorie ist die *Kritik* an der Verhaltens- und Interaktionstheorie: an deren Reduktion sozialen Handelns und gesellschaftlicher Verhältnisse auf individuelles Verhalten oder interaktive Beziehungen. Obwohl die Kritik zweifellos an den entscheidenden Mängeln der Verhaltens- und Interaktionskonzeptionen ansetzt, haben die Systemtheoretiker nie eine klare und eindeutige Distanzierung gegenüber diesen Konzeptionen vorgenommen. Zwar gehen die Systemtheoretiker zu Recht gegen die Falschheiten und Verkürzungen der Verhaltens- und Interaktionstheorien an, sind aber nicht imstande, die Umdeutung sozialen Handelns in Verhalten und die Auflösung gesellschaftlicher, damit vor allem institutioneller und organisierter Ver-[99]hältnisse zu interindividuellen Beziehungen *prinzipiell* zu kritisieren. Das resultiert insbesondere daraus, daß die Systemtheoretiker, wenn sie sich als *Erfahrungswissenschaftler* verstehen, auf die Standards der Verhaltenstheorie setzen und ihre systemtheoretische Begrifflichkeit nie

³⁵² K. H. Tjaden, Zur historisch-materialistischen Entwicklungstheorie in: M. R. Lepsius (Hrsg.), Zwischenbilanz der Soziologie, Stuttgart 1976, S. 75.

³⁵³ W. D. Hund/B. Kirchhoff-Hund, Soziologie der Kommunikation, Reinbek bei Hamburg 1980, S. 84.

konsequent auf die *Verbindung* der Theorie sozialer Systeme mit der Theorie sozialen Handelns richten. Auf den wichtigsten Vertreter der Systemtheorie – Talcott Parsons – ist bereits ausführlich eingegangen worden (siehe dazu den Abschnitt „Talcott Parsons“). Parsons schließt mit seinen systemtheoretischen Entwürfen an die Arbeiten von Durkheim und Weber, den *anthropologischen Funktionalismus* (Bronislaw Malinowski, A.-R. Radcliffe-Brown, Ralph Linton) und die *Psychoanalyse* Sigmund Freuds an. Bis zum Ende der sechziger Jahre bleibt Parsons der Papst in der Systemtheorie-Szene – trotz einiger Attacken, die unter methodologischem Banner vor allem von Homans (Bringing Men Back In 1962) und Robert K. Merton (Social Theory und Social Structure 1957 und das dort formulierte Plädoyer für „Theorien mittlerer Reichweite“) vorgetragen werden. Tiefergehende Erschütterungen der Parsonsen Position greifen erst Platz, als sich eine breite Gruppe von Autoren mit Parsons' Systemkonzeption auseinandersetzt. Zu nennen sind hier Walter Buckley (Sociology and Modern Systems Theory 1967), David Easton (A Systems Analysis of Political Life 1967), Karl W. Deutsch (The Nerves of Government 1966) und Amitai Etzioni (The Active Society 1968). Diese wenden sich gegen Parsons' hochabstraktes Kategoriensystem, gegen seine gleichgewichtstheoretische Betrachtung des sozialen Systems „Gesellschaft“, gegen seine Hypostasierung der normativen Ordnung des Systems als einzig konstituierendem Moment und gegen den undynamischen und konfliktlosen Charakter seiner gesamten Theorie. Konzentriert richtet sich die Kritik insbesondere gegen zweierlei: einerseits gegen Parsons' Vernachlässigung des Tatbestandes, daß Systemprozesse als Prozesse der *dynamischen Anpassung* an die natürliche und gesellschaftliche Systemumwelt zu thematisieren sind; andererseits gegen Parsons' Vernachlässigung des Tatbestandes, daß die Anpassungsprozesse eines gesellschaftlichen Systems an die präzise Ausarbeitung von dessen *Entscheidungs- und Steuerungsqualität* rückgebunden werden müssen. Die Antwort auf die beiden Probleme wollen die Systemtheorien von Buckley, Easton, Deutsch und Etzioni geben, die unter dem Etikett „Theorien des umweltoffenen, komplex-adaptiven Sozialsystems“ firmieren.

„Moderne Systemanalyse unterstellt, daß ein sozio-kulturelles System mit einem hohen Adaptionspotential, oder einem hohen Integrationsgrad, wie wir es nennen können, ein optimales Niveau an Stabilität und Flexibilität hat: eine relative Stabilität der sozialpsychologischen Fundamente der interpersonalen Beziehungen und der kulturellen Bedeutungen und Wertehierarchien, die die Gruppenmitglieder in einem universellen Diskurs zusammenhalten, und zu gleicher Zeit eine Flexibilität der strukturellen Beziehungen, gekennzeichnet durch das Fehlen starker Barrieren gegen Wandel, dazu eine bestimmte Fähigkeit zur Reorganisation vorhandener institutioneller Struktur, sollten es die Herausforderungen der Umwelt oder intern entstehenden Bedingungen verlangen. Ein zentrales Merkmal des komplexen adaptiven Systems ist seine Kapazität zur Erhaltung seiner Struktur oder zu dessen, möglicherweise auch grundlegender Veränderung.“³⁵⁴

In solchen Systemtheorien werden gesellschaftliche Systeme als sogenannte *umweltbezogene Einheiten* betrachtet, die auf Basis der von ihnen geleisteten Anpassung an ihre inneren und äußeren Bedingungen existieren und sich entwickeln. Die Systemleistung wird als spezifische Konstellation von *Entscheidungs-, Informations-, Steuerungs- und Antriebspotentialen* gefaßt.

„Das Modell des dynamischen Systems bestreitet, daß das soziokulturelle System adäquat als vorprogrammierte Maschine charakterisiert werden kann; der Hinweis auf komplexe adaptive Organisationen unterstellt vielmehr das Hervorbringen von Alternativen, die während des Entwicklungsprozesses (des Systems) kontinuierlich durch Entscheidungen fällende Einheiten ausgewählt werden.“³⁵⁵

Die zentrale These dieser Systemtheorien ist also, daß ein gesellschaftliches System nur bestehen und sich entfalten kann, wenn es eine *Entscheidungs- und Steuerungskapazität* hat, die gleichsam als „Subjekt“ des Systems fungiert und dessen Prozesse organisiert. Als eine solche Kapazität wird das „Politische (Sub-)System“ eines gesellschaftlichen Systems interpretiert und dadurch zu dessen Entscheidungs- und Steuerungsinstanz, zu dessen Instanz „gesellschaftlicher Führung“³⁵⁶ gemacht.

³⁵⁴ W. Buckley, Sociology and Modern Systems Theory, a. a. O., S. 206.

³⁵⁵ Ebenda, S. 159.

³⁵⁶ A. Etzioni, Mobilisation as a Macro-sociological Concept, in: British Journal of Sociology, 3, 1966, S. 244.

„Politik ist ein Entscheidungsinstrumentarium, mit dem soziale Verpflichtungen hergestellt, aufrecht-erhalten oder verändert werden können.“³⁵⁷

Oder: „Politische Prozesse ... haben zwei gesellschaftliche Funktionen: die Vereinheitlichung der gesellschaftlichen Teilbereiche zu einer sozialen Einheit und die Ausrüstung des gesellschaftlichen Handelns auf die Verwirklichung gesellschaftlicher Werte ...“³⁵⁸

Oder: Das Subsystem „Politik“ hat die Funktionen: „1. Die [101] autoritative Spezifikation der Systemziele. 2. Die autoritative Mobilisierung von Ressourcen, um Ziele zu erreichen. 3. Die Integration des Systems. 4. Die Kalkulation von Kosten und die Durchsetzung von Werten.“³⁵⁹

Das Subsystem „Politik“ erhält hier demnach den Status des *dominierenden* Teilbereichs in einem gesellschaftlichen System. Es wird zur Instanz der *Systemnormierung* und *Systemintegration* erklärt – *kybernetisch* gesprochen: zum *Regler*, der den Soll-Wert setzt und ihn im gesellschaftlichen System – verstanden als *Regelstrecke* – unter Ausschaltung von *Störgrößen* zu realisieren versucht.

Im *Prinzip* führen die Anstrengungen der kybernetischen Systemtheoretiker über Parsons' Bemühungen nicht hinaus, deren ideologische Schwachstellen allerdings etwas ausgebessert werden. Auch im kybernetischen Entwurf wird „Gesellschaft“ in ein Maschinensystem transformiert und mittels eines Funktionsprogramms eben als System“ aufrechterhalten. Anders als bei Parsons vollzieht sich das jedoch nicht per „invisible hand“ [unsichtbare Hand], sondern mit Hilfe eines „Reglers“, des Subsystems „Politik“, ohne den ein Regelkreis kein solcher ist. Das „Politische (Sub-)System“ wird dabei als das *Zentrum* stilisiert, über das die Normierungen, Entscheidungen und Steuerungen des gesellschaftlichen Gesamtsystems laufen. Das „Politische (Sub-)System“ erscheint so nicht nur als das dirigierende Subjekt dieses Gesamtsystems; die Interpretation des Sektors „Politik“ stellt zudem die getreuliche Reproduktion der *Ideologie* vom frei waltenden, die Gesellschaft organisierenden *Staat* dar, der, da er sich stets aufs große Ganze bezieht, auch bei den Systemkybernetikern als *Wohlfahrtsstaat* präsentiert wird. Die kybernetische Systemtheorie, die mit Recht als adäquate ideologische Übermalung des Staatsmonopolismus und seiner imperialistischen Gelüste zu qualifizieren ist, bringt somit zweierlei zum Zuge: Sie gibt einerseits der für den Staatsmonopolismus wichtigen *Ideologie* ein „wissenschaftliches“ Fundament, daß eine allen zugute kommende Organisation gesellschaftlichen Lebens nur mit einem starken, autonom handelnden, „wehrhalten“ *Staat* möglich ist. Und sie bringt andererseits – wenn man diese Ideologie sozusagen rückwärts liest – die *ideologische Kompensation* des Tatbestands zum Vorschein, daß sich der Staat im Staatsmonopolismus durchaus *nicht* der ökonomischen Anarchie und dem Klassenantagonismus entziehen kann, sondern nach wie vor als herrschafts- und ideologievermittelnde Instanz der *Kapitalordnung* fungiert. In jüngster Zeit hat die kybernetische Systemtheorie allerdings viel von ihrem Renommee eingebüßt: Die tiefgreifende Krise [102] des Kapitalismus/Imperialismus stellt eine unübersehbare „praktische Falsifikation“ der Doktrin von der steuerbaren, politisch „machbaren“ System- und Harmoniequalität des Kapitalismus und damit eine ebensolche Falsifikation wesentlicher kybernetisch-systemtheoretischer Grundannahmen dar.

Dennoch hat die (kybernetische) Systemtheorie bis heute eine festverankerte Position in der Soziologie der USA. Ihre Auswirkung auf die Entwicklungen der Disziplin in Westeuropa und Japan ist nach wie vor beträchtlich. Das hängt vor allem damit zusammen, daß der im Rahmen der Systemtheorie vonstatten gehende Ausbau einer *evolutionstheoretischen Linie* (Wilbur E. Moore, Samuel N. Eisenstadt) und die Anwendung systemtheoretischer Konzepte auch im *mikrosoziologischen Bereich* (Robert F. Bales, Herbert A. Simon) offensichtlich „attraktive“ Perspektiven eröffnen.

Die bisher gegebene Skizze der US-amerikanischen Soziologie-Geschichte kann selbstverständlich nicht beanspruchen, *sämtliche* Meilensteine dieser Geschichte zusammengetragen zu haben. So sind beispielsweise die folgenden Punkte nicht weiter verfolgt worden: die soziologie-kritischen Arbeiten von Gunnar Myrdal (An American Dilemma 1944) und C. Wright Mills (The Power Elite 1956, The Sociological Imagination 1959); die Auswirkungen der liberal-konservativen Gesellschaftsmodelle von David Riesman (The Lonely Crowd 1950), John K. Galbraith (The New Industrial State 1967)

³⁵⁷ K. W. Deutsch, The Nerves of Government, a. a. O., S. 243 (Übersetzung: H. H.).

³⁵⁸ A. Etzioni, The Active Society, a. a. O., S. 76 (Übersetzung: H. H.).

³⁵⁹ W. C. Mitchell, The American Politic, New York 1962, S. 7.

und Daniel Bell (The End of Ideology 1960); die konflikt- und schichttheoretischen Attacken von Lewis A. Coser (The Functions of Social Conflicts 1956) und Gerhard Lenksi (Power and Privilege 1966) gegen systemtheoretische Gesellschaftsanalysen; die radikalliberale Soziologie- und Gesellschaftskritik von Alvin W. Gouldner (The Coming Crisis of Western Sociology 1970); und die teils kultur- und technikkritische, teils gezielt antimarxistische Gesellschaftsanalyse und Gesellschaftstherapie von Herbert Marcuse (The One Dimensional Man 1961). Daß die Anstöße, die von diesen Autoren und ihren Werken ausgehen, beträchtliche Wirkungen auf die Soziologie der USA gezeitigt haben, ist bekannt. Ebenso bekannt ist aber auch, daß es gerade der wissenschaftlich und wissenschaftspolitisch fortschrittlichen Gruppe jener Autoren (Myrdal, Mills, Gouldner, teilweise Marcuse) nicht gelungen ist, die Soziologie-Entwicklung in den USA tatsächlich *tonangebend* zu beeinflussen. [103]

Frankreich, Großbritannien

Die Entwicklung der Soziologie in *Frankreich*³⁶⁰ ist bis in die vierziger Jahre des 20. Jahrhunderts nachhaltig durch die Arbeiten und die wissenschaftspolitische Position Durkheims geprägt worden. Aufgrund seiner festverankerten Stellung und der anerkannten Qualität seines soziologischen Werkes läßt er (bürgerlich-)wissenschaftliche Gegner nicht über den Status von *Außenseitern*, Mitstreiter und Schüler nicht über den *Nachvollzug* seiner Argumente hinauskommen. Gegner gibt es bereits zu Durkheims Lebzeiten. Zu nennen sind hier zunächst die Nicht-Soziologen Henni Bergson (1859-1941) und Georges Sorel (1847-1922), die mit irrationalistischen Lebens- und Gemeinschaftsphilosophien das „Weltanschauungsbedürfnis“ jener Bourgeoisie-Fraktion bedienen, die mit der Expansion, Akkumulationsgeschwindigkeit und Rationalisierung des Kapitalismus nicht Schritt halten kann. Ihr sollen Bergsons „*élan vital*“ (L'évolution créatrice 1907) und Sorels *Mythos der Gemeinschaftsseele* (Le procès de Socrate 1889; Réflexions sur la violence 1908) die verlorengegangenen oder nicht erreichten Privilegien der bürgerlichen Gesellschaft ersetzen: Zu erinnern ist weiter an Gabriel Tarde (1843-1904) und Gustave Le Bon (1841-1931). Tarde will der Soziologie eine *atomistisch-individual-psychologische* (Les lois de l'imitation 1890), Le Bon will ihr eine *spekulativ-massenpsychologische Basis* (Psychologie des foules 1895) geben. Dazu kommt noch Lucien Lévy-Bruhl (1857-1939), der Durkheim allerdings nicht nur kritisiert, sondern auch vor allem dessen ethnologische Arbeiten fortsetzt (La mentalité primitive 1922; L'âme primitive 1927).

Neben diesen Anti-Durkheim-Richtungen gibt es zwei Soziologenschulen, die sich unabhängig von der Durkheimschen Position herausbilden: die *biologische* und die *katholische* Schule. Erstere wird von Alfred Espinas (1844-1922) gegründet und von René Worms (1867-1926; Organisme et société 1896), Alfred Fouillée (1838-1912; L'évolutionisme des idées-forces 1890), Émile Waxweiler (1867-1916; Esquisse d'une sociologie 1906) und Guillaume de Greef (1842-1924; Structure générale des sociétés 1908) fortgeführt (Waxweiler und de Greef arbeiten in Belgien). Die katholische Schule geht auf P. G. Frédéric Le Play (1806-1882) und dessen Sozialerhebungen zurück. Diese werden von seinen Schülern zur *soziographischen Methode* weiterentwickelt (Victor Laponce 1854-1936; Paul Descamps 1872-1938; Joseph Wilbois 1874-1952). Eine Gruppe dieser Schule konzentriert sich Ende der zwanziger Jahre auf eine sehr [104] spezielle Kritik der Durkheimschen Religionssoziologie und deren „unerlaubten Vermengung“ von empirischer Forschung und metaphysischer Deutung (Paul Bureau 1865-1923; La sociologie des mœurs 1929).

³⁶⁰ Zur Entwicklung der französischen Soziologie vgl.: J. Ben-David, The Rise and Decline of France as a Scientific Centre, in: Minerva, 8, 1970, S. 160 ff.; T. N. Clark, Emile Durkheim and the Institutionalization of Sociology in French University, in: Archives européennes de sociologie, 9, 1968, S. 37 ff.; T. N. Clark, The Structure and Function of a Research Institute: The Année sociologique, in: Archives européennes de sociologie, 9, 1968, S. 72 ff.; T. N. Clark, Durkheim and the French University, in: A. R. Oberschall (Hrsg.), The Establishment of Empirical Sociology, New York 1972, S. 152 ff.; T. N. Clark, Prophets and Patrons: The French University and the Emergence of the Social Sciences, Cambridge 1973; M. Dion, Soziologie und Ideologie, Berlin und Frankfurt am Main 1975; R. L. Geiger, The Institutionalization of Sociological Paradigmas: Three Examples from Early French Sociology, in: Journal of the History of the Behavioral Sciences, 11, 1975, S. 235 ff.; F. Jonas, Geschichte der Soziologie I, a. a. O., S. 9 ff.; L. Lichnowsky, Hinweise zur modernen Soziologie in Frankreich und Belgien, in: A. Weber (Hrsg.), Einführung in die Soziologie, a. a. O., S. 477 ff.; D. E. Sutherland, Wer rezipiert heute die europäische Soziologie? Bemerkungen über die Beziehungen zwischen europäischer und amerikanischer Soziologie, in: W. Lepenies (Hrsg.), Geschichte der Soziologie 4, a. a. O., S. 262 ff.

Die Durkheim-Linie wird vor allem von Marcel Mauss (1872-1950) weiterverfolgt. Mauss übernimmt nach Durkheims Tod die Herausgeberschaft der Zeitschrift „Année Sociologique“. Er spezialisiert sich in der ethnologischen Forschung und wird mit seiner Arbeit „Essai sur le don. Forme et raison de l'échange dans les sociétés archaïques“ (1923/24) zum tonangebenden Theoretiker auf diesem Gebiet. Zur Gruppe um die „Année Sociologique“ zählen ferner Paul Fauconnet, der 1921 Durkheims Lehrstuhl an der Sorbonne erhält (La responsabilité 1920), Georges Davy (La foi jurée 1922), Marcel Granet (La pensée chinoise 1934), Charles Blondel (La conscience morbide 1914) und Célestin Bouglé (Essai sur le régime des castes 1908). Besonders zu erwähnen ist noch Maurice Halbwachs (1877-1945), der sich zwar zur Durkheim-Schule rechnet, aber nicht der „engen Dogmatik des Meisters“³⁶¹ unterwirft. Halbwachs, der im KZ Buchenwald stirbt, schließt einerseits an Durkheimsche Themen an: „Les causes du suicide“ (1930) und „Morphologie sociale“ (1938), versucht aber andererseits, auf einer Gratwanderung zwischen Psychologie und Soziologie neue theoretische Perspektiven zu finden: In seiner Untersuchung „La mémoire collective“ (postum 1950) entwirft er die Kollektivpsychologie eines scheinbar rein individualpsychischen Phänomens, des *Gedächtnisses*, indem er dieses an das (idealistisch verstandene) Kollektivbewußtsein und dessen Geschichte rückbindet.

Nach dem Aussickern den Durkheim-Tradition kristallisieren sich in den dreißiger und vierziger Jahren einige neue Ansätze heraus. Anknüpfend an Halbwachs' „Morphologie sociale“ konstituiert sich die Richtung der *Sozialen Morphologie*, einer relativ theorielosen Deskription einzelner gesellschaftlicher Strukturen und Prozesse. Durkheims moralpolitische Interessen werden in den Arbeiten von Albert Bayet aufgenommen, der seine *Moralsoziologie* (La morale et la science 1931/1947) allerdings wesentlich flexibler anlegt, als das bei Durkheim der Fall ist. Mit dem umfassenden gesellschaftstheoretischen Erbe, das Durkheim hinterläßt, setzt sich Georges Gurvitch (1894-1965) auseinander. Gurvitch, Mitarbeiter des „Centre d'études sociologiques“ und seit 1946 Herausgeber der „Cahiers internationaux de sociologie“, propagiert eine sogenannte *Tiefensoziologie*, die er eklektisch aus Durkheims Sozialtheorie, dem Proudhonismus, [105] der Schelerschen Phänomenologie und einigen Anleihen bei den amerikanischen „Gründervätern“ zusammenbastelt. Diese Tiefensoziologie soll die soziale Wirklichkeit in zehn Stufen erfassen – von der morphologisch-demographischen Oberfläche bis zu den geistigen Zuständen der Kollektivpsyche. Gurvitch bezeichnet seine Soziologie sehr mißverständlich als dialektische Soziologie, und zwar deswegen, weil sie sich auf das „Ganze“, die „Totalität“ der sozialen Wirklichkeit richtet. Wichtig ist hierbei, daß die *geschichtslos* bleibende, auf eine simple *Unterbau-Überbau* hinzielende Tiefensoziologie bis heute den einzigen Versuch darstellt, mit dem nach Durkheim eine systematische Begründung der Soziologie in Frankreich unternommen wird. Im Hinblick auf die „großen“, das „*sociological system of reference*“ betreffenden Probleme orientiert sich die französische Soziologie ab den fünfziger Jahren sehr nachhaltig an den sozialwissenschaftlichen Vorgaben, die aus den USA kommen. In einzelnen Forschungsgebieten – wie in der Familien-, der Politik- und Rechtssoziologie – findet allerdings eine *eigenständige* Entwicklung statt, in der auch spezielle theoretische Interessen artikuliert werden (Henri Lefèbvre, Raymond Aron, Maurice Duverger). Besonders hervorzuheben sind in diesem Zusammenhang die Arbeiten von Jean Piaget (Introduction à l'épistémologie génétique 1950), der ebenfalls auf Durkheims Überlegungen zurückgreift und mit seiner kognitivistischen Sozialisationskonzeption die gesamte Theoriebildung in der Sozialpsychologie maßgeblich beeinflusst. Weitere Bereiche, die gerade seit den fünfziger und sechziger Jahren sehr intensiv erforscht werden, sind die *sozialen Auswirkungen technischer Faktoren*. (Jean Fourastié, Georges Friedmann, Jean Ellul) und die Analyse der „*ordre économique*“, die schon früher von Halbwachs (La classe ouvrière et les niveaux de vie 1913) und Frédéric Simiand (Le salaire, l'évolution sociale et la monnaie 1932) behandelt und dann unter anderen von Frédéric Perroux (Économie et société 1963), Joffre Dumazedier (Vers une civilisation de loisir 1962), Edgar Morin (L'esprit du temps 1962) und Georges Friedmann/Pierre Naville (Traité de sociologie du travail 1964) aufgenommen werden.

Faßt man zusammen, läßt sich für die Entwicklung der französischen Soziologie sagen: Einerseits kommt die französische Soziologie nur schwer aus dem Schatten Durkheims heraus, andererseits ist eine *konsequente Eingemeindung* der US-amerikanischen Soziologie auch nicht erfolgt (obwohl eine

³⁶¹ A. Cuvillier, Manuel de Sociologie, Paris 1950, S. 38.

starke Orientierung am Systemfunktionalismus und an den Interaktionstheorie nicht übersehen werden kann). Daß die französische Soziologie teilweise augenfällige Bindungen an [106] den Historischen Materialismus hat, kann bei der Stellung der *politisch* organisierten Arbeiterbewegung in Frankreich nicht überraschen. Daß in die französische Soziologie allerdings nur die „Anlehnungen“ an den Historischen Materialismus Eingang finden, die letzteren *subjektiv-idealistisch* umdeuten und/oder *strukturalistisch*, „objektivieren“ (Pierre Bourdieu, Jean C. Chamboredon, Jean C. Passeron: *Le métier du sociologue*. 1968), ist ebenfalls nicht verwunderlich.³⁶² *Institutionell* gestützt wird die Entwicklung der französischen Soziologie insbesondere durch das „Centre d'études Sociologiques“ (gegründet 1946), die „Société Française de Sociologie“ (gegründet 1962) und die Zeitschriften „Cahiers Internationaux de Sociologie“ (seit 1946), „L'Année Sociologique“ (seit 1949), „La Revue Française de Sociologie“ und „Les Archives Européennes de Sociologie“ (beide seit 1960).

In *Großbritannien* verläuft die Entwicklung der Soziologie³⁶³ insofern anders, als einerseits Spencer längst nicht die dominierende und folgenreiche Position einnimmt wie Durkheim und andererseits der Rezeption der US-amerikanischen Soziologie die Tore weit offenstehen. In Spencers Todesjahr, 1903, rufen Patrick Geddes (1854-1932) und Victor Branford (1864-1930) zur Gründung der „Sociological Society“ auf. 1904 findet die erste Tagung der Vereinigung statt. Sie wird getragen von der Soziologengruppe, die sich seit 1895 an der „London School of Economics“ – diese entsteht in jenem Jahr aufgrund der Initiative von Beatrice und Sidney Webb – zusammengefunden hat, und von einer „Edinburgher Arbeitsgemeinschaft“ für Sozialforschung. Zu letzterer gehören Geddes und Branford, die die Arbeitsgemeinschaft 1892 in ein unabhängiges Laboratorium für soziographische Untersuchungen umwandeln. Das Laboratorium firmiert unter der Bezeichnung „Outlook Tower“ und knüpft in seiner Arbeit an die Erhebungen von Charles Booth (1840-1916; *Life and Labor of the People of London* 1891) und die statistischen Auswertungsmethoden von Francis Galton (1822-1911) und Karl Pearson (1857-1936) an. Geddes, in vielen naturwissenschaftlichen Gebieten tätig, versteht sich zudem als Schüler von Le Play und konzentriert sich insbesondere auf die Stadt- und Regionalforschung in Schottland (*City Development* 1904; *Cities in Evolution* 1913). Zusammen mit Branford, der eigentlich Biologe ist, will er die Soziologie als Wissenschaft der Beobachtung etablieren, die sich mit landschaftlich abgegrenzten Sektoren beschäftigt, „statt mit Abstraktionen wie dem Herdeninstinkt oder der *volonté générale*“.³⁶⁴ Dieses Programm, mit starkem Bezug auf die behavioristisch-positivistische [107] Richtung in der Soziologie der USA, geht auch schergewichtig in die „Sociological Society“ ein, die 1908 in „Institute of Sociology“ umgetauft wird.

Bereits 1907 wird an der Londoner Universität eine Professur für Soziologie eingerichtet. Ihr ersten Inhaber ist Leonard T. Hobhouse (1864-1929), der sich energisch für die Akademisierung der Soziologie einsetzt. Hobhouse interpretiert die Disziplin als Teil einer *allgemein-evolutionistischen Konzeption*, als Wissenschaft vom *menschlichen Fortschritt*. Ähnlich wie Ward geht Hobhouse davon aus, daß dieser Fortschritt bei einer rational geordneten Gesellschaft endet, deren Basis er in einem liberal organisierten Kapitalismus sieht (*Social Evolution and Political Theory* 1913). Hobhouse postuliert, daß der wesentliche Inhalt der menschlichen Geschichte in der Entwicklung besteht, die von naturwüchsig-unbegriffenen Verhältnissen zu eben jener rationalen Ordnung führt. In dem Buch „*Mind in Evolution*“ (1901) schildert er den Gang des organischen Lebens vom „unbewußten“ bis zum Niveau des artikulierten Willens; in den vier Bänden „*Principles of Sociology*“ (1918-1924) arbeitet er das Evolutionsprinzip des gesellschaftlichen Lebens heraus. Das (für ihn erreichbare) Ziel

³⁶² Vgl. dazu M. Dion, *Soziologie und Ideologie*, a. a. O., S. 43 ff.

³⁶³ Zur Entwicklung der Soziologie in Großbritannien vgl.: P. Anderson, *Großbritannien: Soziologische Gründe für das Ausbleiben der akademischen Soziologie*, in: W. Lepenies (Hrsg.), *Geschichte der Soziologie* 3, a. a. O., S. 413 ff.; R. J. Halliday, *Die soziologische Bewegung, die Sociological Society und die Entstehung der akademischen Soziologie in Großbritannien*, in: W. Lepenies (Hrsg.), *Geschichte der Soziologie* 3, a. a. O., S. 381 ff.; F. Jonas, *Geschichte der Soziologie* I, a. a. O., S. 255 ff.; L. Lichnowsky, *Hinweise zur modernen Soziologie in Großbritannien*, in: A. Weber (Hrsg.), *Einführung in die Soziologie*, a. a. O., S. 489 ff.; M. J. Oromaner, *Companion of Influentials in Contemporary American and British Sociology*, in: *British Journal of Sociology*, 21, 1970, S. 324 ff.; G. Radnitzky, *Contemporary Schools of Metascience: Anglo-Saxon Schools of Metascience/Continental Schools of Metascience*, Chicago 1973.

³⁶⁴ L. Mumford, Patrick Geddes, Victor Branford and Applied Sociology in England, in: H. E. Barnes (Hrsg.), *An Introduction to the History of Sociology*, Chicago 1948, S. 683.

der Geschichte sieht er im Zustand der gesellschaftlichen Harmonie, die auf der freien und rationalen Kooperation der „Menschen basiert und sich in Selbstverwaltung und internationaler Föderation ausdrücken soll. Indem Hobhouse die Geschichte vom Wachstum des „mind“ geprägt glaubt, distanziert er sich von der anti-intellektualistischen Evolutionstheorie Benjamin Kidds (1858-1916), der Religion und Gefühl als die entscheidenden Faktoren des menschlichen Fortschritts ausibt (Social Evolution 1884; Principles of Western Civilization 1902). In ähnlicher Weise wie Hobhouse argumentiert auch Graham Wallas (1858-1932), für den ein liberal organisierter Kapitalismus ebenfalls das Fundament gesellschaftlicher Harmonie ist, einer Harmonie der „menschlichen Natur“ mit der industrialisierten und urbanisierten Umwelt (Human Nature in Politics 1908; The Great Society 1914). Am entschiedensten wird Hobhouse' Evolutionskonzept von Morris Ginsberg (1889-1970) fortgesetzt. Ginsberg, Nachfolger von Hobhouse auf dem Soziologie-Lehrstuhl an der „London School of Economics“, gibt der Soziologie die Aufgabe, die Interpretation des sozialen Lebens als *Totalität* vorzunehmen und die Bedingungen rationaler *Selbstbestimmung* der Menschen herauszuarbeiten (The Psychology of Society 1921; Sociology 1934; Reason and Unreason in Society 1947). Als Grundlagen soziologischer Analysen betrachtet er die *Instinktlehre* und eine radi-[108]kal individual-psychologisch ausgedeutete *Interaktionstheorie*: Rationale Selbstbestimmung der Menschen ist dann möglich, wenn die sozialen Lebensformen den Instinkten den adäquaten Freiraum gewähren und die adäquate Einschränkung auferlegen – eine Konzeption, die stark an Wards und Smalls interessentheoretische Vorstellungen von der staatlichen Organisation kapitalistischer Konkurrenz erinnert.

Bis heute haben Hobhouse und Ginsberg ihre Position und ihren Einfluß als „*eigenständige*“ britische Soziologen behalten. Erhebliche Konkurrenz bekommen sie allerdings ab den fünfziger Jahren: Vor allem in England findet eine breite und vehemente *Rezeption der US-amerikanischen Soziologie*, insbesondere des Funktionalismus, statt. Die „Anhänglichkeit“ der britischen an die amerikanische Soziologie und deren *Dominanz* in den letzten Jahrzehnten der britischen Soziologie-Entwicklung ist das *signifikante* Merkmal dieser Entwicklung. Das gilt sowohl für den Bereich der *Theoriediskussion* (Thomas B. Bottomore: Sociology – A Guide to Problems and Literature 1964; John Rex: Key Problems of Sociological Theory 1961) wie für die *empirische Sozialforschung* (Theodore H. Marshall: Citizenship and Social Class 1952; David V. Glass: Social Mobility in Britain 1954; Ronald Fletcher: Family and Marriage in Britain 1966). Anders als in Frankreich (und auch in Italien) hat sich in Großbritannien – ähnlich wie in den Niederlanden und in Skandinavien³⁶⁵ – die *Kolonisation durch die amerikanische Soziologie* voll durchgesetzt.

3. Deutschland/BRD

Marx veröffentlicht 1852 den „Achtzehnten Brumaire des Louis Bonaparte“ und entwirft 1857/58 die „Grundrisse der Kritik der politischen Ökonomie“. Im gleichen Zeitraum schreibt und publiziert von Stein sein Hauptwerk, die beiden Bände des „Systems der Staatswissenschaft“. Während Marx darangeht, die Anatomie der bürgerlichen, der kapitalistischen Gesellschaft und die Möglichkeit (und Notwendigkeit) ihrer Überwindung offenzulegen, gibt von Stein den *Startschuß* für die Entwicklung der eigentlichen Soziologie in Deutschland.³⁶⁶

Das *zentrale Thema* der Steinschen Gesellschaftstheorie – prägnant im 2. Band des „Systems der Staatswissenschaft“ (1856) zu finden – resultiert aus der besonderen, an früherer Stelle bereits [109] beschriebenen Situation der deutschen Bourgeoisie, deren ökonomische Herrschaft von Beginn an sehr intensiv an den feudalabsolutistischen Staat gebunden ist: Die Abhängigkeit von der Feudalbürokratie, die lange Zeit die politische Machtergreifung durch die Bourgeoisie zu verhindern weiß, und die Konfrontation mit dem heraufkommenden Proletariat manövrieren die bürgerliche Klasse in eine zwiespältige Lage. Aus der „Umformung“ dieser Lage gewinnt von Stein den *Kernpunkt* seiner Theorie.

³⁶⁵ Vgl. zur holländischen Entwicklung: die soziographischen Arbeiten der „Amsterdamer Schule“ (S. R. Steinmetz u. a.) und P. J. Boumann, Sociologie, Amsterdam 1945, und Fundamentale Sociologie, Amsterdam 1966; zur skandinavischen Entwicklung: die Arbeiten der „Schule von Uppsala“ sowie T. T. Segerstedt, Social Control as a Sociological Concept, Uppsala – Leipzig 1948; G. Carlsson, Dimension of Behavior, Lund 1949; H. L. Zetterberg, On Theory and Verification, Totowa 1954, und Social Theory and Social Practice, New York 1962.

³⁶⁶ Vgl. dazu L. von Wiese, Soziologie, Geschichte und Hauptprobleme, Berlin (West) ⁵1954, S. 114 ff.

Dieser besteht darin, daß die bürgerliche Gesellschaft – das „Höchststadium“ der Menschheitsentwicklung – als das gelobte Land ausgegeben wird, in dem die – nun einmal naturnotwendig vorhandene – Dichotomie zwischen Herrschenden und Beherrschten durch den ordnenden Griff des Staates in ein interessenauswägendes Gleichgewicht verwandelt wird. Der Staat kann das aus zweierlei Gründen vollbringen: einerseits deshalb, weil er der „selbständige, das ist von dem Dasein jedes einzelnen unabhängige“³⁶⁷ Wille der „Gemeinschaft“³⁶⁸ der Herrschenden und Beherrschten ist – „Ist nun die Gemeinschaft ein selbständiges, das ist von dem Dasein jedes einzelnen unabhängiges ... Leben, so muß sie demnach ... einen *selbständigen Willen* haben, durch den sie sich als selbständige Einheit setzt, und durch den sie die Tat, die Bestätigung ihrer Selbstbestimmung vollziehen kann ... Ein solcher selbständiger Wille ist in dieser Gemeinschaft das, was wir den *Staat* nennen.“³⁶⁹

Andererseits zieht der Staat seine gleichgewichtsstiftende Qualität daraus, daß sich in ihm die menscheitsumfassende Idee der Sittlichkeit inkarniert, die gleichzeitig die Fähigkeit vermittelt, den Interessen der Herrschenden und Beherrschten auch zu widerstehen und gegenüber beiden das „Sittliche“ durchzusetzen.

„... jede Darlegung des Staatslebens muß ... von dem Satze ausgehen, daß *jede wirkliche Staatsordnung im Ganzen wie im Einzelnen als eine Verbindung der Gesellschaftsordnung mit dem Inhalt der reinen Natur des Staates betrachtet werden muß*. Dieser allgemeine Satz nun empfängt seine nähere Bestimmung in folgender Weise ... Da nämlich dasjenige, was der Ordnung wie dem Leben der Gesellschaft zum Grunde liegt, das Interesse sowohl in seiner edlen als in seiner unedlen Bedeutung ist, so wird jede Verbindung der Staats- und der Gesellschaftsordnung zur wirklichen Staatsordnung eine Verbindung der *gesellschaftlichen Interessen und Gewalten* mit dem Inhalt und der Macht des Staates. Nun aber scheiden sich diese Interessen und Gewalten in die herrschenden und die beherrschten. Es folgt daher, daß die wirkliche Staatsordnung stets [110] nach einer *Verbindung der Staatsgewalt mit dem Interesse der herrschenden gesellschaftlichen Klasse*, und andererseits nach einer *Ausschließung der Interesses der beherrschten gesellschaftlichen Klasse strebt*; und daß dieselbe diese Verbindung den Einen und dies Ausschließung der Andern bis zu einem gewissen Grade auch immer *wirklich enthält*. Zugleich aber fordert die Natur der Staatsidee in ihrer sittlichen Erhabenheit, daß der Staat sich *keinem gesellschaftlichen Interesse hingeb*e. Ein Staat, der dieß noch nicht, oder der dieß nicht mehr vermag, der also jene sittliche und höchste Selbständigkeit seiner selbst an die Herrschaft des gesellschaftlichen Interesses *verloren* hat, hat damit sein eigenstes Wesen überhaupt verloren.“³⁷⁰

Von Stein setzt also hier durchaus bei der *Klassenaueinandersetzung* in der bürgerlichen Gesellschaft an, ist aber der Meinung, daß diese Auseinandersetzung nicht ausgetragen, sondern in ein *gleichgewichtiges Verhältnis* zwischen Herrschenden (Bourgeoisie) und Beherrschten (Proletariat) transformiert werden muß. Von Stein sieht das „Ende“ des Klassenkonflikts darin, daß der Staat als am bonum commune, an der Idee der Sittlichkeit orientierte Instanz den Streit der Klassen in deren *friedliche Koexistenz* umformt, wobei die dann realisierte Sittlichkeit die Bourgeoisie die Bourgeoisie und das Proletariat das Proletariat bleiben läßt. Das bietet von Stein als „*soziale Reform*“³⁷¹ an, wobei er vor allem auf das „höchste und wohlverstandene Interesse ... der besitzenden Klasse“ und die „Gewalt ... des Staates“³⁷² setzt. „Allein das ist nun klar, wo das *Prinzip* aller wahren sozialen Reform liegt. Es ist das Bewußtsein in der besitzenden Klasse der Gesellschaft, daß ihr eigenes, höchstes und wohlverstandenes Interesse es fordert, mit aller *Anstrengung ihrer gesellschaftlichen Kräfte und mit aller Hilfe des Staates und seiner Gewalt für die soziale Reform unermüdlich tätig zu wirken*.“³⁷³

Im Hinblick auf die Steinsche Auslegung der *Hegelschen Staats-Philosophie* als erkonservative Gesellschaftstheorie ist nicht nur wichtig, daß am Beginn der deutschen Soziologie-Entwicklung die

³⁶⁷ L. von Stein, Staat und Gesellschaft, Zürich 1934, S. 21.

³⁶⁸ Ebenda, S. 20.

³⁶⁹ Ebenda, S. 21.

³⁷⁰ L. von Stein, System der Staatswissenschaft, Bd. 2, Stuttgart – Augsburg 1856, S. 56.

³⁷¹ L. von Stein, Staat und Gesellschaft, a. a. O., S. 145.

³⁷² Ebenda.

³⁷³ Ebenda.

Grundfigur der staatlich dirigierte „konzertierte Aktion“ von Bourgeoisie und Proletariat steht. Wichtig ist auch, daß Steins Mutmaßung, Gesellschaft werde über den „Willen“, die „sittliche Idee“, das „geistige Prinzip“ konstituiert und zusammengehalten, Schule macht und eine Reihe *idealistischer* Gesellschafts- und Soziologiekonzeptionen zur Folge hat, die die nächsten Etappen der deutschen Soziologie-Geschichte prägen. Diese Konzeptionen können als *Kompensationen* der *politischen* Schwäche den deutschen Bourgeoisie auf-[111]gefaßt werden, deren hin- und hergerissenes Selbstverständnis durchaus dazu anregt, die „souveräne Gestaltung“ der gesellschaftlichen Verhältnisse lieber über des Kopfes Phantasie als über die materielle Gewalt der bürgerlichen Revolution laufen zu lassen. Zu nennen ist hier Albert Schäffle (1831-1903), der gemeinhin als *Organizist* (Bau und Leben des Socialen Körpers 1875/78) bezeichnet und mit den Rassentheoretikern Ludwig Gumplowicz (1838-1909) und Gustav Ratzenhofer (1842-1904) in einen Topf gesteckt wird. Charakteristisch für Schäffle (Abriß der Soziologie 1906) ist jedoch, daß er seine organizistische Rede-weise nur auf „Einrichtungen“ und „Verrichtungen“ in der Gesellschaft bezieht; das aber, was seiner Meinung nach Gesellschaft als solche, als *Prinzip* ausmacht, an eine umfassende sittliche *Idee*, eine durchdringende *geistige Kraft* bindet.

„Die Gesellschaft ist ein Inbegriff geistgeschaffener äußerer Einrichtungen (Institutionen) und geistbewirkter äußerer Verrichtungen (Funktionen). Die Einrichtungen und die Verrichtungen lösen sich elementar in Individuen und individuelle Handlungen, in Besitze und Besitznutzungen auf, sind also greifbar und faßbar, körperlich. Die Gesellschaft ist jedoch Körper nicht im Sinne der beseelten Leiblichkeit des Tieres, nicht biologischer Organismus, auch nicht Körper im Sinne von Aggregaten der unorganischen Natur. Sie ist geistig, bewußt ausgewirkte Personen- und Besitzerscheinung, ein Körper, welcher im Bereich aller zoologischen Erscheinungen bis vor den Menschen hin seinesgleichen nicht findet. Die Gesellschaft ist kein Naturerzeugnis, nicht ‚geworden‘, sondern ‚gemacht‘, gemacht durch die verbundene Geistestätigkeit der Individuen, welche in ihr zu Gemeinschaften und in Verkehren verbunden sind. Diese verbundene Geistestätigkeit, die Gesellschaftsinnerlichkeit, ist die schöpferische Kraft, welche den Gesellschaftskörper zusammenhält und in seiner ganzen Bewegung beherrscht.“³⁷⁴

Daß sich die „geistgeschaffene“ und „geistbewirkte“ Gesellschaft realisiert, führt auch Schäffle auf die besonderen Fähigkeiten des *Staaes* zurück. „... ist der Staat regulativer Centralapparat der Koordination *aller* Teile der socialen Gesamtbewegung und Organ des positiven Eingriffes im Interesse der Gesamterhaltung. Seine Aufgabe ist einheitliche *Integration* alles socialen Wollens und Handelns im Interesse der Erhaltung des Ganzen und aller wesentlichen Glieder des letzteren. In der *centralen* Universalkorporation, dem Staat nämlich, wird so das ganze Volk zur Einheit und erlangt *Individualität*.“³⁷⁵

[112] Es ist unschwer zu erkennen, daß hinter Schäffles Vorstellungen – das zuletzt gebrachte Zitat stammt aus „Bau und Leben des Socialen Körpers“, also von 1875 – zweierlei steht. Zum einen verkleiden sie in „geistvollen“ Weise die staatsräumliche Absicherung der deutschen bürgerlichen Gesellschaft durch Bismarck und das feudalphreussische Militär. Zum anderen drückt sich in Schäffles Auslassungen der bourgeoise Wunschtraum aus, dem Kampf gegen den Preußenabsolutismus (als rigoros hantierendem Verteidiger feudaler Privilegien) entgegen zu können, indem man diesen als bourgeoisiefreundliches Organon der höchsten sittlichen Idee deutet, das die „Gesellschaft“ in einem geistigen Schöpfungsakt gebiert.

Ferdinand Tönnies (1855-1936) stellt ebenfalls die These auf, daß das „Soziale“ Produkt des „Willens“ sei – eines Willens allerdings, der nicht transsubjektiver Art, also rückgebunden an die Idee der Sittlichkeit, an ein umfassendes geistiges Prinzip, sondern Moment individuellen menschlichen Lebens ist. Tönnies (Gemeinschaft und Gesellschaft 1887; Soziologische Studien und Kritiken 1925-29) postuliert weiter, daß dieser Wille, den er als allgemein-menschlichen, den konkreten Geschichtlichkeit *vorausgehenden* Faktor begreift, „*Gesellungsformen*“ setzt.

³⁷⁴ A. Schäffle, Abriß der Soziologie, Tübingen 1906, S. 41 f.

³⁷⁵ A. Schäffle, Bau und Leben des Socialen Körpers, Tübingen 1896, S. 428.

„Die menschlichen Willen stehen in vielfachen Beziehungen zueinander; jede solche Beziehung ist eine gegenseitige Wirkung, die insofern, als von der einen Seite getan oder gegeben, von der anderen erlitten oder empfangen wird. Diese Wirkungen sind aber entweder so beschaffen, daß sie zur Erhaltung, oder so, daß sie zur Zerstörung des anderen Willens oder Leibes tendieren: bejahende oder verneinende. Auf die Verhältnisse gegenseitiger Bejahung wird diese Theorie als auf die Gegenstände ihrer Untersuchung ausschließlich gerichtet sein. Jedes solche Verhältnis stellt Einheit in der Mehrheit oder Mehrheit in der Einheit dar. Es besteht aus Förderungen, Erleichterungen, Leistungen, welche hinüber und herüber gehen, und als Ausdrücke der Willen und ihrer Kräfte betrachtet werden. Die durch dies positive Verhältnis gebildete Gruppe heißt, als einheitlich nach innen und nach außen wirkendes Wesen oder Ding aufgefaßt, eine *Verbindung*. Das Verhältnis selber, und also die Verbindung, wird entweder als reales und organisches Leben begriffen – dies ist das Wesen der *Gemeinschaft*, oder als ideelle und mechanische Bildung – dies ist der Begriff der *Gesellschaft* ... Alles vertraute, heimliche, ausschließliche Zusammenleben ... wird als Leben in Gemeinschaft verstanden. Gesellschaft ist die Öffentlichkeit, ist die Welt.“³⁷⁶

[113] Die von Tönnies hier aufgezeigten Gesellungsformen „*Gemeinschaft*“ und „*Gesellschaft*“ werden auf *zwei Willensformen* zurückgeführt. „Als beruhend im gemeinsamen Wesenwillen wird Gemeinschaft, als hervorgebracht durch gemeinsamen Kürwillen Gesellschaft verstanden.“³⁷⁷

Was Tönnies mit *Wesen- und Kürwillen* meint, ist den folgenden Paragraphen zu entnehmen, die das *idealistisch-voluntaristische Kernstück* von „Gemeinschaft und Gesellschaft“ darstellen.

§ 1.

Der Begriff des *menschlichen Willens*, dessen richtige Auffassung der ganze Inhalt dieser Abhandlung erfordert, soll in einem doppelten Sinne verstanden werden. Da alle geistige Wirkung als menschliche durch die Teilnahme des Denkens bezeichnet wird, so unterscheide ich: den Willen, sofern in ihm das Denken, und das Denken, sofern darin der Wille enthalten ist. Jeder stellt ein zusammenhängendes Ganzes vor, worin die Mannigfaltigkeit der Gefühle, Triebe, Begierden ihre Einheit hat; welche Einheit aber in dem ersten Begriffe als eine reale oder natürliche, in dem anderen als eine ideelle oder gemachte verstanden werden muß. Den Willen des Menschen in jener Bedeutung nenne ich seinen *Wesenwillen*; in dieser: seinen *Kürwillen*.

§ 2.

Wesenwille ist das psychologische Aequivalent des menschlichen Leibes, oder das Prinzip der Einheit des Lebens, sofern dieses unter derjenigen Form der Wirklichkeit gedacht wird, welcher das Denken selber angehört (quatenus sub attributo cogitationis concipitur). Er involviert das Denken wie der Organismus diejenigen Zellen des großen Gehirns enthält, deren Erregungen als dem Denken entsprechende psychologische Tätigkeiten vorgestellt werden müssen (woran das Sprach-Zentrum ohne Zweifel beteiligt ist). – *Kürwille* ist ein Gebilde des Denkens selber, welchem daher nur in Beziehung auf seinen Urheber – das Subjekt des Denkens – eigentliche Wirklichkeit zukommt; wenn auch diese von anderen erkannt und als solche anerkannt werden kann. Beide so verschiedene Begriffe des Willens haben miteinander gemein, daß sie als *Ursachen* oder als Dispositionen zu Tätigkeiten gedacht werden, und also aus ihrem Dasein und ihrer Beschaffenheit auf ein bestimmtes Verhalten ihres Subjektes als ein wahrscheinliches, unter gewissen, mitbedingenden Umständen als ein notwendiges zu schließen erlaubt ist. Aber *Wesenwille* beruht im Vergangenen und muß daraus erklärt werden, wie das *Werdende* aus ihm: *Kürwille* läßt sich nur verstehen durch das *Zukünftige* selber, worauf er bezogen ist. Jener enthält es im Keime; dieser enthält es im Bilde.

§ 3.

Wesenwille verhält sich also zu der *Tätigkeit*, worauf er sich bezieht, wie eine Kraft zu der Arbeit, welche sie leistet. Daher ist irgendwelche Gestaltung des *Wesenwillens* in jeder Tätigkeit, als deren

³⁷⁶ Tönnies, *Gemeinschaft und Gesellschaft*, Berlin 1928, S. 3 f.

³⁷⁷ Zit. nach L. von Wiese, *Soziologie*, a. a. O., S. 128; vgl. dazu R. Aron, *Die deutsche Soziologie der Gegenwart*, Stuttgart 1953 (erstmalig Paris 1935), S. 16 ff.

Subjekt ein individuellen menschlicher Organismus verstanden wird, notwendigerweise mitgesetzt; eben als dasjenige, was in psychischem Sinne solche Individualität ausmacht ... Kürwille geht der Tätigkeit, auf welche er sich bezieht, vorher und bleibt außer ihr. Während er selber nichts hat als ein in Gedanken gesetztes Dasein, verhält sich jene zu ihm als seine Verwirklichung.“³⁷⁸

Für Tönnies sind „Gemeinschaft“ und „Gesellschaft“ einerseits Wesen- und Kürwille, andererseits die entscheidenden und zentralen *Kategorien des Sozialen und dessen Genese*. Er interpretiert sie als *abstrakte*, von konkretem Raum und konkreter Zeit unabhängige, sozusagen *transzendente* Kategorien, in denen sich die historischen gesellschaftlichen Verhältnisse entfalten. Diese Kategorien systematisch zu klären, ist die Hauptaufgabe dessen, was Tönnies als „reine“ oder *allgemeine Soziologie* bezeichnet,³⁷⁹ Die in „Gemeinschaft und Gesellschaft“ ausgebreiteten Vorstellungen versucht Tönnies, in seiner „Einführung in die Soziologie“ (1931) weiterzuentwickeln und zu differenzieren; er kommt aber substantiell über jene Vorstellungen nicht hinaus. Insbesondere beharrt er auf den folgenden Punkten: Er besteht – wie von Stein und Schäffle – auf den *idealistischen*, bei ihm allerdings auf den individualisierten Willen bezogenen Perspektive. Er hält – anders als von Stein und Schäffle – die Auseinandersetzung mit der historisch-konkreten Qualität der bürgerlichen Gesellschaft nicht für die Hauptaufgabe der Soziologie, sondern das Aufdecken der „leeren“, *gesellschaftsunspezifischen Formen des Sozialen*, in die sich – wie in transzendente Gefäße – die konkrete Gesellschaft, die konkrete Geschichte ergießt und dadurch überhaupt erst ihre spezielle Verfassung gewinnt. Schließlich deutet er die von ihm als Zentralkategorien ausgegebenen Formen „Gemeinschaft“ und „Gesellschaft“ in *widersprüchlicher* Weise. Einmal interpretiert er diese Formen als Kategorien, die das *Soziale immer und überall* strukturieren; zum anderen unterstellt er, daß sich „Gemeinschaft“ und „Gesellschaft“ auf *unterschiedliche Stufen der Menschheits-[115]geschichte* beziehen und daß das sozusagen vorindustrielle, gefühlsbetonte, intim-menschliche Gemeinschafts- durch das industrielle, zweckrationale, verbandsmäßig-äußerliche Gesellschaftsleben abgelöst wird, ja diesem geradezu zum Opfer fällt.

Gerade das Abdriften in einen gemeinschaftsseligen *Romantizismus* (der von „Volksideologen“ gebührend ausgeschlachtet wird), aber auch der extrem voluntaristische *Psychologismus* und der tendenziell ahistorische *Formalismus* bringen Tönnies' Soziologie auf ein, wenn man so will, „klein“bürgerliches Niveau. Hier ist kaum etwas von den Aufstiegshoffnungen und der inhaltlichen Thematisierung der bürgerlichen Gesellschaft wie einst bei von Stein und Schäffle zu finden. Die Tönniessche Soziologie scheint offensichtlich – ein Vergleich mit Max Webers Arbeiten macht das besonders sichtbar – eher dem rückwärtsgewandten, introvertierten, von der Realität geschockten Selbstverständnis jener Fraktion der deutschen Bourgeoisie zu entsprechen, die gegen Ende des 19. Jahrhunderts im Monopolisierungssog des nun zügig um sich greifenden großen Kapitals absackt und mit den durchsetzungspolitischen Anforderungen des expandierenden Kapitalismus nicht mehr Schritt halten kann. Trotz dieser kritischen Einschätzung darf jedoch auf keinen Fall vergessen werden, daß Tönnies im politischen Bereich als erklärter *Antifaschist* auftritt: Ende 1932, kurz vor der „Staatwerdung“ der faschistischen Diktatur, tritt er demonstrativ in die SPD ein. 1933 legt er dann das Amt als Präsident der „Deutschen Gesellschaft für Soziologie“ (1909 von ihm mitbegründet) ab, um damit gegen den faschistischen Terror zu protestieren.³⁸⁰

Mit seinem Interesse an allgemeinen, das Soziale schlechthin, also unkonkret und unhistorisch fassenden Kategorien gilt Tönnies als Vorbereiter der „analytischen“, der „formalen“ Soziologie. Deren Ausbau übernehmen Georg Simmel (1858-1918) und Leopold von Wiese und Kaiserswaldau (1876-1969). Simmel (Über soziale Differenzierung 1890; Soziologie 1908), auf dessen *Programmatik* hier allein eingegangen wird – seine sozialphilosophisch sehr anregenden Essays sollen dadurch allerdings nicht abgewertet werden –, konzentriert sich auf die *Formen der Vergesellschaftung*, die er von

³⁷⁸ F. Tönnies, Gemeinschaft und Gesellschaft, a. a. O., S. 85 f.

³⁷⁹ Vgl. dazu die Aufnahme der Tönniesschen Soziologie in den USA: W. Cahnmann, Tönnies in America, in: History and Theory, XVI, 1977, S. 147 ff.

³⁸⁰ Vgl. dazu I. S. Kon, Der Positivismus in der Soziologie, a. a. O., S. 121.

dem „Inhalt der Gesellschaft“³⁸¹ ablösen zu können glaubt: Diese Formen entspringen aus der *Wechselwirkung* zwischen Individuen; die Wechselwirkung wiederum ist zurückzuführen auf *Triebe* und *Zwecke*, die das Handeln der Individuen steuern. Die Bestimmung durch Triebe und Zwecke, der Drang zur Wechselwirkung und die Möglichkeit, Formen der Vergesellschaftung zu erzeugen, kommen [116] den Individuen dabei als sozusagen *vor-gesellschaftliche* Momente ihrer „einzelnen“ Existenz zu.

„Ich gehe ... von der ... Vorstellung der Gesellschaft aus: daß sie da existiert, wo mehrere Individuen in Wechselwirkung treten. Diese Wechselwirkung entsteht immer aus bestimmten Trieben heraus oder um bestimmter Zwecke willen. Erotische, religiöse oder bloß gesellige Triebe, Zwecke der Verteidigung wie des Angriffs, des Spieles wie des Erwerbes, der Hilfeleistung wie der Belehrung und unzählige andere bewirken es, daß der Mensch in ein Zusammensein, ein Füreinander-, Miteinander-, Gegeneinander-Handeln in eine Korrelation der Zustände mit andern tritt, d. h. Wirkungen auf sie ausübt und Wirkungen von ihnen empfängt. Diese Wechselwirkungen bedeuten, daß aus den individuellen Trägern jener veranlassenden Triebe und Zwecke eine Einheit, eben eine ‚Gesellschaft‘ wird.“³⁸²

Simmel sieht nun „das Recht, die historisch-gesellschaftlichen Erscheinungen der Analyse nach Formen und Inhalten zu unterwerfen und die ersteren zu einer Synthese zu bringen, auf zwei Bedingungen ruhen ..., einerseits ..., daß die gleiche Form der Vergesellschaftung an ganz verschiedenem Inhalt, für ganz verschiedene Zwecke auftritt, und umgekehrt, daß das gleiche inhaltliche Interesse sich in ganz verschiedenen Formen der Vergesellschaftung als seine Träger oder Verwirklichungsarten kleidet – wie sich die gleichen geometrischen Formen an den verschiedenen Materien finden und die gleiche Materie sich in den verschiedensten Raumformen darstellt, oder wie das Entsprechende zwischen den logischen Formen und materialen Erkenntnisinhalten statt hat.“³⁸³

Als solche Formen der Vergesellschaftung unterscheidet Simmel „Über- und Unterordnung, Konkurrenz, Nachahmung, Arbeitsteilung, Parteibildung, Vertretung, Gleichzeitigkeit des Zusammenschlusses nach innen und des Abschlusses nach außen“.³⁸⁴

In Anknüpfung an den *Neukantianismus* postuliert er, daß die Vergesellschaftung und damit deren Formen, daß also „alle gesellschaftlichen Vorgänge und Instinkte ihren Sitz in Seelen haben, daß Vergesellschaftung ein psychisches Phänomen ist“.³⁸⁵

Laut Simmel bedeutet das: Die Vergesellschaftung und ihre Formen sind rückgebunden an sogenannte „*soziologische Apriori*“³⁸⁶, sozusagen an *Sozialkategorien des menschlichen Bewußtseins*, „durch die Materie (= „historisch-sozialer“ Inhalt – H. H.) überhaupt erst zu empirischen Körpern (= „Gesellschaften“ – H. H.) wird“.³⁸⁷

Kant imitierend, schreibt Simmel: „Die soziologischen Aprioritäten werden dieselbe doppelte Bedeutung haben, wie diejenigen, [117] die die Natur ‚möglich machen‘: sie werden einerseits, vollkommener oder mangelhafter, die wirklichen Vergesellschaftungsvorgänge bestimmen, als Funktionen oder Energien des seelischen Verlaufes; andererseits sind sie die ideellen, logischen Voraussetzungen der perfekten, wenngleich in dieser Perfektion vielleicht niemals realisierten Gesellschaft – wie das Kausalgesetz einerseits in den tatsächlichen Erkenntnisprozessen lebt und wirkt, andererseits die Form der Wahrheit, als des idealen Systems vollendeter Erkenntnisse, bildet, unabhängig davon, ob diese durch jene zeitliche, relativ zufällige seelische Dynamik realisiert wird oder nicht und unabhängig

³⁸¹ G. Simmel, *Soziologie. Untersuchungen über die Formen der Vergesellschaftung*, Berlin(West) ⁴1958, S. 4.

³⁸² Ebenda.

³⁸³ Ebenda, S. 6; vgl. die Rezeption der Simmelschen Gesellschafts- und Soziologiekonzeption in den USA: D. N. Levine/E. B. Carter/E. M. Gorman, *Simmel's Influence on American Sociology*, in: *American Journal of Sociology*, 81, 1975/76, S. 813 ff.

³⁸⁴ G. Simmel, *Soziologie*, a. a. O., S. 7.

³⁸⁵ Ebenda, S. 17.

³⁸⁶ Ebenda, S. 23.

³⁸⁷ Ebenda, S. 9 f.

von der größeren oder geringeren Annäherung der im Bewußtsein wirklichen Wahrheit an jene ideell gültige.“³⁸⁸

Diese *erkenntnisidealistische*, Gesellschaft aus „*ungesellschaftlichen*“ *Bewußtseinsaprioritäten* ableitende Formalsoziologie – „Welche Formen zum Grunde liegen müssen, oder: welche spezifischen Kategorien der Mensch gleichsam mitbringen muß, damit dieses Bewußtsein entstehe, und welches deshalb die Formen sind, die das entstandene Bewußtsein – die Gesellschaft als eine Wissenstatsache – tragen muß, dies kann man wohl die Erkenntnistheorie der Gesellschaft nennen“³⁸⁹ – diese Formalsoziologie reduziert von Wiese in seiner „Allgemeinen Soziologie, Teil I: Die Beziehungslehre 1924; Teil II: Die Gebildelehre 1929“ auf drastische Weise. Herauskommen bei ihm platte Anleitungen zum *rigid-positivistischen Beschreiben* jener Elemente, Prozesse, Distanzen und Gebilde, in die sich das „Soziale“ angeblich allgemeingültig zerlegen läßt.

Tönnies' Gemeinschafts-/Gesellschaftsdichotomie, Simmels „kant“ige Erkenntnis- und Sozialtheorie sowie von Wieses Beziehungs- und Gebildeschematismus kombiniert dann Alfred Vier (1867-1953) mit einigen Ingredienzen aus *Husserls Phänomenologie* zu einem weiteren Ansatz, der über den skizzierten Formalismus und Subjektivismus allerdings nicht hinauskommt. Vierkant (Gesellschaftslehre 1923, revidierte Auflage 1928) geht wie Simmel von der Wechselwirkung zwischen den Individuen aus, will diesen Zusammenhang aber als Zustand der „*inneren Verbundenheit*“³⁹⁰ verstanden wissen. Insofern sind Anklänge an die Konzeption von Alfred Schütz und den Interaktionismus in seiner psychologischen Fassung bei Vierkant nicht zu überhören.

„Wir haben unter der Gesellschaft eine Vereinigung von Menschen verstanden, die sich in dem ... Zustand innerer Verbundenheit befinden. Das Wesen der Gesellschaft erblicken wir also in eben dieser Verbundenheit. Derselbe Gedanke hat im Grunde schon jener Auf-[118]fassung vorgeschwebt, die das Charakteristische der Gesellschaft in der *Wechselwirkung* zwischen den in ihr vorhandenen Individuen erblickt ... Wechselwirkungen dieser Art enthalten in der Tat ... die in Rede stehende innere Verbundenheit in sich. Zu einer klaren Vorstellung des Sachverhalts konnte aber die alte Lehre von der Wechselwirkung so lange nicht kommen, als ihr nicht das Mittel der phänomenologischen Zergliederung zur Verfügung stand ... Man wird ... vielleicht den Einwand erheben, daß die hier gegebene Definition der Gesellschaft rein *psychologischer Art* sei und damit eben dem Wesen der Gesellschaft selber widerspreche. Tatsächlich geht aber der Sinn unseres Begriffes nicht dahin, daß in der Gesellschaft die einzelnen Menschen als solche Erlebnisse von besonderer Art haben, sondern daß ihre *Beziehungen* solche von spezifischer Art sind. Gemeint ist: in der Gesellschaft leben die Menschen in einer spezifischen Weise nicht *neben-*, sondern *ineinander*; ihre Seelen fließen mehr oder weniger zusammen bei den gesellschaftlichen Vorgängen; es besteht eine innere Einheit der Beteiligten in ihrem gesellschaftlichen Erleben. Die hier vorhandene Art der inneren Erlebnisse der Einzelnen bestimmt zugleich auch ... die Beziehungen zwischen ihnen und gibt diesen eine eigentümliche Färbung ... Mit anderen Worten: es wird ein letztes *Aufbaugesetz der Gesellschaft* ausgesprochen mit dem Satze von der inneren Verbundenheit ... Im Ganzen handelt es sich also um *drei* verschiedene *Tatbestände* ... Der erste Tatbestand ist ‚subjektiver‘, d. h. psychologischer Art: das Individuum erlebt als Glied der Sozialwelt Zustände spezifischer Verbundenheit. Der zweite und dritte Tatbestand ist objektiver Art und bezieht sich auf die Gesellschaft ... Der zweite Tatbestand bedeutet demgemäß: die Gesellschaft ist dadurch charakterisiert, daß die Beziehungen ihrer Mitglieder zueinander eine spezifische innere Einheit zeigen. Endlich drittens: die Gruppe (von der wir hier statt von der Gesellschaft sprechen), in idealtypischer Reinheit betrachtet, zeigt eine Einheit des Verhaltens, der Gesinnung, überhaupt des Geistes, die in einem gewissen Sinne der Einheit des Individuums ähnlich (aber durchaus nicht gleich) ist.“³⁹¹

³⁸⁸ Ebenda, S. 23 f.

³⁸⁹ Ebenda, S. 24.

³⁹⁰ A. Vierkant, Gesellschaftslehre, Stuttgart 1928, S. 174; vgl. dazu R. Aron, Hauptströmungen des soziologischen Denkens I, a. a. O., S. 24 ff.

³⁹¹ A. Vierkant, Gesellschaftslehre, S. 174 ff.; vgl. dazu H. R. Wagner, Der Einfluß der deutschen Phänomenologie auf die amerikanische Soziologie, in: W. Lepenies (Hrsg.), Geschichte der Soziologie 4, a. a. O., S. 202 ff.

Die Gruppe dieser formalistisch-subjektivistischen „neoidealistischen“³⁹² Soziologen schafft sich mit der „Deutschen Gesellschaft für Soziologie“ (DGS), gegründet 1909, eine institutionelle Heimstatt und mit den „Kölner Vierteljahresheften für Soziologie“ ein entsprechendes publizistisches Instrument. Entfremdet von der Hauptentwicklungslinie der deutschen bürgerlichen Gesellschaft, dem (auch durch den Krieg nicht abgeblockten) Weg zu *Monopolkapitalismus* [119] und *Imperialismus*; in erbittertem Abwehrkampf gegen Max Weber und dessen zweifellos großbourgeoise Perspektive; mit erheblichen Vorbehalten gegen *empirische Sozialforschung*; tief versunken in die *Selbstbespiegelung* ihrer eigenen, gesellschaftspolitisch irrelevanten Position – so kann sich die DGS weder in den zehner noch in den zwanziger Jahren als ernst zu nehmende sozialwissenschaftliche und sozialpolitische Kraft stabilisieren. Zudem laufen wichtige Versuche soziologischer Theoriebildung und Problembestimmung an dem Soziologenbund vorbei. Franz Oppenheimers (1864-1943) Analysen der kapitalistischen Stadt- und Agrarpolitik und seine geschichtssoziologischen Entwürfe (System der Soziologie 1922-29); Karl Mannheims (1893-1947) Überlegungen zur Wissenssoziologie (Ideologie und Utopie 1929); Theodor Geigers (1891-1952) Auseinandersetzungen zwischen formal-soziologischem Apriorismus und Marxismus (Die Gestalten der Gesellung 1928). Daß die DGS der *faschistischen „Bewegung“* daher wissenschaftlich und politisch nichts entgegensetzen kann, liegt auf der Hand. Daran ändert auch die organisatorische Anstrengung nichts, die von Wiese in den Jahren zuvor entfaltet hat. „Als Direktor der soziologischen Abteilung des ersten sozialwissenschaftlichen Forschungsinstituts in Deutschland (1919 in Köln vom damaligen Oberbürgermeister Konrad Adenauer initiiert – H. H.), als Herausgeber derjenigen wissenschaftlichen Zeitschrift (Kölner Vierteljahreshefte – H. H.), die ausschließlich der Soziologie gewidmet (ist), und als Geschäftsführer der Deutschen Gesellschaft für Soziologie hat Leopold von Wiese eine Schlüsselstellung für die Entwicklung der deutschen Soziologie in den 30er Jahren.“³⁹³ 1934 wird die DGS – unter wohlwollender Zustimmung eines Othmar Spann (1878-1950; Der wahre Staat 1921; Gesellschaftslehre 1930), eines Hans Freyer (1887-1969; Soziologie als Wirklichkeitswissenschaft 1930; Einleitung in die Soziologie 1931) – aufgelöst. Die übergroße Mehrheit der bis dahin in der DGS organisierten, aber auch der dort nicht engagierten Soziologen wandert aus. Zu letzteren zählen unter anderem Theodor W. Adorno, Franz Borkenau, Norbert Elias, Theodor Geiger, Max Horkheimer, Karl Mannheim, Joseph Schumpeter. Es kommt so „zu einer fast vollständigen Emigration der Fachsoziologen und zahlloser Sozialwissenschaftler aller Art ... Die zurückbleibenden (müssen) mehr oder weniger schweigen, falls sie nicht zu den politisch rechtsstehenden Quasi-Soziologen gehören, die dementsprechend auch die einzigen (sind), die sich mit dem Nationalsozialismus akkomodieren (wie etwa Arnold Gehlen, Hans Freyer und Carl Schmitt) oder sich völlig [120] hemmungslos gleichschalten (wie etwa Gunther Ipsen, Andreas Walther, Andreas Pfenning, Karl Heinz Pfeffer, Karl Valentin Müller u. a.).“³⁹⁴

Läßt man einmal jene beiseite, die zwar sozialwissenschaftlich orientiert, aber doch in anderen Disziplinen fest beheimatet sind (Philosophie/Adorno – Horkheimer, Nationalökonomie/Schumpeter, Geschichtswissenschaft/Borkenau) zeigt sich eines augenfällig: Die Mehrheit der „*offiziellen*“ Soziologen – vor allem derer, die Soziologie-Lehrstühle innehaben oder sich selbst als Soziologen verstehen (auch wenn sie einen Lehrstuhl in anderen Fachbereichen einnehmen; siehe Max Weber) – verteilt sich in der Phase bis zur Auflösung der DGS auf zwei Positionen. Diese sind die *formal-subjektivistische* Position, deren Vertreter (Tönnies, Simmel, von Wiese, Vierkandt) vornehmlich aus *bildungs-*, damit (gemessen am großen Kapital) aus „*kleinbürgerlichen*“ oder ausgemergelten aristokratischen

³⁹² I. S. Kon, Der Positivismus in der Soziologie, a. a. O., S. 165; vgl. zu einer detaillierten Aufgliederung dieser Gruppe H. Hund, Die deutsche Soziologie, in: A. Weber (Hrsg.), Einführung in die Soziologie, a. a. O., S. 457 ff.; und F. Jonas, Geschichte der Soziologie I, a. a. O., S. 160 ff.

³⁹³ H. von Alemann, Leopold von Wiese und das Forschungsinstitut für Sozialwissenschaften in Köln 1919 bis 1934, in: W. Lepenies (Hrsg.), Geschichte der Soziologie 2, a. a. O., S. 350 f.; vgl. dazu das umfangreiche Kapitel, das von Wiese und seiner Stellung in der DGS eingeräumt wird in: S. P. Schad, Empirical Social Research in Weimar Germany, Den Haag 1972.

³⁹⁴ R. König, Die Situation der emigrierten deutschen Soziologen in Europa, in: W. Lepenies (Hrsg.), Geschichte der Soziologie 4, a. a. O., S. 116; vgl. dazu in dem gleichen Band: S. Riemer, Die Emigration der deutschen Soziologen nach den Vereinigten Staaten, S. 159 ff., und W. M. Sprondel, Erzwungene Diffusion. Die „University in Exile“ und Aspekte ihrer Wirkung, S. 176 ff.

Schichten kommen, und jene Position, die zwar ebenfalls *handlungs- und kulturidealistisch* orientiert ist, die sich aber an Geschichte und Perspektive der bürgerlichen Gesellschaft quasi „objektivistisch“ zu relativieren versucht (von Stein, Schäffle, Weber, Alexander von Rüstow, Oppenheimer). Gemeinsam ist den beiden Positionen, daß sie sich seit Beginn der zwanziger Jahre in den deutschen Universitäten auch mit *Soziologie*-Professuren fest verankern können: Tönnies/Kiel, von Wiese/Köln, Vierkandt/Berlin, Oppenheimer/Frankfurt am Main, Mannheim und von Rüstow/Heidelberg, Geiger/Braunschweig. Gemeinsam ist den beiden Positionen, daß sie – ausgenommen die Tätigkeit Webers, die allerdings nur bis 1920 geht, und ausgenommen ebenfalls die soziologischen Publikationen des „Vereins für Socialpolitik“ und des 1933 geschlossenen „Archivs für Sozialwissenschaft und Sozialpolitik“ – unter *gesellschaftspolitischen* Kriterien kaum Beachtung finden. Schließlich teilen beide Positionen eine sehr global-abschätzige Haltung gegenüber der *positivistischen*, ihrem „Sozialidealismus“ widersprechenden empirischen Sozialforschung und gegenüber allen soziologisch-programmatischen Versuchen, die nicht in Deutschland kreierte worden sind: Auseinandersetzungen mit der französischen, der britischen und amerikanischen Soziologie-Entwicklung und deren Ergebnissen gibt es daher nicht.

Das ändert sich nach 1945 insofern radikal, als nun in *Westdeutschland* die „Aufarbeitung“ der Soziologie der USA, vor allem der strukturfunktionalistischen Sozialtheorie und der teils (neo-)positivistischen, teils kritisch-rationalistischen empirischen Sozialforschung im Mittelpunkt steht.³⁹⁵ Diese Rezeptionsorientierung resultiert aus [121] zweierlei: Erstens legt die tiefgreifende Abhängigkeit Westdeutschlands von der USA-Administration nahe, nicht nur deren ökonomischen und politischen Kurs (Hilfsdienste für Imperialismus und Antikommunismus) zu übernehmen,³⁹⁶ sondern auch dem dort gutgeheißenen „way of (social) science“ nachzueifern. Zweitens sind die westdeutschen Soziologen durchaus für eine „re-education“ offen, die sich am Leitspruch der US-amerikanischen Soziologie ausrichtet: „Demokratie plus Sozialwissenschaft sichert den Bestand und den Zweck der Demokratie“³⁹⁷. Vor diesem Hintergrund, nach dessen gesellschaftsstrukturellen Gründen und Konsequenzen „soziologischerweise“ nicht weiter gefragt wird, sind die 1946 erfolgte Wiedergründung der Deutschen Gesellschaft für Soziologie, die gesamte Restaurationsphase der deutschen bürgerlichen Soziologie sowie deren Folgeprobleme zu sehen. Das Umschwenken auf die USA-gemachte freiheitlich-demokratische Soziologie und damit auch auf deren organisationstechnischen und legitimatorischen Stellenwert, den die künftige westdeutsche Soziologie in der „neuen“ Gesellschaftsordnung ebenfalls erhalten soll, kann sich allerdings erst dann effektiv vollziehen, wenn zuvor einige Gegnerschaften beiseite geräumt worden sind.

Vier Widersacher stellen sich nämlich dem drohenden Import der erfahrungswissenschaftlichen Soziologie und der sie leitenden neopositivistischen, kritisch-rationalistischen Wissenschaftstheorie entgegen:³⁹⁸ die *biologistisch-anthropologische Soziologie*, vertreten vor allem durch Arnold Gehlen (1904-1976); die *kulturpessimistische Antizivilisationssoziologie*, repräsentiert durch Freyer und Alfred Weber (1868-1958); die *neotranszendente Soziologie* von Helmut Schelsky (1912-1984); die *Frankfurter Schule*, an der Spitze mit Theodor W. Adorno (1903-1969) und Max Horkheimer (1895-1973); diese sind seit 1949 in dem wieder eingerichteten Frankfurter Institut für Sozialforschung tätig und werden kurz darauf Professoren für Philosophie an der Universität Frankfurt. Während es bei Freyer, Gehlen, Schelsky und Alfred Weber um die Propagierung *konservativer und subjektiv-formalistischer Welt- und Gesellschaftsanschauungen* geht, die zum Teil bereits vor 1939 veröffentlicht worden sind, bringt die Frankfurter Schule eine *Kritik am „positiven“ Szientismus* der amerikanischen Soziologie und an dessen *Affirmation* des Kapitalismus (Adorno/Horkheimer: *Dialektik der Aufklärung* 1948; Horkheimer: *Traditionelle und kritische Theorie* 1937). Der Einfluß von Gehlen (Der

³⁹⁵ Die folgenden Abschnitte stellen eine veränderte und teils erweiterte Fassung des Kapitels „Soziologie nach 1945“ (in: [H. Holzer, Soziologie in der BRD, Berlin 1982](#), S. 9 ff.) dar.

³⁹⁶ Vgl. dazu G. Fülberth, *Leitfaden durch die Geschichte der Bundesrepublik*, Köln 1983, S. 8 f.

³⁹⁷ F. H. Tenbruck, *Deutsche Soziologie im internationalen Kontext*, in: O. Lüschen (Hrsg.), *Deutsche Soziologie seit 1945*, Sonderheft 21 der Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, Opladen 1979, S. 88.

³⁹⁸ Vgl. dazu H. Lenk, *Zur wissenschaftstheoretischen Situation der deutschen Soziologie*, in: G. Lüschen (Hrsg.), *Deutsche Soziologie seit 1945*, a. a. O., S. 109.

Mensch 1940; Urmensch und Spätkultur 1956), Freyer (Theorie des gegenwärtigen Zeitalters 1955) und Alfred Weber (Prinzipien der Geschichts- und Kultursoziologie 1950; Der dritte oder der vierte Mensch 1951) auf die Soziologie nimmt in den fünfziger Jahren rapide ab, obwohl Gehlens „Seele im technischen Zeitalter“ ein gern vorgeführtes Seminarthema an den westdeutschen Universitäten bleibt. Schelsky kann sich dagegen eine gute Position sichern. Das liegt weniger an den Qualitäten der von ihm vertretenen transzendentalen Soziologie (Ortsbestimmung der deutschen Soziologie 1959), die – auf der Basis eines leeren Ich-Du-Wir-Verhältnisses – „in der Explikation der Bestimmungen der Freiheit des Menschen von der Gesellschaft und in einer von dort aus vorzunehmenden sinnkritischen und d. h. auch wertenden Reflexion des sozialen Gesamtatbestandes“³⁹⁹ besteht. Schelskys Erfolg rührt wohl eher aus seiner wissenschafts- und hochschulpolitischen Aktivität (Hochschulgründungen, Effektivierung der Soziologenausbildung), seinen erzkonservativen gesellschaftsdeutenden Moralpredigten (Auf der Suche nach Wirklichkeit 1965; Der Mensch in der wissenschaftlichen Zivilisation 1960) und seinen vielen *sozialempirischen* Arbeiten. Gerade mit letzteren befindet sich Schelsky, der sich den Jugendlichen (Arbeitslosigkeit und Berufsnot Jugendlicher 1952; Die skeptische Generation 1957), der Familie (Wandlungen der deutschen Familie in der Gegenwart 1953), der Sexualität (Soziologie der Sexualität 1955) und der Arbeit (Die sozialen Folgen der Automatisierung 1957) widmet, in guter und zahlreicher Gesellschaft. Denn neben den Auseinandersetzungen um die „richtige“ theoretische Orientierung entfaltet sich seit Mitte der fünfziger Jahre ein breites Interesse an *aktuell-politischen Problemfeldern* und deren „realistischer“ Beschreibung. Insbesondere geht es um die Bereiche *Industriearbeit, Familie, Gemeinde, Verbände*.⁴⁰⁰

Vermittelt vor allem über die empirische Orientierung, von der diese Arbeiten wesentlich geprägt sind, dringen amerikanische Sozialforschung und strukturfunktionalistische Theorie in die westdeutsche Soziologie ein. Sie tragen – neben ihren innerwissenschaftlichen Auswirkungen – damit entscheidend zu dem Vorgang bei, in dessen Verlauf sich die westdeutsche Soziologie mehr und mehr als *sozialtechnische* Kraft zu interpretieren und zu etablieren beginnt. Sozialtechnik wird hierbei – getreu den US-amerikanischen Leitbildern – als sozialwissenschaftliche Tätigkeit im Rahmen *vorgegebener, der Forschungs- und Anwendungsreflexion entzogener* gesellschaftlicher Bedingungen verstanden. Insofern ist mit dieser Wende zur Sozialtechnik ein *fragloses Einpassen* der westdeutschen Soziologie in die gesellschaftlichen Rahmenbedingungen verbunden, die vor allem [123] nach der Gründung der BRD (1949), offen zutage treten: Restauration des Kapitalismus, Ausbau des staatsmonopolistischen Herrschaftsapparats und dessen Eingliederung in das imperialistische, antisowjetische „Weltkonzept“ der USA-Administration und ihrer Verbündeten. In den fünfziger Jahren, in denen die Grundlagen für diese Konstellation geschaffen werden, ist an den Anspruch, Soziologie als Sozialtechnik zu betreiben, gleichzeitig die Bereitschaft gekoppelt, die *sozialtechnische Soziologie* als Instrument der „*Befestigung der Restauration*“⁴⁰¹ nutzen zu lassen. Gegen die Umwandlung von Soziologie in eine sozialtechnische Veranstaltung richtet sich die Wissenschafts- und Gesellschaftskritik der *Frankfurter Schule*, die die technokratische Instrumentalistik einer solchen Soziologie und deren Vereinnahmung durch das (angeblich) undurchdringliche, Widerstand ausschließende Monopolkapital attackiert. Mit dieser Einschätzung, deren Mischung aus richtigen Einsichten und falschem Bewußtsein hier nicht weiter verfolgt werden kann, ist die Frankfurter Schule zwar nicht imstande, die Expansion sozialtechnischer Orientierung aufzuhalten. Es gelingt dem Frankfurter Institut aber

³⁹⁹ H. Schelsky, Ortsbestimmung der deutschen Soziologie, Düsseldorf 1959, S. 99.

⁴⁰⁰ *Industriearbeit*: C. Jantke, Bergmann und Zeche 1953; F. Croner, Die Angestellten in der modernen Gesellschaft 1954; Th. Pirker/S. Braun/B. Lutz/ Th. Hammelrath, Arbeiter – Mitbestimmung – Management 1955; F. Pollock, Die sozialen und wirtschaftlichen Folgen der Automation 1956; H. Popitz/H. P. Bahrdt/E. Jüres/H. Kesting, Das Gesellschaftsbild des Arbeiters 1957, und Technik und Industriearbeit 1957; R. Dahrendorf, Sozialstruktur des Betriebes 1959; L. von Friedeburg, Soziologie des Betriebsklimas 1963.

Familie: Wurzbacher, Leitbilder des gegenwärtigen deutschen Familienlebens 1951; H. Schelsky, Wandlungen der deutschen Familie in der Gegenwart 1953; D. Claessens, Familie und Wertsystem 1962.

Gemeinde: Die Gemeinde 1958; R. Mayntz, Soziale Schichtung und sozialer Wandel in einer Industriegemeinde 1958.

Verbände: Th. Eschenburg, Die Herrschaft der Verbände 1955 F. Neumann, Partei in der Bundesrepublik 1956; R. Mayntz, Parteigruppen in der Großstadt 1959; U. Lohmar, Innenparteiliche Demokratie 1963.

⁴⁰¹ G. Fülberth, Leitfaden durch die Geschichte der Bundesrepublik, a. a. O., S. 18.

dennoch, so weit Fuß zu fassen, daß sie ihre Position im Bereich der westdeutschen Sozialwissenschaft verbessert.⁴⁰²

Dominierend in der westdeutschen Soziologie ist allerdings die *Kölner Schule*, die sich Ende der fünfziger Jahre herausbildet und – erst auf neopositivistischer, dann auf kritisch-rationalistischer Basis – einen gradlinigen sozialtechnischen Kurs steuert. Protagonisten der Kölner Schule sind René König (geb. 1906 [† 1992]; *Soziologie heute* 1949; *Soziologische Orientierungen* 1965) und Erwin K. Scheuch (geb. 1928 [† 2003]; *Methoden* 1967, *Grundbegriffe der Soziologie* 1972). In Auseinandersetzung mit der Frankfurter Schule baut die Kölner Schule in den sechziger Jahren ihre Position aus. Der Schulenstreit konzentriert sich dabei auf das *Grundthema*, das bis heute die Entwicklung der Soziologie in der BRD bestimmt. 1960 wird das Thema in der Konfrontation zwischen „soziologischer Theorie“ (als quasi-nomologischer Hypothesenhierarchie) und „Theorie von Gesellschaft“ (als Interpretationszusammenhang gesellschaftlicher Totalität) von König und Adorno disputiert.

König: „Man kann das vorliegende Problem nicht besser charakterisieren, als indem man zwischen einer *soziologischen Theorie* einerseits und einer *Theorie der Gesellschaft* andererseits unterscheidet. Während sich die soziologische Theorie in einzelnen, deutlich gegeneinander abgrenzbaren Problemen bewegt, die auf bestehender Erkenntnis weiterbauen oder diese auch widerlegen, bemüht [124] sich die Theorie der Gesellschaft um die Deutung der Totalität des sozialen Daseins. Dabei werden gewiß einzelne Bestandteile der soziologischen Theorien verarbeitet, aber nicht in einem eigentlich theoretischen Zusammenhang, sondern einzig um der Deutung willen. Diese ist ihrerseits teils Rechtfertigung, teils Polemik, niemals aber sachlich interessiert.“⁴⁰³

Adorno: „... der Inbegriff der Gesellschaft wie er nicht nur jedes sogenannte Teilgebiet unter sich befaßt, sondern in jedem auch als ganzer erscheint, ist weder ein bloßes Feld mehr oder minder verbundener Tatsachen noch eine oberste logische Klasse, zu der man durch fortschreitende Generalisierung gelangte. Sondern er ist in sich selbst ein Prozeß, ein sich und seine Teilmomente Produzierendes, zur Totalität ... Zusammenhängendes.“⁴⁰⁴

1961 kreieren Adorno und Popper auf dem Deutschen Soziologentag den sogenannten *Positivismusstreit*, der dem gleichen Tatbestand gilt. Diese Auseinandersetzung zieht sich durch die sechziger Jahre und wird insbesondere von Hans Albert (geb. 1921) und Jürgen Habermas (geb. 1929) getragen. Schließlich wird die Kontroverse von der Deutschen Gesellschaft für Soziologie aufgenommen und in einen offiziellen, von Karl Otto Hondrich (*Theorie der Herrschaft* 1973) organisierten *Theorienvergleich* umgewandelt. Der Vergleich dauert von 1974 bis 1978 und vollzieht sich sowohl auf den Soziologentagen dieser Zeit wie in Arbeitsgruppen der DGS.⁴⁰⁵

Bei den Debatten geht es stets um die Frage nach der „richtigen“ sozialwissenschaftlichen Methodik: quasi-naturwissenschaftlich *oder* historisch-hermeneutisch. Und es geht damit um die Frage der „richtigen“ Gegenstandsbestimmung: Abtrennung des möglichst als individuelles Verhalten gefaßten sozialen Handelns vom gesamten gesellschaftlichen Zusammenhang *oder* historisch-konkrete Analyse der Gesellschaftsform und des in ihr stattfindenden sozialen Handelns. Im Zentrum steht also das Problem, inwieweit es eine begründbare Alternative zu einer Soziologie gibt, die sich allein auf isolierbare „Erscheinungen“ fixiert, von deren Gesellschaftlichkeit und Geschichtlichkeit aber abstrahiert. Zur Diskussion steht demnach die – für den Neopositivismus wie für den Kritischen Rationalismus *grundlegende* – positivistische Einstellung zur gesellschaftlichen Wirklichkeit. Ohne die Differenzen zwischen Neopositivismus und Kritischem Rationalismus zu übergehen, meint *Positivismus* in diesem Sinne eine Einstellung, die folgende *empirisch-analytische* Wissenschaftslogik beinhaltet:

⁴⁰² Vgl. zur Geschichte und zum damaligen Stand des Instituts für Sozialforschung P. Kluge, Das Institut für Sozialforschung, und H. Dubiel, Soziale Strukturen der Forschungsorganisation der frühen Kritischen Theorie, in: W. Lepenies (Hrsg.), *Geschichte der Soziologie* 2, S. 390 ff. und 430 ff.; vgl. dazu weiter H. Dubiel, *Wissenschaftsorganisation und politische Erfahrung*, Frankfurt am Main 1978.

⁴⁰³ R. König, Einleitung, in: *Soziologie*, Frankfurt am Main 1970, S. 11.

⁴⁰⁴ Th. W. Adorno, *Klangfiguren*, Frankfurt am Main 1959, S. 9.

⁴⁰⁵ Vgl. zur Kontroverse zwischen Adorno, Albert, Habermas und Popper: Th. W. Adorno u. a., *Der Positivismusstreit in der deutschen Soziologie*, Neuwied – Berlin(West) 1969; zum Theorienvergleich: H. Holzer, *Soziologie in BRD*, a. a. O.

Erstens, gesellschaftliche Wirklichkeit wird tendenziell in „Natur“ verwandelt und nur aufgelöst in „Einzeltat-[125]sachen“ als Thema soziologischer Arbeit zugelassen – als Einzeltatsachen, die ihrer konkret-historischen, menschlich-praktischen Form entkleidet sind. *Zweitens*, die Wissenschaftlichkeit soziologischer Arbeit wird letztlich an die Formulierung allgemeingültiger, universeller Gesetzhypothesen gebunden, aus denen mit Hilfe deduktionslogischer Schematisierung die jeweils interessierenden Ereignisse erklärt und vorausgesagt werden sollen. *Drittens*, als solche Ereignisse können aber nur die „Tatsachen“ thematisiert werden, die genau unter die Bedingungen der axiomatisch-deduktiven Methodik und ihrer, in a und b genannten, Anforderungen passen.

Die Auseinandersetzung um diesen Positivismus und dessen Stellenwert in der Soziologie wird in den sechziger Jahren einerseits vom *Anwachsen* der gesellschaftlichen – akademischen und berufspraktischen – *Bedeutung* der Disziplin, andererseits von der intensiven *Rezeption des amerikanischen Funktionalismus* begleitet. Um letzteres macht sich vor allem Ralf Dahrendorf (geb. 1929[-2009]) verdient. Er sichert sich mit der Studie „Soziale Klassen und Klassenkonflikt in der industriellen Gesellschaft“ (1959) eine wichtige, politisch einem illusionären Liberalismus verpflichtete Position in der BRD-Soziologengemeinde. Er präsentiert mit seinem Buch „Gesellschaft und Freiheit“ (1961) in voller Breite die strukturfunktionalistischen Axiome, deren integrationstheoretische Fassung (Parsons) er kritisiert und durch eine konflikt- und wandlungstheoretische Orientierung ersetzt wissen will.

So geht Dahrendorf zwar von den Annahmen des Strukturfunktionalismus aus – „Es ist die Absicht der strukturell-funktionalen Theorie, einen Satz von zusammenhängenden Kategorien zu formulieren, mit deren Hilfe 1. jedes soziale Teilphänomen – soziale Kategorie oder Gruppe, Norm oder Institution – so analysiert werden kann, daß seine Rolle innerhalb bestimmter Strukturen und in aus diesen Strukturen herausgewachsenen Prozessen deutlich wird, 2. ganze Gesellschaften so analysiert werden können, daß nicht nur ihre Struktur, sondern auch ihre ‚neuralgischen‘ Punkte und die durch diese suggerierten Entwicklungstendenzen der wissenschaftlichen Rationalisierung zugänglich werden“⁴⁰⁶ –, weist aber die „Statik“ insbesondere des Parsonsschen Funktionalismus entschieden zurück: „Nach der strukturell-funktionalen Theorie sind Konflikte und Wandel pathologische Abweichungen von der Norm der gleichgewichtigen Systeme; für (meine) Theorie dagegen bezeichnen Stabilität und Starre die Pathologie der Gesellschaft. Im Funktionalismus bleiben Probleme der Konflikte stets schwer zu bewältigende Randerscheinungen des gesellschaftlichen Lebens, sie stehen aber im Zentrum jeder Analyse des (von mir) versuchten theoretischen Ansatzes.“⁴⁰⁷

So richtig auch Dahrendorfs Attacke gegen das Parsonssche Gleichgewichtsmodell ist, der konflikttheoretische Akzent löscht das „Funktionalistische“ am Funktionalismus keineswegs aus: Die von Dahrendorf angesetzten „Konflikte“ und „Wandlungsprozesse“ werden stets im Hinblick auf ein normierendes „soziale System“ beschrieben. Zudem wurzeln sie nicht in konkret-gesellschaftlichen Bedingungen, sondern in der anthropologisch-abstrakt postulierten „konstitutionellen Ungewißheit der menschlichen Existenz“.⁴⁰⁸

In der Konstellation, die durch den Positivismus, den Import des US-amerikanischen Strukturfunktionalismus und die zunehmende gesellschaftliche und akademische Salonfähigkeit der Soziologie geschaffen wird, kristallisiert sich Ende der sechziger, siebziger Jahre eine deutliche, bis heute anhaltende Differenzierung auf der Theorieebene der Disziplin heraus. Zwar nimmt die „reinste“ Form des soziologischen „Positivismus“ (siehe oben), die *Verhaltenstheorie*, nach wie vor einen respektablen Platz ein. Sie wird aber eingekreist von der (größtenteils ebenfalls importierten) *Interaktionstheorie*, der *System- und Evolutionstheorie* und der erkenntnis-, sprach- und kommunikationsanalytisch untermauerten „*Kritischen*“, *ehemals Frankfurter Theorie*.

Die *Verhaltenstheorie* – gekennzeichnet durch extrem sozialtechnische Orientierung, „naturwissenschaftlich“ ausgeprägte empirische Sozialforschung und betonte Gesellschafts- und Geschichtslosigkeit – wird insbesondere von Karl Dieter Opp (geb. 1937; *Verhaltenstheoretische Soziologie* 1972,

⁴⁰⁶ Dahrendorf, *Struktur und Funktion*, in: R. Dahrendorf, *Gesellschaft und Freiheit*, München 1961, S. 72.

⁴⁰⁷ R. Dahrendorf, *Die Funktion sozialer Konflikte*, in: R. Dahrendorf, *Gesellschaft und Freiheit*, a. a. O., S. 127.

⁴⁰⁸ Ebenda, S. 130; vgl. dazu R. Dahrendorf, *Homo Sociologicus*, Tübingen 1958. Zur Einschätzung der Dahrendorfschen Argumentation vgl. H. Holzer, *Evolution oder Geschichte?*, Köln 1978 und Berlin 1979, S. 55 ff.

Methodologie der Sozialwissenschaften 1976) vertreten. „Das Programm des ‚verhaltenstheoretischen Ansatzes‘ ... läßt sich in grober Weise so skizzieren: Soziologische Probleme sollen einer Lösung nähergebracht werden, indem Sätze angewendet werden, die etwas über Individuen, deren Beziehungen zueinander und zu Sachen (im weitesten Sinne) aussagen.“⁴⁰⁹

Die hier geforderten Sätze sollen *universelle, raum- und zeitunabhängige Geltung* haben. Sie sollen die „soziologischen“ Probleme und Ereignisse – also die als „Verhalten“ gedeuteten gesellschaftlichen Erscheinungen – auf die (dem „gesellschaftsleeren“ Lohn-Strafe-Schematismus eingepaßte) menschliche *Verhaltensnatur* zurückführen und dadurch erklären oder prognostizieren. Solche Sätze glaubt Opp in der (Skinnerschen) *Lernpsychologie* finden zu können. Was heißt: Die Verhaltenstheorie schränkt nicht nur den Gegenstandsbereich der Soziologie auf individuelles (quasi-naturhaftes) Verhalten ein; [127] sie reduziert zudem die Soziologie selber auf (Lern-) Psychologie. „1. Begriffe der Soziologie sind durch Begriffe der Psychologie definierbar. 2. Aussagen der Soziologie sind in ihrer ursprünglichen oder in modifizierter Form aus Aussagen der Psychologie logisch ableitbar.“⁴¹⁰

Gegen den verhaltenstheoretischen Individualismus, Naturalismus und Psychologismus wenden sich die Repräsentanten *der Interaktionstheorie*, die sich in den siebziger Jahren vor allem um Joachim Matthes (geb. 1930-[2009]) und die Bielefelder Soziologengruppe scharen. Sie brandmarken die verhaltenstheoretische Verfahrensweise als „naturalistische Verfehlung, die ... der Tatsache (widerspricht), daß menschliche Individuen in ihren Handlungssituationen nicht rein reaktiv sich ‚verhalten‘, sondern sich in spezifischer Weise vermittelt symbolischer Prozesse um eine ‚Definition‘ der Situation bemühen und diese Situations- bzw. die antizipierte Definition interaktiver Partner in ihr Handlungskalkül eingehen lassen“.⁴¹¹ Matthes und die Bielefelder Soziologen (*Alltagswissen, Interaktion und gesellschaftliche Wirklichkeit* 1973) formulieren ein Programm zur interaktionstheoretischen Verfahrensweise; sie beziehen sich hierbei sowohl auf das in der BRD sehr populäre Buch „Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit“ von Peter L. Berger/Thomas Luckmann (1970, erstmals 1866) wie auch die Arbeiten von Mead, Blumer und Garfinkel.

„Die Grundannahme (der Interaktionstheorie – H. H.) läßt sich auf die Formel bringen, daß soziale Wirklichkeit, ‚das Soziale‘, in *Interaktionen*, und nur in Interaktionen, hervorgebracht, angeeignet, bestätigt und verändert wird ... Interaktion wird dabei verstanden ... als die ‚durch Kommunikation vermittelten wechselseitigen Beziehungen zwischen Personen und Gruppen und die daraus resultierende wechselseitige Beeinflussung ihrer Einstellungen, Erwartungen und Handlungen‘ (Lexikon der Soziologie). Anders ausgedrückt: Interaktionen schließen stets (Alltags-),Theorien‘ ein und werden von ihnen geleitet ... Konstitutives Merkmal von Alltagswissen ist, daß es intersubjektiv geteilt oder teilbar ... und sozial verteilt ... ist ... Interaktionistisch-wissenssoziologisch orientierte Theorien ... haben, aus ihrer Grundannahme folgend, einen eigentümlichen *Struktur*-Begriff ... Soziale Strukturen (erscheinen) als Anordnungen, die in Interaktionen hervorgebracht und über sie und in ihnen – und nur in ihnen – wirksam werden.“⁴¹²

So gerechtfertigt die Attacke der Interaktionstheoretiker auf die Verhaltenstheorie und deren naturalistisch-sozialtechnischen Individualismus auch ist – diese Attacke bleibt trotz ihrer offensichtlichen [128] anti-positivistischen Orientierung in *handlungs-, interaktions- und wissensidealistischen Spekulationen* stecken. Denn einerseits sitzt die Interaktionstheorie selber einem folgenreichen *Naturalismus* auf – nicht einem Verhaltens-, aber einem „Interaktionsnaturalismus“, in dessen Perspektive das „Soziale“ auf eine allgemeingültige menschliche *Handlungsnatur* zurückgeführt wird. Andererseits löst die interaktionistische Theorieform „gesellschaftliche Verhältnisse“ und „Vergesellschaftung“ in

⁴⁰⁹ K. D. Opp, Der verhaltenstheoretische Ansatz, in: M. R. Lepsius (Hrsg.), *Zwischenbilanz der Soziologie*, a. a. O., S. 60. Zur Einschätzung der Verhaltenstheorie vgl. H. Holzer, *Evolution oder Geschichte?*, a. a. O., S. 29 ff.

⁴¹⁰ H. J. Hummell/K. D. Opp, *Soziologie ohne Soziologie?*, in: K. D. Opp/H. J. Hummell, *Soziales Verhalten und soziale Systeme*, Bd. 1, Frankfurt am Main 1973, S. 19.

⁴¹¹ M. Schmid, *System, Handlung, Reduktion*, in: C. Mühlfeld/M. Schmid (Hrsg.), *Soziologische Theorie*, Hamburg 1974, S. 49. Zur Einschätzung der Handlungs- und Interaktionstheorie vgl. H. Holzer, *Evolution oder Geschichte?*, a. a. O., S. 41 ff.

⁴¹² J. Matthes, *Handlungstheoretisch-interaktionistisch-phänomenologisch orientierte Theorien*, in: M. R. Lepsius (Hrsg.), *Zwischenbilanz der Soziologie*, a.a.O., S. 53 f.

tätigkeits- und arbeitsunabhängige, ihre Vergegenständlichungstendenz leugnende Interaktionen und intersubjektive symbolische Vermittlungen auf.⁴¹³

Gegen den Individualismus der Verhaltens- und Interaktionstheorie, gegen deren Reduktion des „Sozialen“ auf individuelles Verhalten oder Handeln wendet sich die *System- und Evolutionstheorie*. Ihr markantester Vertreter in der BRD ist Niklas Luhmann (geb. 1927 [† 1998]; Zweckbegriff und Systemrationalität 1968, Soziologische Aufklärung 1970/75, Macht 1975, Gesellschaftsstruktur und Semantik 1980/81). Als Konsequenz seiner intensiven Auseinandersetzung mit den Arbeiten von Parsons und Max Weber geht Luhmann davon aus, daß soziales Handeln *sinnkonstituiert, sinnorientiert* ist und *systembildende* Qualität besitzt. Hauptpunkt der Soziologie ist für Luhmann die Frage nach der Bildung, dem Bestand und der Entwicklung *sozialer Systeme*. Die – dem sozialen Handeln unterstellte – *Notwendigkeit*, soziale Systeme zu erzeugen und fortzuentwickeln, führt er – mit Rückgriff auf Gehlens Theorie vom „Mängelwesen Mensch“ – *anthropologisch* ein: Die Bildung sozialer Systeme ist der Versuch, die in der „Welt“ gegebene Fülle von Möglichkeiten, die vorhandene *Komplexität* des Erlebbaren mit der begrenzten Kapazität der menschlichen Fähigkeiten zu Wahrnehmung, Informationsverarbeitung und Aktion in Einklang zu bringen.

„Von sozialen Systemen kann man immer dann sprechen, wenn Handlungen mehrerer Personen sinnhaft aufeinander bezogen werden und dadurch in ihrem Zusammenhang abgrenzbar sind von einer nicht dazugehörigen Umwelt. Sobald überhaupt Kommunikation unter Menschen stattfindet, entstehen soziale Systeme; denn mit jeder Kommunikation beginnt eine Geschichte, die durch aufeinander bezogene Selektionen sich ausdifferenziert, indem sie nur einige von vielen Möglichkeiten realisiert. Die Umwelt bietet immer mehr Möglichkeiten, als das System sich aneignen und verarbeiten kann. Sie ist insofern notwendig komplexer als das System selbst. Sozialsysteme konstituieren sich durch Prozesse der Selbstselektion – so wie Lebewesen durch Prozesse der Autokatalyse. Sowohl ihre Bildung [129] als auch ihre Erhaltung impliziert daher eine Reduktion der Komplexität des überhaupt Möglichen.“⁴¹⁴

In diesem Rahmen unterscheidet Luhmann drei soziale Systeme: *Interaktionssysteme*, die auf der wechselseitigen Wahrnehmung von Anwesenden beruhen; *Gesellschaftssysteme*, die die füreinander erreichbaren kommunikativen Handlungen umfassen; *Organisationssysteme*, die – als Teile komplexer Gesellschaftssysteme – durch formale Mitgliedschaft und damit gegebenen Eintritts- und Austrittsbedingungen gekennzeichnet sind. Die System- und Evolutionstheorie hat demnach die Aufgabe zu erklären, „wie soziale Systeme sich durch Prozesse der Selbstselektion und der Grenzziehung konstituieren. Dieser Konstitutionsprozeß läuft aber unter je besonderen Bedingungen ab, so daß Systemtypen entstehen, die sich nicht aufeinander zurückführen lassen. Nicht alle Sozialsysteme bilden sich nach der Formel Interaktion, nicht alle Sozialsysteme nach der Form Gesellschaft und erst recht nicht alle Sozialsysteme nach der Formel Organisation.“⁴¹⁵

Im wesentlichen konzentriert sich Luhmann auf das System „Gesellschaft“, das er einerseits als über *Kommunikation* vermittelt, andererseits als *evolutionsfähig* ansieht. Dementsprechend konzipiert Luhmann die von ihm propagierte Theorieform als Zusammenhang aus *System-, Evolutions- und Kommunikationstheorie*. „Wie immer abstrakt man eine allgemeine Systemtheorie, eine allgemeine Evolutionstheorie und eine allgemeine Kommunikationstheorie formulieren kann – auf der spezifisch soziologischen Ebene der Gesellschaftstheorie sind alle drei Theoriekomponenten notwendig und setzen sich wechselseitig voraus.“⁴¹⁶

Dennoch setzt sich das Konzept „System“ in den Luhmannschen Arbeiten als eine *Quasi-Grundkategorie* durch. In *systemtheoretischer* Perspektive faßt er Gesellschaft als System, indem er die

⁴¹³ Vgl. dazu die an früherer Stelle geäußerten Bemerkungen zur amerikanischen Interaktionstheorie und Ethnomethodologie im Abschnitt „USA“, S. 93 ff.

⁴¹⁴ Luhmann, Interaktion, Organisation, Gesellschaft, in: N. Luhmann, Soziologische Aufklärung 2, Opladen 1975, S. 9 f.

⁴¹⁵ Ebenda, S. 13.

⁴¹⁶ N. Luhmann, Systemtheorie, Evolutionstheorie und Kommunikationstheorie, in: N. Luhmann, Soziologische Aufklärung 2, a. a. O., S. 196 f.

Differenz zwischen System und Umwelt herausstellt. In *evolutionstheoretischer* Perspektive betrachtet er das System „Gesellschaft“ im Hinblick auf dessen evolutionäre Prozesse: die Prozesse der *Variation* (Kombination von Systemelementen), *Selektion* (Auswahl systemrelevanter Ereignisse) und *Stabilisierung* (Organisierung des Systemzusammenhanges). In *kommunikationstheoretischer* Perspektive thematisiert er das System „Gesellschaft“ unter dem Gesichtspunkt, wie die Variations-, Selektions- und Stabilisierungsleistungen system- und evolutionskonstitutiv übertragen, „kommuniziert“ werden.

Die Gemeinsamkeit der Luhmannschen System- mit der zuvor geschilderten Verhaltens- und Interaktionstheorie besteht darin, daß [130] auch bei Luhmann eine Art „Naturalismus“ vorherrscht. Er führt das „Soziale“ ebenfalls auf eine – als raum- und zeitunabhängig gesetzte – Natur, auf die „Systemnatur“ zurück. Die Systemnatur wird einerseits an die – individuelles Handeln tragende, von individuellem Handeln hergestellte – *Sinnkonstitution* gekoppelt, andererseits als eine Größe angeboten, die *aus sich heraus* ihre eigene Differenzierung und Entwicklung „emaniert“. Beides läßt die *idealistische* Attitüde Luhmanns erkennen. Dessen Argumentation ist aber nicht nur idealistisch; sie ist – aufgrund der „Raum- und Zeitlosigkeit“ der systemtheoretischen Kategorien – zudem „*inhaltsleer und gegenstandslos*“.⁴¹⁷ Die Inhaltslosigkeit und Unbestimmtheit wiederum verleihen Luhmanns Konzeption eine außerordentliche *Willkürlichkeit*, da „die Theorie instand (gesetzt wird), funktionalistische Reflexionsmuster auf beliebige empirische Gegenstände der gesellschaftlichen Wirklichkeit aufzusetzen“.⁴¹⁸ Insofern trifft das Folgende auch auf die Luhmannsche Konzeption zu: „Wenn man unter einer Theorie sozialer Systeme ... ein Gefüge von Gesetzesaussagen versteht, die sich auf das Gesamtverhalten des Systems und auf systemare Operationen im Allgemeinen sowie im Einzelfall beziehen, dann muß man feststellen, daß auch nur der Versuch der Konstruktion einer solchen Theorie (in der bürgerlichen Soziologie – H. H.) bislang ... in keinem Fall erfolgreich abgeschlossen worden ist.“⁴¹⁹ Daß Luhmann allerdings mit seinem Systemfetischismus, seiner leerformelhaften Sinnkonstruktion und der Umdeutung gesellschaftlicher Verhältnisse in sich selbst differenzierende und bewegende Entitäten sehr viel über aktuelle Zustände im Kapitalismus „umsetzt“, ist offensichtlich. Denn diese Verhältnisse sind in der Tat durch eine eklatante „Systemverselbständigung“, „Systemverdinglichung“ (der Profitherrschaft gegenüber den arbeitenden Menschen und ihren Familien) geprägt; und sie sind ebenso geprägt durch ein intensives Verlangen nach lebenswertem selbstbestimmtem „Sinn“ und einer ebensolchen Zukunft. Beides findet in der Luhmannschen „Theorie“ eine perverse „wissenschaftliche“ Bewältigung.⁴²⁰

Gegen Luhmanns Inhaltslosigkeit und Unbestimmtheit wendet sich Habermas (Theorie und Praxis 1963, Erkenntnis und Interesse 1968, Technik und Wissenschaft als „Ideologie“ 1968, Zur Logik der Sozialwissenschaften 1970, Legitimitätsprobleme im Spätkapitalismus 1973, Zur Rekonstruktion des Historischen Materialismus 1974, Theorie des kommunikativen Handelns 1981). Er hält die system- und evolutionstheoretischen Kategorien für unzulänglich, weil sie nur „formale Universalien“ sozialer Systeme festzuhalten erlauben. Er [131] will diese Universalien deshalb mit „*kulturellen Universalien*“⁴²¹ ergänzen, die „Gesellschaft“ nicht ein abstrakt-soziales, sondern ein *soziokulturelles* System sein lassen. Im Hinblick auf system- und evolutionstheoretische Anstrengungen fordert Habermas daher: „Eine der Komplexität gesellschaftlicher Systeme angemessene Evolutionstheorie muß mindestens *drei Dimensionen* trennen: den *wissenschaftlich-technischen Fortschritt* der auf kommunikative Lernprozesse gegenüber einer im Funktionskreis instrumentellen Handelns konstituierten Wirklichkeit zurückgeht (Entfaltung der Produktivkräfte); die *Steigerung der Steuerkapazität* gesellschaftlicher Systeme, die auf Lernprozesse im Rahmen strategischen Handelns und soziotechnischen

⁴¹⁷ K. H. Tjaden, Krisenreflexion und Krisentheorie, in: H. J. Krysmanski/P. Marwedel (Hrsg.), Die Krise in der Soziologie, Köln 1975, S. 95.

⁴¹⁸ Ebenda.

⁴¹⁹ K. H. Tjaden, Soziologische Systemtheorie als Gegensatz zur Gesellschaftstheorie?, in: K. O. Hondrich/J. Matthes (Hrsg.), Theorienvergleich in den Sozialwissenschaften, Darmstadt – Neuwied 1978, S. 126 f.

⁴²⁰ Vgl. zur Einschätzung der Luhmannschen Konzeption: H. Holzer, Kapitalismus als Abstraktum?, a. a. O., S. 81 ff.

⁴²¹ J. Habermas, Theorie der Gesellschaft oder Sozialtechnologie?, in: J. Habermas/N. Luhmann, Theorie der Gesellschaft oder Sozialtechnologie, Frankfurt am Main 1971, S. 273.

Planens zurückgeht (Erzeugung von Strategien und Organisationen, Erfindung von Steuerungstechniken); und schließlich die *emanzipatorische Veränderung* von Institutionssystemen, die auf Lernprozesse gegenüber Ideologien zurückgehen (Erzeugung von Legitimationsforderungen, Innovation von Rechtfertigungen und praktisch folgenreicher Kritik).⁴²²

Die drei Dimensionen sind für Habermas die Ebenen, auf denen sich die gesellschaftlich organisierte „*Reproduktionsform menschlichen Lebens*“⁴²³ vollzieht – und zwar auf der Basis von (logischerweise) drei *Handlungsformen*: des *instrumentellen* Handelns (bestimmt durch den Produktionszweck), des *strategischen* Handelns (bestimmt durch die Kooperationsnotwendigkeit) und des *kommunikativen* Handelns (bestimmt durch die und Interessen derer, die die jeweilige Reproduktionsform tragen). Habermas subsumiert die Handlungstypen unter das Kategorienpaar „*Arbeit*“ (Entfaltung der Produktivkräfte und Steuerungstechniken durch instrumentelles und strategisches Handeln) und „*Interaktion*“ (Entfaltung des sogenannten *institutionellen Rahmens* durch kommunikatives Handeln). Das, was jene Reproduktionsform als *Gesellschaftszusammenhang* ausmacht, bindet Habermas an den Bereich der „*Interaktion*“: Dieser bestimmt die Reproduktionsform als gesellschaftliche Organisation dadurch, daß er die *Form der sozialen Integration* festlegt und gewährleistet. Unter sozialer Integration versteht Habermas die Vereinheitlichung der gesellschaftlichen Lebenswelt mittels kommunizierter Werte und Normen. Die *normative* Seite der Integration wird dabei einerseits begriffen als das jeweils erreichte moralisch-praktische Niveau der Subjekte, das – bezogen auf die historische Abfolge von Integrationsformen – den Stand der *Entfaltung von Subjektivität* anzeigt. Die normative Struktur wird andererseits als der Hinweis auf den *Maßstab* genommen, an dem die gesellschaftliche Lebenswelt kritisch ge-[132]messen werden kann. Dazu taugt nach Habermas die normative Struktur deshalb, weil sie rückgekoppelt ist an ein *abstrakt-anthropologisches Kriterium*, das gleichzeitig das abstrakt-anthropologische Ziel der Menschheitsgeschichte ist: die „*Mündigkeit*“⁴²⁴ der Menschen. „Das Interesse an Mündigkeit schwebt nicht bloß vor, es kann a priori eingesehen werden. Das, was uns aus der Natur heraushebt, ist nämlich der einzige Sachverhalt, den wir seiner Natur nach kennen können: die *Sprache*. Mit ihrer Struktur ist Mündigkeit *für uns* gesetzt. Mit dem ersten Satz ist die Intention eines allgemeinen und ungezwungenen Konsensus unmißverständlich ausgesprochen. Mündigkeit ist die einzige Idee, deren wir im Sinne der philosophischen Tradition mächtig sind.“⁴²⁵

Deswegen ist in der Habermasschen „*Kritischen Theorie*“ der institutionelle Rahmen, die normativ-praktische Struktur der „*Kern*“⁴²⁶ des gesellschaftlichen Zusammenhangs und der „*Schrittmacher*“ der sozialen Entwicklung. Deswegen ist Hauptaufgabe dieser „*Kritischen Theorie*“ ihr *emanzipatorisches*, weil an der Herstellung von Mündigkeit orientiertes Erkenntnisinteresse in solche Analysen umzusetzen, die das menschliche Bewußtsein von nicht legitimierbarer gesellschaftlicher Repression befreien und auf die Utopie einer gleichermaßen als Ziel ausgewiesenen „*herrschaftsfreien Diskussion*“⁴²⁷ richten.

Auf den Habermasschen *Sprach-, Norm- und Kommunikationsidealismus* kann hier nicht im einzelnen eingegangen werden.⁴²⁸ In cursorischer Kritik ist jedoch festzuhalten: Die „*Kritische Theorie*“ basiert auf einem Handlungs- und Interaktionsmodell par excellence, dessen Anwendung auf „*Gesellschaft*“ diese zu einer „*Sprechsituation*“ macht. „Das zentrale Merkmal aller Interaktionsmodelle ist ihre kategoriale Trennung der Kommunikation von der Arbeit. Gegen deren Doppelcharakter (nämlich stofflich charakterisiert und gesellschaftlich formbestimmt zu sein – H. H.) vertreten sie die Zwieschlächtigkeit der Konstitution von Gesellschaft. Arbeit und Interaktion werden undialektisch

⁴²² Ebenda, S. 276.

⁴²³ J. Habermas, Zur Rekonstruktion des Historischen Materialismus, in: J. Habermas, Zur Rekonstruktion des Historischen Materialismus, Frankfurt am Main 1976, S. 149.

⁴²⁴ J. Habermas, Erkenntnis und Interesse, in: J. Habermas, Technik und Wissenschaft als „*Ideologie*“, Frankfurt am Main 1968, S. 163.

⁴²⁵ Ebenda.

⁴²⁶ J. Habermas, Zur Rekonstruktion des Historischen Materialismus, a. a. O., S. 159.

⁴²⁷ Vgl. dazu J. Habermas, Zur Theorie des kommunikativen Handelns II, a. a. O., S. 548 ff.

⁴²⁸ Vgl. dazu H. Holzer, Evolution oder Geschichte?, a. a. O., S. 107 ff.

nebeneinandergestellt ... So sichere die Arbeit zwar die gewissermaßen natürliche Grundlage des gesellschaftlichen Lebens. Sie selber könne aber gesellschaftlichen Zusammenhang nicht grundsätzlich vermitteln. Dies liege hauptsächlich an ihr, zweckrationaler Zugriff auf Natur und dabei im wesentlichen an technische Regeln gebunden zu sein. Interaktion hingegen setze an und orientiere sich an gesellschaftlichen Normen. Als ihr Medium habe die Sprache zu gelten. Sie sei deswegen kommunikativer Zusammenhang. Über Symbole vermittelt bezögen sich die Menschen aufeinander-[133]einder. In der Anpassung an die in Sprache verwahrten Normen und Werte finde Vergesellschaftung statt.⁴²⁹ Wenn sich die „Kritische Theorie“ auch von den Falsch- und Halbheiten der Verhaltens-, Interaktions- und Systemtheorie distanziert und ständig mit ihrer „losen Anknüpfung an Marxsche Grundbegriffe“⁴³⁰ prahlt, ist sie mit ihrem Anthropologismus, dem postulierten Primat der „Kommunikation“ und der Hypostasierung moral-praktischer Bewußtseinsstrukturen zum Motor von Gesellschaft nicht fähig, den materiell-gesellschaftlichen Lebensprozeß der Menschen zu fassen, den zwar „Kooperation und Kommunikation der vergesellschafteten Menschen ... vermitteln“, aber eben nicht „begründen“.⁴³¹ „Nicht das Bewußtsein bestimmt das Leben, sondern das Leben bestimmt das Bewußtsein. In der ersten Betrachtungsweise geht man von dem Bewußtsein als dem lebendigen Individuum aus, in der zweiten, dem wirklichen Leben entsprechenden, von den wirklichen lebendigen Individuen selbst und betrachtet das Bewußtsein nur als *ihr* Bewußtsein. Diese Betrachtungsweise ist nicht voraussetzungslos. Sie geht von den wirklichen Voraussetzungen aus, sie verläßt sie keinen Augenblick. Ihre Voraussetzungen sind die Menschen nicht in irgendeiner phantastischen Abgeschlossenheit und Fixierung, sondern in ihrem wirklichen, empirisch anschaulichen Entwicklungsprozeß unter bestimmten Bedingungen. Sobald dieser ... Lebensprozeß dargestellt wird, hört die Geschichte auf, eine Sammlung toter Fakta zu sein, wie bei den selbst noch abstrakten Empirikern, oder eine eingebildete Aktion eingebildeter Subjekte, wie bei den Idealisten“.⁴³²

Aktuell herrscht so in der bürgerlichen Soziologie der BRD ein „Pluralismus“ von Konzeptionen vor, die – bei leichter Dominanz der sozialtechnisch-verhaltenssoziologischen Orientierung – an gesellschaftlichen *Erscheinungen* zwar ansetzen: an einem *anscheinend* auf „Verhalten“ reduzierten sozialen Handeln; an einer *anscheinend* als Motor von Gesellschaft fungierenden „Interaktion“ und „Kommunikation“; an einer *anscheinend* der „Gesellschaft“ als Entität zukommenden „Systemhaftigkeit“. Indem die Konzeptionen aber auf diese Erscheinungen *fixiert* sind und sie – statt ihre konkrete Gesellschaftlichkeit aufzuzeigen – auf eine allgemeine Verhaltens-, Interaktions- und Systemnatur zurückführen, bleiben sie außerstande, an die *gesellschaftlichen Formbestimmungen* jener Erscheinungen heranzureichen. „Verhalten“ ohne gesellschaftlich-formbestimmte Bewußtseins- und Lebensverhältnisse; „Interaktion“ ohne materiell-gesellschaftliche Basis und umgreifenden Vergesellschaftungskontext; „System“ ohne tätige Subjekte und konkret-historische Qualität und [134] Entwicklung; „institutioneller Rahmen“ ohne Dialektik von Produktivkräften und Produktionsverhältnissen – damit kann das, was *gesellschaftswissenschaftlich* zu klären ist, nicht geklärt werden: die konkret-historische Vermittlung individueller und kollektiver Lebensweise auf der Basis des fundamentalen Zusammenhangs, in dem Menschen, Natur und die als Geschichte sich vollziehende Vergesellschaftung beider stehen.

Daß die Soziologie der BRD gerade aufgrund dieses prinzipiellen Mangels ihre – von den einzelnen Konzeptionen jeweils unterschiedlich realisierte – gesellschaftliche Funktion im und für den Kapitalismus erfüllt, ist offensichtlich. Obwohl ihre zu Beginn der siebziger Jahre errungene akademische, wissenschaftspolitische und gesellschaftspraktische Position bis heute – Mitte der achtziger Jahre – ziemlich abgebröckelt ist, kommt der Soziologie nach wie vor eine solche Funktion zu. Zwar haben zur Zeit die „Fachsoziologen“ erhebliche Schwierigkeiten, „fachbezogene“ Arbeitsplätze zu finden und sich dort zu halten – 1976 ist mit Blick auf diese Situation der „Berufsverband Deutscher

⁴²⁹ D. Hund/B. Kirchhoff-Hund, Soziologie der Kommunikation, a. a. O., S. 83 f.

⁴³⁰ J. Habermas, Theorie der Gesellschaft oder Sozialtechnologie?, a. a. O., S. 277.

⁴³¹ K. H. Tjaden, Zur historisch-materialistischen Entwicklungstheorie, in: M. R. Lepsius (Hrsg.), Zwischenbilanz der Soziologie, a. a. O., S. 76.

⁴³² K. Marx/F. Engels, Die deutsche Ideologie, in: MEW, Bd. 3, Berlin 1958, S. 27.

Soziologen (BDS)“ eingerichtet worden. Aber die Disziplin „Soziologie“ gilt in zahlreichen Ausbildungs- und Praxisbereichen (Politik, Pädagogik, Kommunikation, Volks- und Betriebswirtschaft, Informatik) als *das* Ergänzungsfach, als die *Hilfswissenschaft*, aus der man brauchbare *Deutungen* und *Legitimationen* ziehen kann und die deshalb in die jeweiligen Sozialisations- und Tätigkeitsfelder integriert wird. Daß die zuvor skizzierten soziologischen Konzeptionen auch dazu dienen, die *sozial-empirisch-deskriptiven*, durchweg *theoriellosen* und stur auf „Erscheinungen“ festgenagelten Datensammlungen (die übrigens großenteils von *Nicht-Soziologen* betrieben werden) auszuschnücken, ist selbstverständlich. Wichtig ist hierbei insgesamt, daß die bürgerliche Soziologie nicht mehr – wie in den zwanziger und dreißiger Jahren – der Schmollwinkel einer nachhinkenden (klein-)bürgerlichen Fraktion ist (ausgenommen Max Webers Beitrag), sondern als Wort- und Datenwaffe an der vordersten Linie der Klassenauseinandersetzung eingesetzt wird (und sich einsetzen läßt).

Aufgrund des Nachkriegs-Antikommunismus, der KPD-Zerstörung, der aktuellen Ausbildungs- und Berufsverbote sind für *marxistische Gesellschaftswissenschaftler* die Möglichkeiten sehr dünn gesät, sich an der akademischen Einrichtung und gesellschaftspraktischen Profilierung der Soziologie zu beteiligen. (Auch DGS und BDS „verhalten“ sich in Berufsverbotsfällen, die Soziologen betreffen, tief reaktionär.⁴³³) Dennoch gelingt es der amtierenden Soziologen-[135]gemeinde nicht, über die Argumente hinwegzugehen, die vor allem in den vergangenen Jahren von Marxisten gegen ihre Methodologie, Theorie, Forschung und Praxis vorgebracht wurden. Die Notwendigkeit, sich mit marxistischen Argumenten zu befassen, resultiert allerdings nicht aus der Minimalposition, die Marxisten im Lehr- und Forschungsbetrieb des Faches „Soziologie“ einnehmen. Sie resultiert vielmehr aus der *Qualität* jener Argumente, die die prinzipiellen Defizite der bürgerlichen Soziologie offenlegen und die marxistische Gegenstandsbestimmung, Argumentationsmethodik und Praxisorientierung *offensiv* als *wissenschaftliche* Antwort auf eine Soziologie anbieten, die entweder durch affirmativ-ideologische Konstruktionen oder durch Rückzug in die Sozialstatistik glänzt. Angesichts des aggressiven *Antikommunismus*, der momentan unter und von BRD-Soziologen massiv belebt wird,⁴³⁴ sind Umfang und Ausmaß der Schwierigkeiten, die der weitergehenden Verankerung der marxistischen Gesellschaftswissenschaft im Wege stehen, allerdings so ausgeprägt wie schon lange nicht.⁴³⁵

[136]

⁴³³ Vgl. dazu U. Jaeggi, Die deutsche Gesellschaft für Soziologie und ihre Soziologen, in: H. J. Krysmanski/P. Marwedel (Hrsg.), Die Krise in der Soziologie, a. a. O., S. 17 f.

⁴³⁴ Vgl. dazu K. M. Bolte (Hrsg.), Materialien aus der soziologischen Forschung, Darmstadt und Neuwied 1978; K. O. Hondrich/J. Matthes (Hrsg.), Theorienvergleich in den Sozialwissenschaften, Darmstadt und Neuwied 1978; J. Matthes (Hrsg.), Lebenswelt und soziale Probleme, Frankfurt am Main 1981; J. Matthes (Hrsg.), Krise der Arbeitsgesellschaft?, Frankfurt am Main 1983 (die Sammelbände sind Dokumentationen der in den vergangenen Jahren abgehaltenen „Soziologentage“).

⁴³⁵ Einige *Soziologen*, auf die in dieser Auseinandersetzung „positiv“ gezählt werden kann, sind unter anderen: Frigga Haug, Sebastian Herkommer, Wulf D. Hund, Hans Jürgen Krysmanski, Hellmuth Lange, Peter Marwedel, Lothar Peter, Rainer Rilling und Karl Hermann Tjaden.

Statt eines Nachworts

Am 14. Juli 1893 schreibt Engels eine Notiz an Franz Mehring. Diese ist ein präzises Motto für die reale Geschichte der bürgerlichen Soziologie, deren Part in der Klassenauseinandersetzung und ihre prinzipielle, sie durch und durch prägende Antihaltung gegenüber all dem, was sie als „Historischen Materialismus“ qualifiziert.

„Die Ideologie ist ein Prozeß, der zwar mit Bewußtsein vom sogenannten Denker vollzogen wird, aber mit einem falschen Bewußtsein. Die eigentlichen Triebkräfte, die ihn bewegen, bleiben ihm unbekannt; sonst wäre es eben kein ideologischer Prozeß. Er imaginiert sich also falsche resp. scheinbare Triebkräfte. Weil es ein Denkprozeß ist, leitet er seinen Inhalt wie seine Form aus dem reinen Denken ab, entweder seinem eignen oder dem seiner Vorgänger. Er arbeitet mit bloßem Gedankenmaterial, das er unbesehen als durchs Denken erzeugt hinnimmt und sonst nicht weiter auf einen entfernteren, vom Denken unabhängigen Ursprung untersucht, und zwar ist ihm dies selbstverständlich, da ihm alles Handeln, weil durchs Denken *vermittelt*, auch in letzter Instanz im Denken *begründet* erscheint.

Der historische Ideolog ... hat also auf jedem wissenschaftlichen Gebiet einen Stoff, der sich selbständig aus dem Denken früherer Generationen gebildet und im Gehirn dieser einander folgenden Generationen eine selbständige, eigne Entwicklungsreihe durchgemacht hat. Allerdings mögen äußere Tatsachen, die dem eignen oder andern Gebieten angehören, mitbestimmend auf diese Entwicklung eingewirkt haben, aber diese Tatsachen sind nach der stillschweigenden Voraussetzung ja selbst wieder bloße Früchte eines Denkprozesses, und so bleiben wir immer noch im Bereich des bloßen Denkens, das selbst die härtesten Tatsachen anscheinend glücklich verdaut hat. Es ist dieser Schein einer selbständigen Geschichte ... der ideologischen Vorstellungen auf jedem Sondergebiet, der die meisten Leute vor allem blendet.“⁴³⁶

[137]

⁴³⁶ Engels an Franz Mehring, 14. Juli 1893, in: MEW, Bd. 39, a. a. O., S. 97.

Anhang: Literatur zur Geschichte der bürgerlichen Soziologie

In die Textliste sind nur Arbeiten aufgenommen worden, die die Gesamtgeschichte oder längere Entwicklungslinien der bürgerlichen Soziologie thematisieren. Untersuchungen zu einzelnen Autoren oder zeitlich begrenzten Perioden sowie reine Zusammenstellungen von Originaltexten sind ausgespart worden.

Aron, R., Die deutsche Soziologie der Gegenwart, Stuttgart 1953

Aron, R., Hauptströmungen des soziologischen Denkens I u. II, Köln 1971

Bader, V./Berger, J./Ganßmann, H./Knesebeck, J., Einführung in die Gesellschaftstheorie. Gesellschaft, Wirtschaft und Staat bei Marx und Weber I u. II, Frankfurt am Main 1976

Barnes, H. E. (Hrsg.), An Introduction to the History of Sociology, Chicago 1948

Becker, H./Barnes, H. E. (Hrsg.), Social Thought from Lore to Science, Washington 1952

Bottomore, T./Nisbet, R. N. (Hrsg.), A History of Sociological Analysis, London 1978

Coser, L. A., Men of Ideas, Glencoe 1970

Coser, L. A., Masters of Sociological Thought, New York 1971

Denisoff, R. S., u. a., Theories and Paradigms in Contemporary Sociology, Itasca, 111. 1975

Dion, M., Soziologie und Ideologie, Berlin und Frankfurt am Main 1975

Eisenstadt, S. N./Curelaru, M., The Forms of Sociology: Paradigms and Crisis, New York 1976

Fletcher, R., The Making of Sociology, London 1971

Giddens, A., Capitalism and Modern Social Theory, London 1971

Giddens, A., Studies in Social and Political Theory, London 1976

Gouldner, A. W., Die westliche Soziologie in der Krise I u. II, Reinbek bei Hamburg 1974

Gugler, J., Die neuere französische Soziologie, Neuwied 1961

Hartmann, H. (Hrsg.), Moderne amerikanische Soziologie, Stuttgart 1967

Hauck, G., Geschichte der soziologischen Theorie, Reinbek bei Hamburg 1984

Hawthorne, G., Enlightenment and Despair. A History of Sociology, Cambridge 1976

[138]

Hinkle jr., R. C./Hinkle, G. J., Die Entwicklung der amerikanischen Soziologie, München – Wien 1960

Horowitz, I. L. (Hrsg.), Sociological Self-Images, Beverly Hills 1969

Jonas, F., Geschichte der Soziologie I u. II, Reinbek bei Hamburg 1976

Käsler, D., Wege in die soziologische Theorie, München 1974

Käsler, D. (Hrsg.), Klassiker der Soziologie 1 u. II, München 1976/1978

Kellermann, P., Kritik einer Soziologie der Ordnung. Organismus und System bei Comte, Spencer und Parsons, Freiburg 1967

Kiss, G., Einführung in die Soziologischen Theorien I u. II, Reinbek bei Hamburg 1976

Klages, H., Geschichte der Soziologie, München 1972

König, R. (Hrsg.), Soziologie, Frankfurt am Main 1970

Kon, I. S., Der Positivismus in der Soziologie, Berlin 1968

- Kreckel, R., Soziologisches Denken, Opladen 1975
- Lepenies, W. (Hrsg.), Geschichte der Soziologie I-IV, Frankfurt am Main 1981
- Linton, R., The Study of Man, New York 1936
- Madge, J., The Origins of Scientific Sociology, Glencoe 1964
- Martindale, D., The Nature and Types of Sociological Theory, London 1974
- Maus, H., Geschichte der Soziologie, in: W. Ziegenfuß (Hrsg.), Handbuch der Soziologie, Stuttgart 1955
- Maus, H., A Short History of Sociology, London 1962
- Mills, C. W. (Hrsg.), Klassik der Soziologie, Frankfurt am Main 1966
- Nisbet, R. A., The Sociological Tradition, New York 1966
- Nisbet, R. A., Social Change and History, London 1979
- Odum, H. W., American Sociology, New York 1951
- Parsons, T., u. a. (Hrsg.), Theories of Society. Foundations of Modern Sociological Theory I u. II, New York 1961
- Rex, J., Approaches to Sociology, London 1974
- Schilling, K., Geschichte der sozialen Ideen – Individuum, Gemeinschaft, Gesellschaft, Stuttgart 1958
- Sorokin, P. S., Soziologische Theorien im 19. und 20. Jahrhundert, Stuttgart 1931
- Timasheff, N. S., Sociological Theory. Its Nature and Growth, Garden City und New York 1957
- Tjaden, K. H., Soziales System und sozialer Wandel, Stuttgart 1972
- Weber, A. (Hrsg.), Einführung in die Soziologie, München 1955
- Wiese, L. von, Soziologie. Geschichte und Hauptprobleme, Berlin(West) 1954
- Zeitlin, I. M., Ideology and the Development of Sociological Theory, Englewood Cliffs 1968.